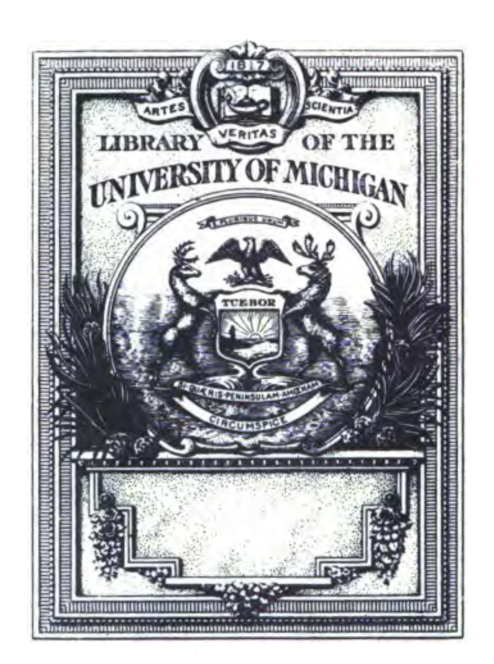
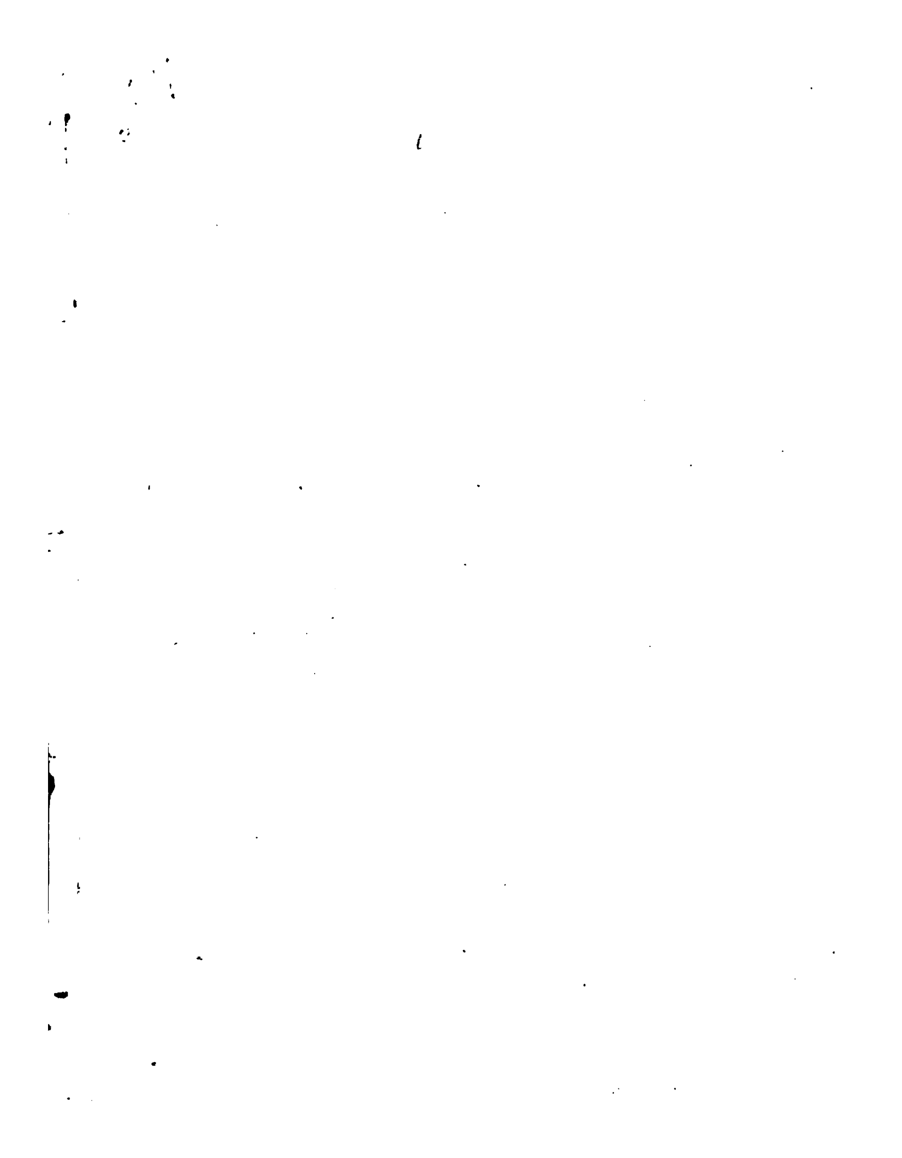

1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUÆRIS PENINSULAM AMŒNAM
CIRCUMSPICE





GUSTAV ADOLF.

Lith. v. Ed. Pietzsch & Comp. Dresd.

Gustav Adolf

und

der dreißigjährige Krieg.

Von

Ludwig Flathe,
außerordentl. Professor der Geschichte an der Universität zu Leipzig.

Mit Abbildungen nach guten Originalen.

Erster Band.

Dresden, 1841.
Eduard Pietzsch & Comp.

Inhalt.

Viertes Buch.

Fünftes Buch.

Einleitung.

In eine trübe Zeit, wo die deutsche Nation, in zwei Glaubens- und Kirchen-Parteien auseinandergefallen, in furchtbaren Kämpfen sich unter einander selbst zerriß und zerfleischte, wo den Fremden der Weg in das Vaterland durch die innere Zwietracht gebahnt ward, in eine Zeit, wo vielen Deutschen das Vaterland und alles Deutsche fast ohne Werth und Bedeutung geworden, mag Niemand zurückblicken, um jene, wenigstens zum Theil erstorbene, Zwietracht, jene Kirchen-Parteiung und jene mit ihr Hand in Hand gehende Glaubens-Feindschaft, da wo sie noch nicht erstorben, wieder aus ihrem Grabe hervorzuzaubern, um den alten Haß eines Theiles der Deutschen gegen den andern neu zu entzünden und damit den Fremden abermals den Weg in die Gauen des Vaterlandes zu weisen, die schon so oft unter deren Raublust und Herrschsucht geseufzet. Ein Zurückblicken in die Vergangenheit mit dem Gedanken, mit der Gesinnung, den Dämon jener Zwietracht wieder lebendig machen zu wollen, würde ein Hochverrath an Deutschland, ja sogar an sich selbst sein, würde ein solcher Hochverrath ganz besonders in diesen Tagen und in diesen Zeiten sein, wo, wie es scheinet, allen Deutschen von zwei Seiten her, von Osten und von Westen, durch mächtige und eroberungssüchtige Reiche die Gefahr des Angriffs auf die nationale Selbstständigkeit und Unabhängigkeit drohet. Es geschehe darum im Gegentheil das Zurückblicken in jene jammervolle, kampferfüllte und zwietrachtvolle Vergangenheit nur mit dem Gedanken an Frieden und

Versöhnung, mit dem Gedanken, daß der Deutsche, will er selbst frei und ehrenwerth bestehen, mit keinem besser zusammenstehen kann, als mit dem Deutschen.

Doch ist die Gefahr, daß die große und herrliche Nation der Deutschen über den Glauben und die Kirche wieder in offenen Zwiespalt unter einander gerathen könnte, keineswegs ganz verschwunden. Deutsche selbst sind verblendet genug, eifrig daran zu arbeiten, daß die religiös-kirchliche Spaltung, die unter den Deutschen besteht, sich nimmer verdecke, sondern sich immer erweitere. Sie sind verblendet genug dazu, weil sie der falschen Ueberzeugung leben, daß sie die geheimsten Gedanken Gottes wüßten, denen gemäß die gesammte Christenheit unter dem Dache eines und desselben äußern Kirchenbaues leben und wohnen müsse, und daß der Kirchenbau, unter dem sie sind, eben dieser allein wahre und rechte sei, somit auch der Alle umfassende sein sollte. In einem solchen Glauben vereinigen sich eine Menge von kühnen Voraussetzungen mit willkührlichen Annahmen, welche für die unmittelbare Stimme Gottes zu erachten, ein schwerer Frevel ist. Sind Deutsche verblendet genug, an dem Werke der Zwietracht unter den Deutschen zu arbeiten, so fehlet es noch weit weniger an Undeutschen, denen an dieser Zwietracht viel gelegen. Gerade in unsern Tagen und Zeiten ist in Deutschland, nicht ganz ohne Erfolg, versucht worden, die bestehende Glaubensspaltung zu erweitern und den alten Haß neu anzufachen. Die Möglichkeit der Wiederkehr einer offenen, in wilde Thaten übergehenden Zwietracht ist da, so lange die innerliche Spaltung, die Spaltung im Glauben und in der Kirche unter den Deutschen vorhanden bleiben wird. Die Möglichkeit ist da, obwohl die Wahrscheinlichkeit mangelt. Um so mehr ist sie da, diese Möglichkeit, als es in dem Glauben, den ein Theil der Deutschen

bekennt, begründet ist, denen, die außerhalb dieses Glaubens stehen, nicht Ruhe zu lassen und nicht Rast, sondern sie herüberzuziehen in den Schooß der Kirche, die sich für die allein seligmachende hält.

Um so mehr ist sie vorhanden, als dieser Theil der Deutschen durch seinen Glauben und durch seine Kirche unter fremden, undeutschen Einfluß gestellt, mit den Fremden, den Undeutschen in eine nahe Verbindung gebracht ist. Noch stehet die Nation der Deutschen, und seit länger als dreihundert Jahren, was den Glauben und die Kirche anlangt, in zwei Haupt-Parteien geschieden sich in sich selbst entgegen. Evangelische Christen nennt sich die eine, römisch-katholische Christen die andere Partei. Beide hangen durch ihren Glauben mit dem Auslande zusammen, beide zählen jenseits der Marken Deutschlands zahlreiche Glaubensbrüder in den anderen Theilen Europa's.

Aber es tritt dem, welcher die Welt mit Aufmerksamkeit betrachtet, sogleich eine wesentliche Verschiedenheit in dieser beiderseitigen Verbindung mit dem Auslande entgegen. Denn es ist die Verbindung der evangelischen Christen Deutschlands mit dem Auslande, die durch den gemeinsamen Glauben erzeugt wird, nicht eine Verbindung mit durchaus Fremden, durchaus Undeutschen, sondern nur eine Verbindung mit Ausheimischen, die zu derselben großen Völker-Familie gehören, von welcher auch die Deutschen einen Theil bilden. Die Verbindung aber der Deutschen, welche der römisch-katholischen Kirche angehören, ist eine Verbindung nicht allein mit Ausheimischen, Ausländischen, sondern auch mit durchaus Undeutschen, durchaus Fremden.

Als im sechszehnten Jahrhundert durch die Reformation das evangelische Christenthum auch als eine äußerlich erscheinende Kirche wieder entstand, wendete sich die bei weitem grö-

ßere Mehrzahl der Menschen, welche die germanische Völker-Familie bilden, demselben zu und traten aus dem römisch-katholischen Kirchenthume, in das sie durch die Verhältnisse gekommen, wieder aus, so daß das evangelische Christenthum, oder, wie es auch wohl genannt werden kann, der Protestantismus, die eigentliche Religion, der Glaube der Germanen ward. Die germanische Völker-Familie bestehet nun aus den Deutschen, sowohl den reinen und ursprünglichen, als auch einem Theile des slavischen oder wendischen Volksstammes, der allmälig deutsche Sprache, Sitte und Weise in dem Maße angenommen, daß er auch als deutsch angesehen werden muß, aus den Engländern ferner, den Schotten, den Niederländern, den Schweden, Dänen und Norwegern. Die Sitten und Weisen aller dieser Völker treffen im Wesentlichen überein, ein und derselbe Charakter ist unter ihnen zu finden und die Sprachen, welche sie reden, sind im Grunde wenig von einander verschieden. Sie sind die Söhne einer Mutter und die Kinder eines Hauses. Gleich am Anfange der Reformation erfassen sie das evangelische Christenthum und halten an demselben unter allen Stürmen fest bis auf den heutigen Tag. Die unter ihnen, welche bei dem Katholicismus verharren, schwinden zu einer kleinen Minderzahl zusammen. So ist der Gang der Dinge und der Stand der Angelegenheiten bei den übrigen Völkerschaften, die den großen germanischen Stamm bilden; nur bei den Deutschen, nur in Deutschland, ist er anders gewesen und anders geworden. Zwar entscheidet sich auch hier gleich bei ihrem ersten Entstehen der bei weitem größere Theil der Deutschen für die Reformation, wie es auch bei den anderen Germanen geschieht, weil das evangelische Christenthum der ganzen germanischen Natur, dem germanischen Charakter entspricht. Aber ein Theil bleibt doch der römischen Kirche

treu, und besonders bleibt derselben treu der größte Theil derjenigen Fürsten, deren fürstliche Gewalt auf das engste mit dem Katholicismus verbunden ist. Es bleiben der römischen Kirche fast alle geistliche Fürsten treu, und solche geistliche Fürsten giebt es nur in dem Reiche der Deutschen. Damit hat der Katholicismus in Deutschland einen Stützpunct, wie er in der andern germanischen Welt, ja in dem ganzen übrigen Europa, fehlte. An diesem Stützpuncte vorzüglich, wenn auch nicht an ihm allein, arbeitete sich der Katholicismus in Deutschland wieder empor. Theils mit Gewalt und theils durch andere Mittel wird ein sehr großer Theil der Deutschen wieder zu dem römischen Kirchenthume gebracht, und ist in demselben verharrt bis auf diesen Tag. Also ist die Spaltung unter die Deutschen gekommen, welcher die anderen Germanen entgangen sind.

Es ist dabei fast seltsam und auffallend, daß nur die Deutschen besonders in der römischen Kirche geblieben oder zu ihr, größtentheils durch Gewaltmittel, haben zurückgebracht werden können, welche in der Nähe und der Nachbarschaft der fremden und durchaus undeutschen Welt stehen, daher auch noch das meiste von dem Geiste derselben überhaupt aufnehmen konnten. Je weiter man aber von dieser fremden und undeutschen Welt sich entfernt, je mehr daher Alles rein-germanisch wird, desto weniger konnte sich im Allgemeinen der Katholicismus behaupten oder von Neuem festsetzen.

Jene fremde aber und durchaus undeutsche, dem Deutschen selbst feindliche Welt, mit welcher die eine Hälfte der Deutschen durch den Katholicismus in einer Verbindung des Glaubens und der Kirche geblieben, oder eigentlich nur nach der Reformation durch die besonderen Verhältnisse des deutschen Reiches wieder in sie hineingekommen, ist die romanische Völker-Fa-

milie, welche aus den Italienern, Franzosen, Spaniern und Portugiesen gebildet wird. Diese romanische Völker-Familie ist nun die Hauptstütze und der Hauptsitz des Katholicismus in Europa geblieben. Denn von der dritten großen Völker-Familie Europa's, den Slaven, von denen die Russen und die Polen die bedeutendsten Zweige sind, gehört im Ganzen genommen nur der kleinere Theil dem römischen Katholicismus an, der bei weitem größere dem griechischen Kirchenthume, dem morgenländischen Katholicismus, welcher durch eine tiefe Kluft der Entfremdung, ja der Feindschaft von dem römischen getrennt ist, weder diesen noch den Protestantismus als eine wahre und rechte christliche Kirche, nur sich allein als eine solche anerkennt. Denn es ist das Wesen und die Natur jedes Glaubens sich für die Wahrheit zu halten.

Also stehen die beiden Glaubens- und Kirchen-Parteien der deutschen Nation, sich selbst entgegengesetzt, mit der Außenwelt in einer gewissen Verbindung. Die Verbindung aber, in welcher der protestantische Theil stehet, ist eine volksthümliche und nationale, denn sie findet, im Ganzen und Großen genommen, nur mit anderen Germanen Statt. Auch ist sie für den katholischen Theil der Deutschen ganz ungefährlich, weil der Protestantismus nicht angreifender Natur ist. Zwar hält auch er sich für die volle und unbedingte Wahrheit, behauptet, daß in seinem Schooße allein das Christenthum recht aufgefaßt und verstanden, daß seine äußere Erscheinung, seine Kirche, die sei, welche dem Geiste und dem Worte der Schrift allein entspreche. Er will und wünscht auch, daß er allgemein werden möge, aber er meinet dafür nur auf dem Wege der Unterweisung wirken zu dürfen, weil ein Glaube und eine Ueberzeugung in einer anderen Weise gar nicht entstehen könne. Auch die Apostel des Herrn zwangen ja Niemanden den Glauben

mit Gewalt auf; der sanfte Weg der Lehre und Unterweisung war der einzige, den sie kannten. Der Protestantismus erkennet auch die unzweifelhafte Thatsache an, daß die neben ihm bestehenden christlichen Kirchen die christliche und göttliche Grund-Wahrheit ebenfalls besitzen; er sagt nur, daß sie dieselbe in einer verdorbenen, mit fremden, ja feindlichen Zusätzen verdorbenen Gestalt besäßen. Der Protestantismus beurtheilt im Uebrigen alles mit Freiheit, erkennt in Glaubens- und Kirchensachen kein anderes Gesetz an, als die heilige Schrift. Diese verbietet, irgend wen zum Glauben zu zwingen, und somit ist Jedermann vor gewaltsamen Angriffen des Protestantismus vollkommen sicher.

Eine andere Sache aber ist es um die Verbindung, in welcher der römisch-katholische Theil der Deutschen mit durchweg Fremden und Undeutschen stehet. Sie ist keine volksthümliche und nationale, eben weil sie mit wahrhaft Fremden vereiniget, für den protestantischen Theil der Deutschen aber um so gefährlicher, als der Katholicismus angreifender Natur seinem innern Wesen nach ist. Denn nicht allein, daß auch er eine volle und unbedingte Wahrheit zu sein behauptet, wie der Protestantismus, erkennet er auch die eigentlich unbestreitbare Thatsache, eine Thatsache, die genau genommen selbst auf dem katholischen Standpuncte unbestreitbar ist, daß auch der Protestantismus göttliche Wahrheit enthalte, nicht so klar und vollständig an, behauptet daher auch, daß er, der Katholicismus, allein zur Seligkeit führe, und schreibt sich die Befugniß und die Verpflichtung zu, alle Anders Gläubige zu sich herüberzuziehen. In den Mitteln und Wegen, die er dabei gegangen, ist die Straße der Apostel selten wieder zu erkennen. Nun ist das Urtheil der katholischen Welt auch nicht so frei und selbstständig, wie das Urtheil der protestantischen, es richtet

sich auch nicht nach dem Worte der Schrift allein, sondern erkennet die Autorität der Kirche und besonders die Autorität des apostolischen Stuhles in Rom, des Pabstthums, an.

Rom aber hat in früheren Zeiten den Grundsatz aufgestellt und ihn vielfach befolgt, daß die Anders Gläubigen nicht allein durch die Unterweisung, sondern überhaupt durch jedes Mittel, und wenn es das gewaltsamste und das blutigste wäre, zum Katholicismus herübergezogen werden müßten. Sie haben in Rom sogar die Lehre aufgestellt, daß der Leib getödtet werden müsse, um die Seele zu retten; sie haben diesem Grundsatze eine furchtbare Anwendung gegeben und die qualvollste Art des Todes ersonnen, um Hunderttausende und abermals Hunderttausende von der Erde Gottes zu bringen, wenn sie ihren Glauben und ihre Ueberzeugung nicht verläugnen, wenn sie nicht mit dem Munde und mit der äußeren That einen Glauben bekennen wollten, der doch im Herzen nicht geschrieben stand. Sie haben Ströme von Blut und Flüsse von Thränen fließen lassen. Nicht allein denen sind sie, die Thränen und das Blut, ausgepreßt worden, die gar nicht römisch-katholisch waren und es nicht werden wollten, sie sind auch ausgepreßt worden Vielen der Römisch-Katholischen selbst, wagten sie etwas zu bezweifeln, davon Rom nicht wollte, daß es bezweifelt werden sollte, obwohl nicht einmal ausgemacht, ob das Bezweifelte ein wirklich katholischer Glaubenssatz, oder ob es nur ein römischer sei, was in vielen Fällen wiederum zweifelhaft gewesen und in manchen noch heute zweifelhaft ist.

Nun ist allerdings wahr, es hat Rom die große Macht, mit welcher es in früheren Jahrhunderten die katholische Welt für seine oftmals rein-weltlichen Zwecke gegen die Könige und Fürsten, für seine kirchlichen Zwecke gegen Anders Gläubige in Bewegung setzen konnte, längst verloren, und die katholische

Welt selbst ist milder gestimmt worden gegen Anders Gläubige. Nicht allein aus diesen Gründen, sondern auch aus anderen noch möchte es eine Unmöglichkeit sein, den Grundsatz „tödte, um die Seele zu retten" wieder lebendig zu machen. Denn die Verhältnisse Europa's haben sich im Vergleich zu jenen Zeiten, wo der Grundsatz zu einer blutigen Wahrheit gemacht ward, wesentlich geändert. Die kleine Minderzahl, welche früher gegen Rom war, und welche sich tödten lassen mußte, eben weil sie eine kleine Minderzahl war, ist durch die Reformation des sechszehnten Jahrhunderts zu Umfang, Bedeutung und solcher Macht gekommen, daß sie sich nicht mehr tödten zu lassen braucht. Sie würde Wehr und Waffen nehmen, wenn sie angegriffen würde, und der Ausgang des Kampfes um so zweifelhafter sein, als dann der katholischen Welt nicht die protestantische allein, sondern auch die morgenländisch-katholische feindlich entgegenstehen würde. Also hat sich die Anwendbarkeit jenes Grundsatzes eigentlich von selbst gehoben. Ist aber allerdings ein offener Kampf gar nicht mehr zu fürchten, so ist doch immer noch zu fürchten die Zwietracht und der Zwiespalt, die von einer undeutschen, einer fremden, von der römischen Gewalt unter die Deutschen geworfen werden kann, so lange ein Theil derselben mit ihr in einer solchen Glaubens- und Kirchen-Verbindung stehen bleibt, wie sie noch jetzo Statt findet, so lange ein Theil der Deutschen jener fremden und undeutschen Macht das Recht, sie zu lenken und zu leiten, noch nicht gänzlich abgesprochen, so lange in dem Glauben und in den Vorstellungen desselben überhaupt noch die Möglichkeit einer Erhebung gegen die deutschen Brüder liegt, welche eines andern Glaubens sind, welche das Christenthum von einer andern Seite aufgefaßt haben.

Darum könnte für Deutschland keine größere Wohlthat,

Der Protestantismus ist die unfreie Auffassung dieses Christenthums. Er hält sich allein an die heilige Schrift, besonders des neuen Bundes, und behauptet von derselben, daß sie die alleinige, ausschließliche und unbedingt oberste Erkenntnißquelle alles Christlichen sein müsse, vor welcher nichts Anderes bestehen könne. Dabei kommt dem Protestantismus zu Hülfe, daß in dieser heiligen Schrift selbst nie von etwas Anderem, als von ihr selbst die Rede, daß nirgends wirklich und wahrhaftig gesagt oder auch nur angedeutet, es solle neben ihr noch eine andere Erkenntnißquelle geben. Der Protestantismus ist auf der einen Seite für den Menschen Unfreiheit, indem er ihn durchaus unter die Herrschaft des einmal gegebenen und einmal so gegebenen göttlichen Wortes stellt, wird aber auf der anderen Seite dadurch zur Freiheit, daß er ihn frei spricht von Allem, was in diesem Worte nicht geoffenbart. Der römische Katholicismus dagegen ist die freie Auffassung des Christenthums, in welcher der Mensch sich keinesweges an die Schrift, besonders des neuen Bundes, allein gebunden erachtete, sondern auch eine Kette von Meinungen und Vorstellungen, die wenigstens nach protestantischem Urtheile, welches auch alle geschichtliche Zeugnisse für sich hat, allmälig entstanden, ohne in der Schrift einen unmittelbaren Grund zu haben, durch die kühne Annahme, daß eine Ueberlieferung (Tradition) neben der Schrift herlaufe, die eben so göttlich, wie diese selbst, für eine zweite, gleich gültige Erkenntnißquelle erklärte. Die Freiheit des Katholicismus fand aber nur Statt während der Bildung jener Kette von Meinungen und Vorstellungen. Als er sie geschlossen und sich unter sie gestellt, ward er Unfreiheit.

Keinesweges ist erst durch Reformation des sechszehnten Jahrhunderts das evangelische Christenthum in die Welt gekommen; nicht erst Luther, Zwingli und Calvin haben es ge-

bracht, es ward und entstand mit dem Christenthume selbst. Es ist die unzweifelhafteste Gewißheit, welche ausgesprochen werden kann, daß in den ersten Jahrhunderten nach dem Tode Christi kein anderes Ansehn, keine andere Entscheidung als die, welche in der heiligen Schrift lag, von den rechtgläubigen Christen anerkannt ward. Die Lehren der Priester und der Bischöfe, die Entscheidungen und die Aussprüche der Kirchenversammlungen oder Synoden, Alles, begehrte man, stehe unter der höhern Autorität der Schrift. Des Ganzen Grundstein, Lebensquelle des Ganzen war diese heilige Schrift. Mit Recht begehrten daher die frommen und würdigen Diener der Kirche, daß der Inhalt derselben allen Ständen bekannt sei, selbst den Frauen und Kindern. Man begriff nicht, wie man Christ sein könne, ohne die Schrift zu kennen. Von den Dingen, welche nun einmal in der heiligen Schrift des neuen Bundes nicht stehen, wußte daher auch Niemand in den ersten Zeiten des Christenthums. Niemand kannte eine Tradition, die als eine zweite und eben so heilig zu haltende und eben so untrügliche Erkenntnißquelle der Wahrheit, als die heilige Schrift anzusehen sei, Niemand kannte die Lehre von der Verdienstlichkeit des ehelosen Standes und anderer äußerer Werke, Niemand meinte, daß die Heiligen eine Macht der Vermittelung bei Gott besäßen und deshalb von den Menschen angerufen werden müßten. Zwar behauptet die römisch-katholische Kirche von diesen Dingen das Gegentheil. So lehrt sie zum Beispiel in den Schlüssen der Tridentiner Synode, daß die Heiligen schon seit den Zeiten der Apostel angerufen worden. Aber es ist das und Aehnliches nur kühner Machtspruch, der mit allen geschichtlichen Zeugnissen in dem härtesten Widerspruche stehet.

Indessen ist eben so gewiß, daß die Zeit, in welcher die Christen das Evangelium allein als ihre Richtschnur anerkannt,

nur solche Vorstellungen gehabt, die mit demselben in Uebereinstimmung, nur solche Bräuche ausgeübt, die wenigstens nicht im offenen Widerspruche mit demselben stehen, eben nicht lange gewährt hat. Etwa drei Jahrhunderte kann man hier im Großen und Allgemeinen annehmen. Von dieser Zeit an kommen allmälig eine Reihe von Vorstellungen unter den Christen auf, die keinen Grund und Boden in der heiligen Schrift haben, davon ein solcher Grund und Boden höchstens nur durch ganz willkührliche und erzwungene Erklärung der Schriftstellen gegeben werden kann. Dahin gehört besonders der Glaube, daß die Kirche auch äußerlich nothwendigerweise eine Einheit bilden müsse, daß in dieser einen Kirche den Priestern allein, und besonders der obern Ordnung derselben, den Bischöfen, unbedingte Gewalt zustehe zu entscheiden, was als christlich zu glauben und anzusehen sei und was nicht, daß dieselben Priester ein heiliges Volk Gottes auf Erden wären, das frei und unabhängig von der übrigen Welt sein müsse, daß gewissen äußerlichen Dingen und Zuständen eine heiligende und reinigende Kraft beiwohne, daß es Heilige gäbe, die eine Vermittelungsmacht bei Gott besäßen und darum von den Menschen angerufen und verehrt werden müßten. Vergebens widerstehen einige der gelehrtesten Diener der Kirche dieser durchaus neuen Richtung, welche in das Christenthum allmälig kommt und in die Ueberzeugung der Menschen dringt. Ihre Stimme wird übertönt, denn die bei weitem größere Mehrzahl der Menschen ergreift diese Richtung mit Freudigkeit und Eifer, weil sie, wenigstens zum Theil, sich wieder den Ansichten und Meinungen anschließt, welche im Heidenthume die Menschen beherrscht hatten. Und ein großer Theil der damaligen Christen war nicht im Christenthume aufgewachsen, sondern im Heidenthume und war erst nachmals in das Christenthum eingetreten.

Die vielen neuen Meinungen und Vorstellungen, welche aufgekommen, und die denselben gemäße Dinge und Einrichtungen, die ebenfalls hervorgetreten, wollten durch einen obersten Grundsatz um so mehr festgestellt sein, als sie aus der Schrift des neuen Bundes nicht gerechtfertiget werden konnten. Darum ward die Lehre von der Tradition oder der Ueberlieferung aufgestellt. Diese besagte, daß neben der heiligen Schrift, aus Christi Munde stammend und durch die Apostel fortgepflanzt, noch eine zweite Erkenntnißquelle der Wahrheit vorhanden sei und bei der Kirche stets durch den heiligen Geist erhalten werde. Was nun nicht aus der heiligen Schrift als Wahrheit erhärtet werden konnte, ward erwiesen durch diese Ueberlieferung. Was allmälig in die Kirche, in die Vorstellungen und Bräuche der Menschen mit großer Allgemeinheit hineingekommen, von der Mehrzahl der Priester und Bischöfe an und aufgenommen worden, galt als christlich fortan zwar nicht nach der Schrift, aber nach der Ueberlieferung. Die Wahrheit der Ueberlieferung selbst aber konnte nicht weiter bewiesen werden und ward auch später nicht wirklich und wahrhaftig bewiesen.

Es geschah nun, daß nach dem Falle des römischen Reiches eine ungemein rohe und wilde Zeit über Europa kam, welche das Mittelalter genannt wird, eine Zeit, welche besonders in der ersten Hälfte ihres tausend Jahre umfassenden Raumes ungemein roh, kenntnißlos und wild war. Bei dem Eintritte dieser Zeit, am Ende des fünften christlichen Jahrhunderts, war durch die bereits aufgekommenen Ansichten, Meinungen und Bräuche, die nicht in der Schrift begründet, aber durch die Ueberlieferung als geheiligt betrachtet wurden, schon der Grund und Boden zu einem weiteren Verderben gelegt, das in der allgemeinen Rohheit und Unwissenheit üppig emporwuchern konnte. Die heilige Schrift kam in fast gänzliche Vergessen-

heit, nicht etwa unter dem Volke allein, sondern auch bei denen, welche sich Gelehrte nannten und als solche von der Welt angesehen wurden. Die natürliche Folge davon war, daß das Leben und die Sitten immer wilder und wüster wurden. Bis zum Anfange der Reformation des sechszehnten Jahrhunderts ist es nun auch damit immer tiefer und tiefer abwärts gegangen. Die letzten Schriftsteller, welche vor dem Beginne jener Reformation gelebt und geschrieben, sagen es klar, unzweideutig, oft und unter den bittersten Klagen, daß, was das Leben und die Sitten der Menschen anlange, Alles dicht am Rande des Unterganges stehe.

Trost aber und Beruhigung suchte das menschliche Gemüth auch in jener wilden und rohen Zeit, welche das Evangelium vergaß, es suchte einen Weg zum Himmel, und weil es den wahren und rechten verloren, machte es sich einen anderen. Der wahre und rechte Weg liegt darin das Christenthum zu kennen; das Herz und die Gesinnung mit demselben zu durchdringen, ihm gemäß zu glauben, zu leben, zu denken und zu handeln. Indem dieser wahre und rechte Weg verloren, betritt das menschliche Geschlecht einen anderen. Man meinet durch äußere Werke die Reinigung und Heiligung gewinnen zu können, welche doch nur gewonnen werden kann durch das Leben und durch die Gesinnung. Man stürzt sich in diese äußere Werke um so lieber hinein, als solche Dinge zu thun, wie schwer sie an sich selbst auch immer erscheinen mögen, doch unendlich leichter ist, als das Herz und Sinn immer den streng-moralischen Geboten des Christenthums, so weit es die menschliche Schwäche zuläßt, gemäß zu halten. Darum vervielfältigen sich die Klöster, die Mönchsorden, die Einrichtungen und Bräuche, durch welche das Fleisch abgetödtet und der Geist erhoben und geläutert werden soll. Darum wurden der

Büßungen, Geißelungen, Kasteiungen, Wallfahrten und Ceremonien immer mehrere und mehrere gemacht. Man glaubte, je beschwerlicher, lästiger drückender, je zermalmender für den Körper das äußere Werk sei, desto mehr müsse dadurch der Geist gereiniget und geläutert, auch die Gnade und das Wohlgefallen Gottes verdient werden, für den diese schweren Werke gewissermaßen übernommen würden. Es würde indessen falsch und unrecht sein zu sagen, daß wahrhaft christliche Vorstellungen dabei nicht auch noch Statt gefunden. So ganz und gar war die Wahrheit des Evangeliums von den Menschen nicht vergessen worden, daß sie nicht selbst die fremdartigen Dinge, die sie in ihre Vorstellungen und in ihre Bräuche brachten, noch auf einen christlichen Grund und Boden hätten stellen, sie mit denselben in Verbindung hätten setzen sollen. Man begehrte, daß jene Werke, wenn sie fruchtbringend sein, wenn sie dem Menschen ein Verdienst bei Gott gewinnen sollten, verbunden werden müßten mit dem reinen und tugendhaften Gedanken, mit dem frommen und christlichen Vorsatz, mit der innern Reue und Zerknirschung.

Aber man verkannte dabei zuerst den Willen Gottes, der sich in der Zusammenbildung der menschlichen Natur ebenfalls offenbart. Das Sinnliche und das Geistige ist in dem Menschen von Gott vereinigt, nicht damit das Eine durch das Andere vernichtet werde, sondern damit sie beide in naturgemäßem Gleichgewichte sich bewegen sollen. Die Aufgabe des Lebens ist nicht, die sinnliche Natur, das Fleisch, wie man es nannte, abzutödten, sondern sie dem Geiste unterzuordnen und sie ebenfalls zur Erreichung höherer, geistiger Zwecke zu verwenden. Am grausamsten rächten sich die Irrthümer, in denen man lebte, immer in den Klöstern. Die Gelübde, welche hier gegen die Natur abgelegt werden mußten, wurden doch nur von

den allerwenigsten wirklich erfüllt, Tausende aber und abermals Tausende zu heimlichen und offenen Freveln getrieben. Um die Zeit der Reformation war der größte Theil der Klöster Sitz der Ungebundenheit und Frechheit, Stätte des Lasters. Ferner ward durch den sehr grossen Werth, den man auf die äußeren Werke legte, unter den Menschen doch die Vorstellung verbreitet, daß sie die Hauptsache wären, die innere Reinigung nur eine Nebensache sei. Darauf mußten die Menschen um so mehr kommen je weniger abzusehen war, warum man die schwere Pein der Ehelosigkeit, der Geißelung, der Wallfahrt und ähnlicher Dinge eigentlich auf sich zu nehmen habe, wenn man nicht etwas Schlagendes und Kräftiges dadurch allein erlange. Das ward nun auch die herrschende Ansicht der Menschen, und leichtsinniges und ruchloses Leben stellte sich auf der einen Seite und auf der andern äußerliche Werkheiligkeit dicht zusammen.

Auch die Anbetung der Heiligen, die Verehrung ihrer Reliquien und die hiermit in Verbindung stehenden Dinge verbreiteten sich immer mehr und füllten den Gottesdienst der Christen aus. Auf das Volk, seine Gesinnung und seine Sitten wirkte das gleich nachtheilig. Die ganze Vorstellung von der Wirksamkeit der Fürbitten der Heiligen bei Gott hat Etwas in sich, das mit Nothwendigkeit die sittliche Kraft in dem Menschen schwächen und das reine und unbedingte Gottvertrauen mindern muß. Bitten die Heiligen vor bei Gott und ist diese Bitte an sich selbst von einer Wirksamkeit, warum soll sich doch der Mensch selbst anstrengen so rein zu werden, als er trotz der Schwäche seiner Natur es doch immer noch vermag. Die Lehre, daß die Heiligen durch ihre Werke mehr Gnade bei Gott gewonnen, als sie für sich selbst bedurft zu eigener Reinigung und Heiligung, und daß der Schatz dieser Gnade dem Pabste

zu Rom, als dem Statthalter Gottes auf Erden, überlassen sei, um ihn zu vertheilen unter die Sterblichen, der Brauch dieser Päbste durch ihre Jubeljahre und ihre Ablässe, wie sie behaupteten, die Vergebung der Sünden den Menschen zu bringen, die Lehre von dem sich immer wiederholenden Sühnopfer der Messe, alles Dinge, welche durch den freien Menschengedanken erzeugt, durch die Annahme aber, daß sie durch die Ueberlieferung des heiligen Geistes gekommen und daher in der Schrift nicht enthalten zu sein brauchten, doch mit dem Stempel des Göttlichen versehen wurden, mußten die sittliche Kraft in den Menschen ungemein schwächen und schwächten sie in der That. Der Katholicismus machte es im Allgemeinen den Menschen leicht und bequem, eröffnete einen unschweren Weg in den Himmel. Die Heiligen bitten vor, die Kirche und der Pabst, sie bieten den Ablaß und die Vergebung der Sünden, ein äußeres Werk, das vielleicht bald gethan, erwirbt ein Verdienst für Läuterung und Reinigung.

Aber ein wahres christliches Leben kam damit nicht empor. In den beiden letzten Jahrhunderten vor der großen Reformation schienen sich alle Abgründe aufgethan zu haben, und ein Jammerton durchdrang die Welt, ein Begehren, ein Verlangen, daß man die Kirche reformiren müsse, erfüllte sie. Aus dem Munde der Völker ließ sich die Stimme Gottes vernehmen. Diese Stimme aber ward von denen, welche die nächste Pflicht hatten sie zu hören, nicht beachtet. Sie ward nicht beachtet von der Priesterschaft, von den Bischöfen, von den Päbsten. Denn es hatte diese Priesterschaft statt zum Segen, sich zum Unsegen für die christliche Welt gemacht.

Die römisch-katholische Priesterschaft hatte vor der Reformation eine Stellung in der europäischen Welt, die selbst aus dem jetzigen Katholicismus fast verschwunden, zum Theil vor dem

Lichte der Reformation verloschen ist. Denn auch der Theil der Welt, der nach der Reformation katholisch blieb, ist darum den Einflüssen dieser Reformation keineswegs ganz entgangen. Diese Priesterschaft, als ob davon die eigene und der Mitchristen Frömmigkeit, Reinheit und Christlichkeit abhinge, hatte mit dem ungeheuersten Eifer ihre Ansprüche immer weiter gesteigert, ihre Stellung in der Welt immer mehr zu erhöhen getrachtet. Sich selbst nannte sie vorzugsweise die Kirche, welcher der Geist Gottes fortwährend die sogenannte Ueberlieferung offenbare, weshalb sie sich endlich auch eine vollkommene Untrüglichkeit beilegte. Die Ehrwürdigkeit und Heiligkeit, welche dem Christenthume selbst gebührt, schrieb sie auch sich zu, und behauptete, daß diese nicht erst durch reines Leben und reine Sitte ihr gegeben zu werden brauche, da sie auf der priesterlichen Weihe besonders beruhe. Ihre Heiligkeit führe es mit sich, hatten sie ferner behauptet, daß die Fürsten und die Gerichte der Welt nicht über ihnen ständen, ihnen nichts zu gebieten, sie nicht zu richten hätten. Die Freiheit, welche sie dadurch in der That erlangt, ward auf das entsetzlichste zur Verwirrung des Lebens und des Staates gemißbraucht. In den ersten Jahren gleich der Reformation setzte der Reichstag der Deutschen hundert Beschwerden über die kirchlichen Zustände auf. Er sagt darin über die Priesterschaft, daß es mit den Lastern und Freveln derselben nicht mehr auszuhalten, daß Alles untergehen zu müssen scheine. Es versteht sich von selbst, daß es der frommen und ehrwürdigen Bischöfe, Priester und Mönche noch immer viele gab, wie denn auch in den allerbösesten Zeiten der Geist des Christenthums überhaupt keineswegs ganz verschwunden war. Es ist nur die Rede von der Mehrzahl, die allerdings eine unermeßliche Mehrzahl war, über welche die gute und gesunde Minderzahl sich in die bittersten Klagen vergeblich ergoß.

An der fast vollkommenen Freiheit von der Welt, wie sie es nannten, hatten sie keinesweges genug gehabt. Auch die Welt selbst wollten sie haben und eines guten Theiles derselben hatten sie sich in der That bis auf die Zeiten der Reformation bemeistert. Sehr zeitig im Mittelalter ward von ihnen die Lehre aufgestellt, daß auch durch Gaben und Schenkungen an die Kirche von den Menschen ein Verdienst bei Gott gewonnen werde, eine Lehre, welche eben so viel, wie die, von denen bereits gesprochen, zur Verminderung der sittlichen Kräfte des Menschen, zur Schwächung der wahren Wirksamkeit des Christenglaubens beitrug. In jenen Zeiten ward der Glaube der Menschen nicht bestimmt durch etwas Sicheres, durch etwas mit unzweifelhafter Klarheit Feststehendes, welches Jedermann zugänglich und welches Jedermann selbst hätte beurtheilen können. Ein solches Sicheres und Feststehendes hat sich die evangelisch-christliche Welt nachmals in der Annahme der alleinigen und obersten Autorität der Schrift gewonnen. Die damalige Welt, welche diese Schrift kaum mehr kannte, hatte dafür ein Schwankendes und Unsicheres, und die Aufstellung und die Beurtheilung desselben befand sich allein in den Händen der Kirche, das heißt, der Priesterschaft. Wenn sie nun Lehren aufstellte, welche den rohen, grobsinnlichen Vorstellungen der damaligen Zeit gemäß waren, fand sie den willigsten Glauben. So war es mit dieser Lehre, daß durch eine Gabe an die Kirche, die hier als Stellvertreterin Gottes auf Erden gedacht ward, ein Verdienst bei Gott selbst gewonnen werde. Also strömten unermeßliche Reichthümer, besonders an liegenden Gründen, in den Schooß der Kirche zusammen, welche fortwährend durch alle Mittel und Wege vermehrt wurden. Damit kam die Priesterschaft so weit, daß Gefahr war, alles Grundeigenthum Europa's würde in

ihre Hände kommen. Vom vierzehnten Jahrhundert an mußte daher in vielen Staaten die weitere Vermehrung des Kirchengutes verboten werden. Dieselbe Priesterschaft legte dabei das Gelübde der apostolischen Armuth ab. Um das Gelübde mitten in dem Genusse der größten Reichthümer zu retten, nehmen sie zu einer seltsamen Bildung ihre Zuflucht. Nicht ihr selbst gehörten, so sagte sie, diese Reichthümer, sondern der Kirche; sie selbst habe davon nur den Nießbrauch, folglich lebe sie doch in apostolischer Armuth.

Aber auch von einer anderen Seite noch waren die Priester der Welt beigekommen. In fast allen europäischen Staaten hatten besonders die Bischöfe einen unmittelbaren Antheil an der Herrschaft zu gewinnen verstanden, was ihnen dadurch ungemein erleichtert worden, daß im Mittelalter fast allenthalben ständische Verfassungen in sehr großer Ausdehnung bestanden. In diese Stände hatten sie sich auf verschiedene Weise eingedrängt. Mehr als einmal und in mehr als einem Staate ward von ihnen versucht, sich der Herrschaft allein oder doch fast allein zu bemeistern. Stets vermischten sie die Kirche und das Christenthum mit einander, setzten beide in so enge Verbindung unter einander, daß sie in der That in den Vorstellungen der Menschen kaum noch getrennt erschienen. Sie behaupteten nun, die Kirche, welche das Christenthum sei, müsse die Welt beherrschen, welcher Christ könne das bezweifeln! Auf diesem Wege gedachten sie die Herrschaft über die Welt an sich zu bringen, denn die Kirche, das waren nun wiederum sie. Indessen wollte es damit nicht gelingen und der europäische Staat rettete sich nach vielen Kämpfen noch vor dem Priesterthume.

Die Welt aber verwirren, sie in Jammer, Thränen, Noth, Krieg und Unheil stürzen, das haben sie, die Priester, durch solche Behauptungen und die Versuche, sie zu einer Wahrheit

zu machen, wohl vermocht. In dieser Beziehung trägt der Stuhl zu Rom zweifelsohne die meiste Schuld. Die übrige Priesterschaft hatte theils selbst mit daran gearbeitet, theils es doch geduldet und zugelassen, daß der bischöfliche Stuhl zu Rom allmälig immer höher und höher sich über die anderen Bischöfe stellte, bis es dahin kam, daß der Pabst zu Rom angesehen ward als der Statthalter Gottes auf Erden, das Haupt der Kirche und des Glaubens, von dem jegliche Bestimmung ausgehen, durch den jegliche Bestimmung, welche den Glauben und die Kirche betraf, wenigstens genehmigt werden müßte, der Herr ganz besonders aller Mitglieder des priesterlichen Standes. Der Pabst zu Rom ward die Kirche im engsten, eigentlichsten und vorzüglichsten Sinne, während die Bischöfe und die untere Priesterschaft die Kirche fortan nur noch in einem weiteren Sinne waren. Die ganze Priesterschaft des katholischen Abendlandes hatte sich gewissermaßen in die Knechtschaft des apostolischen Stuhles gethan, jedoch in eine mindestens halb freiwillige Knechtschaft. Denn der größte Theil der Bischöfe und Priester hielt es zur Erhaltung des eigenen Ansehns, der eigenen Macht und der eigenen Reichthümer für nothwendig, daß einer aus ihrer Mitte in dem Glauben der Menschen so hoch als möglich gestellt, angesehen werde wie ein Gott auf Erden, damit er im Stande sei, alle Bewegungen, welche gegen das gemeinsame priesterliche Interesse sich emporthun möchten, niederzuhalten und niederzuschlagen. Darum lassen sie auch die Macht des Pabstes erst im zwölften und dreizehnten Jahrhundert recht bis zu jenem Höhepunkte steigen, weil von dieser Zeit an auch die Bewegungen der Menschen gegen das Gebäude, welches der priesterliche Stand sich aufgerichtet, anfangen bedeutender zu werden.

Besonders in den beiden letzten Jahrhunderten vor der

Reformation mißbraucht auch das römische Pabstthum die ihm über die Kirche gewordene Macht auf eine ungeheuere Weise. Es bemeistert sich der Besetzung aller kirchlichen Stellen, verkauft und verhandelt sie auf unwürdige Art, belastet sie mit Steuern und Gaben, achtet kein Herkommen und kein Gesetz der früheren Zeit, vernichtet alle Ordnung und alle Zucht. Wie die ganze Priesterschaft die Stellung, welche sie sich gebildet, als wesentlich zum Katholicismus gehörend betrachtete, so betrachtete das Pabstthum zu Rom nicht minder so die seinige. Wer so etwas anzutasten, oder auch nur zu bezweifeln wagte, hieß ein Feind der Kirche und des Glaubens und ward, vermochte man es, dem Flammentode überantwortet.

Aber noch ehe die Verwirrung und Auflösung der gesammten Kirche durch das Pabstthum ihre höhere Grade erreichte, war die Welt oftmals durch eben dasselbe in Jammer und Noth gestürzt worden. Das Pabstthum, wie es in der Lehre der Priester, und demgemäß auch in den Vorstellungen der Menschen, die Kirche im eigentlichen und letzten Sinne geworden, ging nun auch von dem Gedanken aus, daß der Kirche die Herrschaft über die Welt gebühre, und fand, daß sie somit ihm gehöre. In den Schriften noch viel späterer eifriger Anhänger des römischen Stuhles findet sich diese Lehre stark und bestimmt ausgesprochen, daß der Pabst der eigentliche Herr und König des gesammten Erdkreises sei. In dem Mittelalter aber wird vielfach versucht, diesen Gedanken zu einer Wirklichkeit zu machen. Bald unter diesem, bald unter jenem Vorwande greifen die Päbste die mächtigsten Fürsten und Herren an, um sie selbst zu vernichten, ihre Reiche zu verwirren und dadurch ihrer künftigen Herrschaft den Weg zu bereiten. Dabei erklärt es einer derselben, Bonifacius VIII., geradehin für ein wesentliches Stück des Glaubens, an dem bei Verlust der

Seligkeit gehalten werden müsse, daß dem Pabstthum zu Rom auch das oberste weltliche Herrnthum gehöre. Aber nur verwirren und in Unfrieden bringen konnten die Päbste durch solche Behauptungen und die Versuche, sie in Wirklichkeit zu setzen. Niemals konnten sie auch nur bis zu den Anfängen der geträumten und erwünschten Weltherrschaft gelangen.

An dem Ende des sogenannten Mittelalters, welches an den Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts gesetzt wird, hatte Europa von dieser Weise das Christenthum aufzufassen und zu behandeln, gute Früchte nicht geerndtet. Den Spruch „an ihren Früchten sollt' ihr sie erkennen" konnte man, in dem guten Sinne des Wortes, nicht auf die damalige Kirche anwenden. Denn das Volk war, im Ganzen und Großen genommen, ohne ächt-christliches Leben und ohne Sittlichkeit. Der Glaube an die Kraft der guten Werke, an die Heiligen, an den Ablaß des Pabstes, an die Höhe und Heiligkeit des Priesterthums war freilich auch nicht eben geeignet gewesen, etwas Anderes zu schaffen. Ja nicht Unsitte allein bemerkte man in der damaligen Welt und Aberglauben, auch der volleste Unglaube hatte seine zahlreichen Anhänger gefunden. In Rom besonders, wo der Sitz der Nachfolger der Apostel sein sollte, in Italien, unter den romanischen Völkern überhaupt, bemerkte man diesen Unglauben bei den höheren Ständen der Gesellschaft. Die germanischen Völker dagegen zeigten schon damals, als sie noch dem römischen Katholicismus angehörten, ihren anderen, bessern Character. Schon damals stand ihre Sittlichkeit höher, schon damals faßten sie mehr die sittliche Seite des Christenthums auf. Die Priesterschaft aber ließ mit sehr geringen Ausnahmen die Menschen auf der Straße gehen, auf welcher sie sich befanden. Der allgemeine Verfall schien sie nicht zu kümmern. Die Erhaltung und Vermehrung der welt-

lichen Macht und ihrer Reichthümer war das Einzige, das ihr noch von Werth und Bedeutung schien. Die Lehre, und ganz besonders die Lehre der heiligen Schrift, war ihr in fast gänzliche Vergessenheit gekommen. Ja die heilige Schrift, da man von ihr doch so viel noch wußte, daß ihr Inhalt dem gegenwärtigen Stande der Dinge widersprach, ward für etwas Bedenkliches, sogar Gefährliches angesehen.

Eine nicht kleine Anzahl frommer und ehrwürdiger Männer, an denen es zu keiner Zeit ganz fehlte, die durch Schriften zu uns gesprochen haben, wissen nicht sattsam Worte zu finden, um den allgemeinen Zustand der Dinge verworren und verwirrt, wüst und aufgelöst genug zu schildern. Es ging ein großes, weitverbreitetes Gefühl durch die Welt, daß der Zustand der Kirche böse geworden sei. Mehr als ein Jahrhundert vor der Reformation begehrte ein großer Theil der Menschen laut, ja ungestüm, daß eine solche Reformation in der Kirche vorgenommen werde. Sie waren aber zumeist noch in dem Glauben, welcher ihnen eingeprägt worden, welcher seit Jahrhunderten der herrschende, daß über Glaubens- und Kirchensachen nur zu entscheiden habe die Kirche selbst. Die Kirche, das hieß in den Vorstellungen der damaligen Zeit besonders die römischen Päbste und die Bischöfe, wenn sie auf einer Synode versammelt waren. Also hatten diese selbst es in den Händen, wenn und wie sie reformiren wollten. Sie reformirten gar nicht, hielten die Erwartungen der Menschen von einer Zeit zur andern hin und täuschten sie endlich ganz. Denn sie meinten, dafern sie selbst irgend etwas von dem jetzo herrschenden Glauben für unhaltbar erklärten, würden die Menschen aufwachen und auch an dem Gebäude des Glaubens an die Priestermacht gerüttelt werden, diese nicht lange darauf zusammenbrechen. Es ward klar und offenbar, daß durch diese

Kirche selbst nun und nimmermehr eine Reformation kommen werde.

Die römisch=katholische Kirche selbst erkennet die Richtigkeit des Grundsatzes an, daß nicht dadurch ausgemacht und bestimmt werde, was Wahrheit sei, ob sie von einer großen, oder von einer kleinen Anzahl Menschen angenommen sei und bekannt werde. Nun war die Weise das Christenthum aufzufassen, von der eben in der Kürze gesprochen worden und welche der römische Katholicismus des Mittelalters war, allerdings von der bei weitem größern Mehrzahl der Priester und der Nicht=Priester an und aufgenommen worden, ward von ihnen als der allein wahre angesehen. Aber das kann über die Wahrheit um so weniger entscheiden, je kenntnißloser, wüster, sinnlicher und wilder die damalige Zeit war, je deutlicher es an der allgemeinen Verwirrung und Auflösung, die an dem Ende des Mittelalters hervortrat, sich offenbarte, daß der Grund und Boden, den sie sich am Anfange desselben gebildet, schwerlich der allein wahre wirklich sein konnte.

An einer Minderzahl, welche das Christenthum von einer andern, von der evangelischen Seite auffaßte, hatte es dabei auch kaum zu einer Zeit gefehlt. Nicht allein einzelne Menschen waren da, welche, des evangelischen Geistes voll, eine stille und innerliche evangelische Kirche vorstellten, sondern es wurden auch dreimal hintereinander während des Mittelalters Versuche gemacht, eine evangelische Kirche zu begründen. Und jedesmal fand es großen Anklang unter den Menschen, wenn das Evangelium verkündet ward. Scheiterten die Versuche auch in so weit, als eine große äußerlich erscheinende Kirche durch sie nicht dargestellt ward, so lag es nur theils an der ungeheueren Gewalt, durch welche man sie zurückdrängte und

die Menschen von ihr hinwegschreckte, theils an den besondern Verhältnissen und Umständen der Zeit.

Der erste Versuch ward gemacht von den sogenannten Waldensern, die schon früher im Stillen vorhanden, am Anfange des zwölften Jahrhunderts klar und bestimmt hervortreten. Im Ganzen genommen hatten sie dieselben Ansichten über das Christenthum, auf denen die jetzigen protestantischen Kirchen beruhen. In den Alpenthälern zwischen Frankreich und Italien entstanden, breiteten sie ihren Glauben weit über die Länder der Erde, besonders aber über das südliche Frankreich aus. Die römische Kirche nannte schon damals Ketzer alle, die einer andern Ansicht waren und ihr widerstrebten, und lehrte, daß hartnäckige Ketzer getödtet werden müßten. Also konnten die Waldenser ihren Glauben nur unter den größten Schwierigkeiten und Gefahren ausbreiten. Darum theilten sie sich in zwei Klassen, von denen die eine „die Gläubigen," die andere „die Vollkommenen" hießen. Die letzteren waren die Lehrer und Prediger, die herumzogen, den Glauben auszubreiten. Diese verläugneten in der Regel denselben nicht und starben für ihn, wenn sie gefaßt wurden. Die Gläubigen aber durften äußerlich in dem Schooße des römischen Kirchenthumes bleiben. So hofften die Waldenser im Verborgenen und ohne daß sie von der römischen Kirche recht gefaßt werden könnten, weil ihre Gläubigen und die Römisch-Katholischen gar nicht äußerlich von einander unterschieden werden konnten, allmälig dahin zu gelangen, die Mehrzahl der Menschen für sich zu gewinnen. Dann, wenn sie Gewalt nicht mehr zu fürchten brauchten, wollten sie offen hervortreten. Aber nur ein Jahrhundert etwa konnten sie es in dieser Weise treiben. Da bemerkte, am Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, Pabst Innocenz III. in Rom, daß die Zeit benutzt werden müßte, wo

die Waldenser erst eine Minderzahl für sich gewonnen, die Mehrzahl noch im Glauben an das römische Kirchenthum, auch noch in dem Glauben, daß die Ketzer getödtet werden müßten, sei. Also ließ er gegen das südliche Frankreich, wo die Waldenser schon die Mehrheit der Menschen gewonnen zu haben scheinen, einen sogenannten Kreuzzug predigen. Es wird derselbe gewöhnlich der Kreuzzug gegen die Albigenser genannt, wie die Waldenser von der römischen Kirche gern genannt wurden. Zwanzig Jahre ward auf das furchtbarste gewürgt, das südliche Frankreich auf geraume Zeit zu einer Stätte von Blut und Thränen gemacht. Das römische Pabstthum erreichte mit diesem blutigen und ungeheuren Gewaltschlage jedoch nur das Ganze und Große dessen, was es erreichen wollte. Der Aufbau einer großen, evangelischen Kirche ward gehindert, die Menschen von derselben durch die furchtbarsten Mittel zurückgeschreckt. Alle Waldenser aber gingen nicht unter. Doch im Verborgenen hielten sie sich fortan, bildeten nur kleine, stille Gemeinden, deren Dasein das übrige Europa kaum gewahrte.

Bei diesen Bewegungen entstand auch die furchtbare Inquisition. Der Katholicismus ist zwar in so fern etwas Freies, als er neben der heiligen Schrift freie menschliche Bildungen und Gedanken enthält, die zu derselben Würde, wie die Schrift erhoben werden, indem sie Ueberlieferungen sein sollen. Aber diese Freiheit wird auf der andern Seite zur vollständigen Unfreiheit, indem sie noch andere Bildungen und Gedanken, als sie die Mehrzahl, besonders der Priester angenommen, durchaus neben sich nicht gestattet. Die Inquisition ist gleichsam die äußerliche Erscheinung dieser vollkommenen Unfreiheit. Bei ihrer Errichtung soll sie dazu dienen, nicht allein die sich verbergenden Waldenser aufzuspüren, sondern auch bei den Katholischen

jeden Gedanken, der dem herrschenden Systeme zuwider war, niederzuhalten, den aber, welcher ihn besaß, wollte er nicht wenigstens äußerlich davon ablassen, zu vernichten. Wäre die Inquisition so vollkommen, so allgemein, so dauernd geworden, wie es der römische Stuhl wollte, so hätte alle freie Gedanken-Bewegung unter den Menschen auch in anderen Dingen aufhören müssen. Glücklicherweise aber war dieses aus verschiedenen Gründen nicht der Fall.

Der zweite Versuch ward in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts von Johannes Wicliffe und seinen Schülern und Freunden gemacht. Ein Hauptgrund, warum alle diese Versuche noch zu keinen großen Ergebnissen führten, lag nur in den Zuständen der damaligen Zeit. Die in ihrem Verhältniß zu dem Bestehenden allerdings neue, eigentlich aber ursprüngliche und alte Lehre, konnte, weil sich die Gewalt noch in den Händen der Römischen befand, nur unter großen Schwierigkeiten, unter steter Verfolgung ausgebreitet werden. Es konnte also diese Ausbreitung nur langsam vor sich gehen und die Bekenner blieben lange eine kleine Zahl. Rom und die römische Priesterschaft konnte Mittel und Kräfte sammeln, die Mehrzahl gegen die Minderzahl aufbieten und Alles, oder doch das Meiste, wieder gewaltsam unterdrücken. Es mußte erst ein Mittel gefunden werden, die neue Lehre mit reißender Schnelligkeit unter den Menschen zu verbreiten, ihr rasch eine große Menge von Anhängern zu verschaffen, eine so große, daß sie durch Gewalt nicht wieder niedergeworfen werden konnten. Ein solches Mittel gab es aber vor der Erfindung des Druckes und der Presse nicht, welche erst in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts erfolgte. Auch mit dem Versuche des Johannes Wicliffe ging es am Ende wie es mit dem Versuche der Waldenser gegangen. Die Zahl der Bekenner der

Lehre, welche er aus der heiligen Schrift zog, ward so groß, als sie nur den Verhältnissen gemäß werden konnte, unter den Gemeinen sowohl, als unter dem Adel Englands. Selbst der damalige König Richard II. von England hing im Stillen dieser Lehre an und beförderte ihre Verbreitung. Aber öffentlich wollte er erst auftreten, wenn sie von der Mehrzahl der Menschen, wenigstens in England, angenommen, damit er sicher sei. Denn die römische Kirche behauptete damals, daß ein König, der die sogenannten Ketzer beschütze, seines Thrones verlustig gehe. Vielen Drohungen zum Trotz fuhr indessen Richard II. mit dieser Beschützung fort. Die Kirche begriff wieder, was sie schon zwei Jahrhunderte vorher bei den Waldensern begriffen hatte, daß die Zeit benutzt werden müsse, wo die Mehrzahl der Menschen noch auf Seiten des römischen Kirchenthumes stehe. Sie nahm indessen diesesmal einen anderen Weg. Richard II. hatte durch andere Dinge vielfach die Unzufriedenheit Englands aufgeregt. Das benutzte die Kirche, um ihn zu stürzen und durch das Parlament einen andern König, Heinrich IV., der ihr ergeben, auf den Thron zu stellen. Nun ward die Inquisition, deren sich England bis dahin erwehrt, eingeführt, der Schutz und die stille Begünstigung, welche die weltliche Macht den Wicliffiten (sie wurden auch Lollarden, d. h. die Betenden, genannt,) hatte angedeihen lassen, hörte nicht allein auf, sie schlug auch in die grausamste Verfolgung um.

Also stand auch diese in England begonnene Reformation still. Auch die Wicliffiten gingen indessen nicht ganz unter; bis zum Anfange der Reformation des sechszehnten Jahrhunderts erhielten sich stille und verborgene Gemeinen derselben. Es mehrten sich doch in Europa die Elemente des Widerstandes gegen den römischen Katholicismus.

Der dritte und letzte Versuch aber, der gemacht ward, war der denkwürdigste von allen, weil er erwieß, daß die römische Kirche die Kraft, welche sie früher besessen, zu verlieren begann. Denn sie siegte nur noch durch ein Zusammentreffen mehrerer Umstände ob; es war auch nur ein halber und zweifelhafter Sieg, den sie am Ende gewann. In Böhmen trat, als König Wenzel dort herrschte, der fromme und ehrwürdige Johannes Huß als Reformator der Kirche am Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts auf. Aber der Mann ist mehr fromm und ehrwürdig, als gelehrt und scharfsinnig. Er verwirft zwar die römische Kirche, nennt sie eine falsche und durchaus ausgeartete, behauptet, daß das Evangelium nicht rein in ihr gelehrt werde, daß man nach demselben eine andere Kirche aufbauen müsse. Aber er führt seinen eigenen Grundsatz, daß das Evangelium Alles in Allem sein müsse, nicht mit Strenge und Festigkeit durch. Bald nimmt er in der katholischen Kirche geltende Lehren an, bald verwirft er sie wieder. Man könnte von ihm sagen, daß er seltsam in der Mitte zwischen Katholicismus und Protestantismus stehen geblieben. Indessen breitet sich seine Lehre mächtig in dem böhmischen Reiche aus, ganz besonders aber in dem eigentlichen Böhmen. Denn das böhmische Reich besteht damals aus vier Theilen, Böhmen, Mähren, Schlesien und die Lausitz.

König Wenzel aber verfährt gegen Johannes Huß und seine sich immer mehrenden Anhänger wie Richard II. Er erklärt sich nicht offen für sie, da er es nicht ohne Gefahr kann, aber er verfolgt sie auch nicht. Und das ist das Beste, was für eine Reformation gethan werden kann, sie nur nicht zu verfolgen. Denn die evangelische Lehre übte eine solche Kraft auf die Gemüther der Menschen, daß sie sich schon selbst aufhalf, ward sie nur nicht verfolgt. Diesesmal nun schienen die Menschen

rascher und entschlossener auftreten zu wollen. Sie errichteten schon eine neue Kirche in Böhmen. Die römische aber ward ungemein besorgt. Sie selbst fühlte, daß die alten Gewaltmittel ihr nicht mehr in dem früheren Maße zu Gebote ständen. Denn es war die Verstimmung der Menschen über die römische Kirche immer größer und größer geworden. Also nahm sie zuerst ihre Zuflucht zu anderen Mitteln. Johannes Huß ward auf die Synode von Kostnitz geladen. Es ward ihm gesagt, daß er mit seiner Lehre dort gehört, diese frei untersucht werden sollte. Huß ging und die Böhmen ließen ihn gehen, weil sie glaubten, es solle wirklich eine freie Untersuchung Statt finden. Die Synode zu Kostnitz aber ließ ihn, unüberführt und unüberwiesen, als Ketzer verbrennen. Nun braußte ein ungeheurer Sturm in Böhmen auf. Die Synode und Pabst Martin V. begriffen, daß sie sich geirrt, daß die sogenannte Ketzerei mit Hußens Tode keinesweges unterdrückt, gerade durch denselben erst recht emporflamme. Also ließen sie das Kreuz gegen die Böhmen predigen. Aber die Sachen gingen anders, als sie bei dem Kreuzzuge gegen die Albigenser gegangen. Die Böhmen siegten, wo ihnen die Kreuzheere entgegen traten.

Nur ein einziger Umstand bot der römischen Kirche noch Rettung. Die Anhänger des Johannes Huß waren, weil dessen eigene Lehre schwankend und unbestimmt, in zwei Parteien auseinandergefallen. Die einen wurden die Kelchner oder die Utraquisten genannt, die andern die Taboriten. Die Utraquisten waren der römischen Kirche noch ziemlich nahe stehen geblieben. Sie wollten eigentlich noch keine andere Kirche; sie begehrten nur, daß die römische sich in sich selbst reformire. Die Taboriten aber verwarfen diese römische Kirche ganz. Wenn sie von den Kreuzheeren angegriffen wurden, vereinigten sich beide Parteien, sonst lagen sie in oft blutigem Zwiste gegen einander. Als das

Pabstthum und die römische Kirche sah, daß die Böhmen mit Waffengewalt nicht niederzuschlagen wären, söhnte sie sich mit den Utraquisten aus, bewilligte denselben den Kelch im Abendmale, und versprach, daß in der Kirche selbst eine Reformation vorgenommen werden sollte, um welches Versprechen sie getäuscht worden sind. Dafür erkannten die Utraquisten die Autorität der römischen Kirche wieder an. Auf die Taboriten aber fielen nun Katholische und Utraquisten gemeinschaftlich und ein großer Theil von ihnen ging zu Grunde. Ihre Trümmer und Reste bildeten sich in die sogenannte Brüder-Gemeine zusammen.

Also war auch der dritte und bedeutendste Versuch, zu einer evangelischen Reformation der Kirche zu kommen, gescheitert. Aber sie konnte nicht lange mehr ausbleiben. Es wäre Alles zu Grunde gegangen, wenn sie ausgeblieben. Besonders die germanischen Völker wurden von dem römischen Katholicismus nicht mehr befriedigt. Die Bildung der Menschen war gestiegen, die Widersprüche zwischen dem herrschenden Glauben und dem Inhalt der Schrift wurden bestimmter und allgemeiner gefühlt. Es geschah auch etwas Großes, bald nachdem die böhmische Reformation rückgängig gemacht worden. Die Presse ward erfunden. Dadurch gestalteten sich die Verhältnisse um. Es war nun nicht mehr nöthig, den neuen Glauben mühsam von Munde zu tragen. Schnell, wie der Blitz, konnte er sich nun durch das gedruckte Buch von einem Ende Europa's zu dem andern verbreiten. Damit ging dem Pabstthume und der römischen Kirche der große Vortheil verloren, in dessen Besitz es bis jetzo gelungen, alle Versuche zu einer evangelischen Reformation im Keime zu ersticken, weil nur langsam eine Minderzahl, niemals schnell eine Mehrzahl in irgend einem Theile Europa's für den neuen Glauben hatte gewonnen werden können.

Erstes Buch.

Die vorbereitenden Ereignisse. Die Reformation und der Kampf Europa's für und wider sie bis zum Anfange des sechszehnten Jahrhunderts.

Erstes Kapitel.

Die Ereignisse, welche geschildert werden sollen, jener furchtbare Krieg der dreißig Jahre, an den die trübe Erinnerung nie vergehen kann, so lange der deutsche Name bestehen wird, in dem die freundliche Heldengestalt Gustav Adolfs, des ritterlichen Königs von Schweden, erscheint, hangen in ihren Gründen und Veranlassungen auf das innigste zusammen mit einer Kette früherer Begebenheiten und Ereignisse, die länger als ein Jahrhundert vorher anheben. Jene sind auch in ihrem Gange, in ihrer ganzen Art und Weise abhängig von denen, die früher eingetreten. Darum ist nothwendig zuerst den Blick auf diese zu richten, da ohne ihre genauere Kenntniß jene nicht hinlänglich verstanden und begriffen werden können. Es ist eine allgemeine Bewegung, welche die Hälfte Europa's erschüttert, ein Kampf des Geistes und der Waffen, der viele Länder durchbraußt, um den Ströme von Blut und Flüsse von Thränen rinnen, in dem viele Opfer fallen und welcher, nachdem sich andere in ihm schon abgeblutet und abgerungen, auch

Deutschland erfaßt. Als der Kampf auch auf deutschen Boden versetzt ist, handelt es sich zwar zunächst allerdings um deutsche Interessen und um deutsche Angelegenheiten, aber zugleich auch um allgemeine. In Deutschland war der Protestantismus entstanden, Deutschland war seine Mutter. Kaum hätte die Reformation anderwärts dauren können, wenn sie in Deutschland vernichtet worden wäre. Hier vernichtet, würde sie auch anderwärts wieder vertrocknet sein, wie die versuchten Reformationen der Waldenser, des Johannes Wicliffe, des Johannes Huß, in ihrem Heimathboden überwältiget und niedergeschlagen, wieder vertrocknet waren. Und nicht allein in religiös-kirchlicher Beziehung war der Kampf und sein Ausgang von einer unermeßlichen Wichtigkeit, er war es auch in politischer. Jedesfalls ist er ein Theil, ein Stück einer großen, allgemeinen Bewegung. Der Theil der Bewegung, welcher furchtbar, fast zermalmend auf die Deutschen trift.

Unter sehr denkwürdigen Verhältnissen war zuerst die lutherische Reformation in das Leben getreten. Wenn man diese Verhältnisse, von denen ein großer Theil auch noch in dem Gange der Ereignisse des dreißigjährigen Krieges fortlebt und fortwirkt, mit Aufmerksamkeit betrachtet, so muß man sich überzeugen, daß in ihrer Zusammenstellung bei der höchsten Macht und der höchsten Weisheit, durch welche die menschlichen Dinge nach einem uns unerklärbaren Warum geleitet und geführt werden, eine Berechnung Statt gefunden hat. Die Reformation soll sich zwar in Deutschland feststellen, von Deutschland aus über die Welt kommen, doch soll sie nicht ganz Deutschland erobern, selbst wenn sich fast alle Herzen werden zu ihr neigen. Darum ist auf der einen Seite die Gunst der Verhältnisse für sie, auf der andern wider sie gestellt, noch ehe sie selbst beginnt.

So ist das deutsche Reich, ihr erster Grund und Boden, auf der einen Seite günstig, auf der anderen ungünstig für die Reformation organisirt. Als eine Gunst für sie muß es, den Fall angenommen, daß Kaiser und Reich sich gegen sie erklären sollten, angesehen werden, daß die Glieder des Reiches sich von beiden, und besonders von dem erstern, schon in fast vollständiger Unabhängigkeit befinden. Das Zweite, das Reich, wird dargestellt von dem Reichstage, auf dem die Fürsten, Grafen und Städte erscheinen. Die Gewalt desselben ist eigentlich größer als die Gewalt des Kaisers, der im Ganzen und Großen nur die Befugniß besitzt, auszuführen, was von den Reichstagen beschlossen worden. Es ist etwas Schweres, wenn es auf einem solchen Reichstage zu einem Beschlusse kommen soll, noch schwerer den gefaßten Beschluß in den Fürstenländern und den Städten auszuführen, wenn Stände, auf dem Reichstage etwa überstimmt, nicht selbst wollen, daß er ausgeführt werde. Die Fürsten und Städte bilden den Reichstag selbst und haben dadurch die Angelegenheiten in den Händen. Sollte nun auch eine Minderzahl von einer Mehrzahl überstimmt werden, es hat immer nicht viel zu bedeuten; Mittel und Wege giebt es dagegen noch, welche von der ganzen höchst verworrenen Art und Weise des Reiches dargeboten werden.

Auf der andern Seite sind aber ebendieselben Reichsverhältnisse schon im Voraus eine große Ungunst für die Reformation. Nirgends als in dem deutschen Reiche ist es geschehen, daß die Erzbischöfe, Bischöfe und ein Theil der Aebte in dem Laufe der Jahrhunderte zu so bedeutender Macht emporgekommen. Sie gehören mit zu den Fürsten des Reiches, sie haben ihre Landgebiete wie die weltlichen Herren, sie nehmen an der ganzen Unabhängigkeit derselben Theil, sie haben mit Sitz und Stimme auf den Reichstagen. Seit dem Anfange

des fünfzehnten Jahrhunderts ist es ziemlich Regel geworden daß die bischöflichen Stellen, die zugleich fürstliche Macht auf Lebenszeit sind, an die jüngern Söhne der weltlich fürstlichen Häuser gegeben werden. Die ganze seltsame und unnatürliche Verbindung des bischöflichen Amtes mit fürstlicher Macht ist in Deutschland allmälig mit dem römischen Katholicismus zugleich emporgekommen und beruhet zum Theil mit auf der Ansicht desselben, daß die Kirche eine Macht sei und sein müsse. Welcher Bischof die römische Kirche verlassen und die Reformation annehmen würde, der spräche damit zugleich auch selbst ein Verdammungsurtheil über diese Verbindung der priesterlichen und der fürstlichen Würde, die in und mit dem Katholicismus geworden, nur nach katholischen Grundsätzen gerechtfertiget werden kann, aus. Alle Bischöfe, alle geistliche Fürsten Deutschlands waren also schon durch ein sehr bedeutendes weltliches Interesse an den Katholicismus geheftet. Ihn verlassen und die Reformation annehmen, die nur lehrende und dienende Prediger, aber keine Priester-Fürsten kennen wollte, hieß das größte und schwerste Opfer bringen. Die Anhänger der Reformation haben vergebens versucht, die geistlichen Fürsten dadurch zu sich herüberzuziehen, daß sie ihnen empfahlen, ihre geistlich-katholische Würde aufzugeben und die weltlich-fürstliche zu behalten. Sie ließen sich nicht herüberziehen, schon weil sie fühlten, daß die weltlich-fürstliche Würde jeder festen und rechtlichen Unterlage entbehre, so wie sie von der geistlich-katholischen getrennt ward. Auf die Fürsten aber kam nun bei der Reformation in dem deutschen Reiche das Meiste an. Wohin sie gingen, dahin mußten die Menschen im Reiche mit ihnen gehen. Es war nun ein großer Nachtheil für die Reformation, daß ein sehr guter Theil der Fürsten durch die ganze Art und Weise schon seiner fürstlichen Stellung fast ge-

nöthiget wär, bei dem Katholicismus zu bleiben. Es war die größte Ungunst der Verhältnisse, welche die Reformation erfahren konnte.

Andere Verhältnisse und Umstände aber waren wiederum sehr günstig. Es ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß auch am Anfange des sechszehnten Jahrhunderts, obwohl das römische Kirchenthum seine alte Kraft nicht mehr besaß, wie sich im Kampfe gegen die Hussiten erwiesen, obwohl die Bildung der Menschen gestiegen, die Presse erfunden worden, die Unzufriedenheit und der Jammer über die bestehende Kirche sich gemehrt, die deutsche Reformation doch noch würde überwältiget worden sein, wie die früheren überwältiget worden waren, wenn ihr nicht eine ganz seltsame, verworrene und verwickelte Lage der Welt-Zustände zu Hülfe gekommen.

Das Reich der Deutschen, mit ihm ganz Europa, war im Osten von einem neuen und furchtbaren Feinde bedroht, von den Türken, die sich selbst Osmanli nennen. Das Reich des Groß-Türken in Konstantinopel stand eben am Anfange des sechszehnten Jahrhunderts in seiner größten Blüthe, Kraft und Furchtbarkeit. Diese währt nur so lange, bis die Reformation sich festgestellt hat und sich erhalten kann durch sich selbst. Dann, gegen den Ausgang des Jahrhunderts, fängt der Türken Macht an wieder zu sinken, bis sie zu unsern Tagen fast auf ein Nichts zusammengeschrumpft. Im Laufe des sechszehnten Jahrhunderts aber, besonders in dessen erster Hälfte, müssen die Türken, ohne es zu wissen, zu wollen und zu beabsichtigen, mehr als einmal die Reformation vom Rande des Unterganges erretten. Die Anhänger der Reformation wissen es auch nicht, daß sie von dieser Seite errettet werden, am allerwenigsten aber wollen sie von dieser her gerettet sein. Sie sind stets die heftigsten und thätigsten Feinde der Türken. Aber

Gott ist es, der die Dinge der Welt zusammenstellt nach seinem Willen und nach seinen Absichten. Das schwache Geschlecht der Menschen mit seinen Ansichten, Meinungen, Gedanken und Hoffnungen wird nicht darum befragt, wie die Dinge der Welt gehen und laufen sollen.

Wie aber haben diese Türken sogar die Rettung der Reformation werden müssen. Sie werden es indem sie gleich einem bösen Ungewitter dem ganzen christlichen Europa entgegenstehen, die Gefahr des Unterganges allen beiden, den Katholischen und den Evangelischen, drohen. Dadurch wird das Schwert der Katholischen, welches sonst sicher gegen die Evangelischen würde gehoben worden sein, mehr als einmal in der Scheide gehalten. Der Kaiser, der Pabst, die ganze katholische Partei, die so gern die Reformation gewaltsam vernichten möchte, sie alle müssen sich oftmals gar sehr bedenken, ob sie gerade jetzt zu den Waffen gegen die Evangelischen greifen dürften. Denn wenn nun die Türken mitten in den Streit hineinfahren, können sie dann nicht wohl beiden, den Angreifenden und den Angegriffenen, den Untergang bereiten! So standen die Osmanli in der Welt da, noch ehe die Reformation in Deutschland hervortrat. Ihr Sultan war im Jahre 1512 Selim I. geworden. Einen Augenblick hatten unter der Herrschaft desselben die Christen Ruhe, denn er wendete seine Waffen rückwärts in das Morgenland hinein. Dort brachen die Osmanli das Reich der Mamluchen 1517 zusammen und steigerten ihre Macht durch den Gewinn von Syrien und Aegypten. Unter dem Sohne und Nachfolger Selim's I. Suleiman dem Großen, seit 1520, wendeten sie sich wieder gegen das Abendland. Zwischen dem Reiche der Deutschen und den Türken lag zwar noch ein mächtiger Staat, aber er konnte kaum als eine Vormauer angesehen werden. Dieser Staat

war Ungarn, womit auch das böhmische Reich damals vereiniget war. Aber wild und ordnungslos sah es in Ungarn aus. Der mächtige Adel gehorchte den Königen nicht mehr, jeder that nur, was er wollte, jeder dachte nur an sich. Schwäche, Spaltung und Verwirrung ließen die Ungarn unter sich selbst im Angesichte der Gefahr des Unterganges durch die Türken walten. So einheimisch war die Zwietracht bei den Ungarn, daß von ihnen gesagt werden konnte: nur in dem Stücke wären sie einträchtig immer zwieträchtig sein zu wollen.

Ist vom Osten her, noch ehe die Reformation hervortritt, schon für sie gesorgt, daß sie nicht so leicht wird niedergeworfen werden können, so bildet sich im Westen zu derselben Zeit ein anderes Verhältniß, welches ihr eben so sehr, ja noch mehr durchhelfen soll wider die Stürme der Welt, wider die feindlichen Gesinnungen und die feindlichen Kräfte, welche sich wider sie stellen werden. Es bildet sich am Anfange des sechszehnten Jahrhunderts eine ungeheuere Monarchie, wie sie seit dem Untergange des Römer-Reiches in Europa nicht bestanden, allmälig zusammen für den jungen Karl, den nachmaligen Kaiser Karl V., der auch der Stammvater der Kaiser der Deutschen ist, die eine Hauptrolle in der Geschichte des dreißigjährigen Krieges spielen werden. Von seinem Vater, König Philipp I. hat er 1506 geerbt das Königreich Kastilien auf der pyrenäischen Halbinsel und die niederländischen Provinzen. Von seinem Großvater mütterlicher Seite, König Ferdinand von Aragonien, hat er 1516 geerbt die Reiche von Aragonien, Navarra, Neapel, Sicilien und Sardinien. Es stehet ihm noch eine dritte große Erbschaft bevor. Wenn sein Großvater väterlicher Seite, Kaiser Maximilian I. sterben wird, erbt er von diesem noch die Besitzungen des deutschen Hauses Habsburg, Oestreich, Steiermark, Kärnthen, Krain, Tirol, Istrien und viele

Gebiete in Schwaben, also daß er wieder unter den deutschen Fürsten der bei weitem mächtigste sein, die deutsche Kaiserkrone ihm kaum wird streitig gemacht werden können. Diese Erbschaft tritt nun auch für ihn ein, diese Hoffnung erfüllt sich auch, doch erst nachdem die Reformation in Deutschland schon leise begonnen hat.

Wie kann nun wieder die Bildung eines so großen Staates, einer so ungeheueren Monarchie, die an allen Orten und Enden Europa's angebaut ist, ein Mittel dazu werden, daß die Reformation durchkommen, daß sie emporkommen kann! Sollte nicht gerade das Gegentheil befürchtet werden müssen. Karl selbst bleibt katholisch und der größere, der viel größere Theil der Menschen in seinen Reichen bleibt ebenfalls, denn sie sind Romanen, katholisch. Ist da nicht eine große katholische Macht da, welche, dem Stuhle zu Rom gehorsam, die Reformation alsbald wieder unterdrücken kann! Ein Mittel für die Reformation wird jene große Monarchie indessen doch, aber freilich nicht sowohl an und durch sich selbst, als vielmehr durch einen Umstand, der in ihrer Begleitung kommt, der aber doch auch mit ihr selbst in einem sehr innigen Zusammenhange steht. Im Gefühle der großen Macht, welche die Gunst des Schicksals in seine Arme wirft, strebt Karl nach Menschenweise nach noch höheren, nach noch größeren Dingen. Das unermeßliche Reich, das er gewinnt, ist ihm nicht genug. Er will es noch weiter ausbreiten, besonders über die Länder und Völker der Romanen. Dadurch bringt er eine Spaltung gerade in die Theile und die Reiche Europa's, welche, nachdem die Reformation erschienen, katholisch bleiben. Dadurch schwächt, entkräftet, hemmt er die Macht des gesammten Katholicismus. Er selbst ein heftiger Gegner und Feind der Reformation arbeitet doch bewußtlos, ohne das eben zu wollen, das eben zu

wünschen, für sie. Dadurch arbeitet er für sie, daß er durch seine ehrgeizigen Entwürfe, die er um der Reformation willen doch auch nicht will fallen lassen, Spaltung und Zwietracht in die katholische Welt hineinbringt. An den Entwürfen und Gedanken eines einzigen Mannes, dieses nachmaligen Kaisers Karl's V., hing unermeßlich viel für die Möglichkeit der Reformation in Deutschland. Wären sie anders gewesen, als sie waren, so hätten die Verhältnisse, welche sich im Osten Europa's gestalteten, allein der Reformation nicht durchhelfen können. Und sie hätten, diese Entwürfe und Gedanken, wieder nicht sein können, wie sie waren, hätte das Schicksal Karln nicht zum Erben so großer Macht und so großer Gewalt gemacht.

So mußten die Verhältnisse, die Ereignisse und die Zustände sich auf eine beinahe wunderbare Art zusammenbilden, damit unter ihnen die Reformation eine Möglichkeit werden konnte. Nachdem sie geworden, faulen und brechen die Dinge, welche für sie kommen mußten, allmälig wieder zusammen, auf der einen Seite die furchtbare Größe der Osmanli, auf der anderen Seite die Macht, auf welche Kaiser Karl V. sein Haus und sein Geschlecht gestellt.

Indessen war die große Monarchie Karl's noch nicht vollständig gebildet, die letzte Erbschaft noch nicht gemacht worden, Kaiser Maximilian I. lebte noch, als Luther sich 1517 gegen den Ablaß erhob, den abermals Pabst Leo X., der seit 1513 in Rom auf dem apostolischen Stuhle saß, allerwärts verkünden ließ. Vollständig kannte Luther das evangelische Christenthum selbst noch nicht, als er diesen Streit begann. Er hatte dazu, in der Weise der Gelehrten damaliger Zeit, noch zu wenig in der Schrift geforscht. Also konnte es auch seine Absicht gar nicht sein, eine andere Kirche, als die römische war,

aufzubauen. Nun war aber die Lehre von der Macht, diesen Ablaß zu ertheilen, in Rom ganz besonders lieb und werth, denn sie brachte starke Geldsummen ein. Man bemerkt, daß daselbst stets das, was die weltlichen Interessen verletzt, als die ärgste Ketzerei angesehen wird. Luther ward angegriffen mit Schriften, die eifrige Freunde des römischen Kirchenthums verfaßten, er ward angegriffen mit Ladungen nach Rom, mit Bannflüchen. Gegen die erstern mußte er sich selbst vertheidigen. In seine Seele war der so einfache und natürliche Gedanke gekommen, daß der Grund alles Glaubens der Christen, die Rechtfertigung aller Bräuche und Weisen der Christen in der heiligen Schrift ruhen müsse. Genöthiget die Schrift eifrig zu treiben, um den sittenverderbenden Ablaß zu bekämpfen, fand er, daß das Pabstthum selbst, eine große Menge von Lehren, Meinungen und Bräuchen in derselben gar keinen Grund und Boden hätten. Alle seine Entdeckungen theilte er der Welt durch seine Schriften mit. Es war dabei von großer Wichtigkeit, daß er sie meist in deutscher Sprache schrieb. Bis jetzt hatten die Gelehrten fast nur lateinisch über solche Dinge gesprochen und geschrieben, die doch alle betrafen. Die Presse verbreitete diese Schriften mit reißender Schnelle über Deutschland. Schon im Jahre 1520 hatten Luthers Ideen Klarheit und Vollständigkeit gewonnen. Die römische Kirche war die rechte nicht. Doch war auch der Gedanke einer Trennung noch nicht vollkommen vor seiner Seele. Als der Pabst ihn bannte, appellirte er an eine allgemeine Synode. Er betrachtete sich noch als in der Kirche stehend, aber diese Kirche selbst sollte sich reformiren.

Gegen die Citationen, gegen die Bannsprüche schützte Luthern Vieles. Sein Landesfürst, Friedrich der Weise, Kurfürst von Sachsen, schützte ihn, nicht offen gerade und un=

zweideutig, aber er lieferte ihn nicht nach Rom aus, er begehrte, daß man Luther in Deutschland, nicht in Rom verhören, daß man ihn überführen, daß man es ihm beweisen solle, was er lehre, sei Ketzerei. Es schützte ihn der ungeheuere Beifall, den er bei der deutschen Nation fand. Kaum daß hier und dort die päbstlichen Bannbullen gegen ihn auch nur bekannt gemacht wurden. Selbst die, welche nachmals, als eine bestimmte Trennung hervortrat, katholisch blieben, waren von der Nothwendigkeit einer Reformation der Kirche überzeugt. Luther hatte das Langersehnte angeregt. Die deutsche Nation und ihre Fürsten, mit Ausnahme der geistlichen, schienen von einem großen Zuge erfaßt zu sein. Und hätte Deutschland sich frei und selbstständig bewegen können, wären die Einflüsse und Einwirkungen von außen her nicht gekommen, es ist wohl keine Frage, die Reformation würde keine Spaltung gebracht haben. In wenigen Jahrzehnten wäre die Reformation von allen Deutschen angenommen worden. Aber die Lage der Dinge war so, daß Deutschland diesen fremden Einflüssen nicht entgehen konnte.

Unterdessen war nun Kaiser Maximilian I. 1519 gestorben, und die östreichisch-deutschen Lande auch noch auf den jungen Karl von Spanien vererbt worden. Die deutschen Fürsten glaubten nun gerade diesen Karl auch noch zum Kaiser wählen zu müssen. Er war der mächtigste Fürst Europa's, er allein schien Deutschland gegen die Türken schützen zu können. Gegen die Türken kräftig aufzutreten, dazu hatte auch Karl selbst die dringendsten Veranlassungen. Es waren seine Besitzungen in Deutschland, die von den Türken zuerst bedroht, es waren seine italienischen und spanischen Küstengebiete, die von den Flotten dieser Türken ebenfalls bedroht waren. Nun geben sich die Deutschen in dem jungen Karl ein Haupt, wel-

ches für die Reformation keine Gesinnung hatte, sie auch seiner ganzen Stellung nach, wenn er sie für sich, für seine Person in seiner innern Ueberzeugung gehabt, wieder hätte unterdrücken müssen. Karl's Hauptmacht lag in Spanien und Italien, bei den Romanen, zu denen die Reformation fast gar nicht kam. Er hätte seine Throne zusammengebrochen, wenn er sich in Spaltung mit dem Katholicismus gesetzt. Aber Karl war und blieb, wie die Seinen. Wo er es vermochte, wo er unmittelbarer Herr war, wie in seinen Niederlanden, hat er die Reformation auf das blutigste verfolgt.

Also aus Gründen, die ganz außerhalb der Reformation liegen, haben sich die Deutschen ein Haupt gegeben, einen Kaiser, der für die Einigung Deutschlands in einer neuen, nichtrömischen Kirche nicht arbeiten kann und wird. Zwei Dinge müssen dabei noch als ein großes Glück für die Reformation angesehen werden. Zuerst, es kommt der junge Kaiser im Jahre 1520 nach Deutschland mit den Gedanken, deren bereits gedacht worden. Weiter soll die Herrschaft ausgebreitet werden und besonders auf Frankreich hat er sein Auge gerichtet. Nicht allein will er die Franzosen aus Italien vertreiben, wo sie jüngst das Herzogthum Mailand erobert, auch den französischen Staat selbst will er zerstören. Schon besitzt der Kaiser den bei weitem größten Theil der pyrenäischen Halbinsel und die Hälfte Italiens. Kann er noch Frankreich gewinnen und die Reste Italiens, so sind alle romanische Völker unter seiner Herrschaft vereinigt. Mit den Gedanken gegen Frankreich ist seine ganze Seele beschäftiget und bald wird er den Kampf beginnen. Aber er wird sich damit in etwas hineinstürzen, was ihm lange und oftmals die Hände gegen die Reformation binden wird. Denn Franz I., König von Frankreich, hatte die Gedanken und Entwürfe Karl's wohl bemerkt. Sie verriethen

sich um die Zeit, da der junge Kaiser nach Deutschland kam, auf das deutlichste. Daher rüstete König Franz I. mit den größten Anstrengungen, um dem Gegner kräftig begegnen zu können. Es bedurfte solcher Anstrengungen, denn die ganze Lage Frankreichs war ungemein schwierig. Größer als die französische war des Kaisers Macht, von drei Seiten Frankreich von unmittelbarem oder mittelbarem Gebiet des Kaisers umgeben. An den Pyrenäen und in den Niederlanden war das unmittelbare, das Reich der Deutschen bildete das mittelbare.

Seltsamerweise müssen sich hier die Weltverhältnisse wieder zu Gunsten der Reformation in Deutschland stellen. Kaiser Karl V. und König Franz I., beide sind gleich eifrige Feinde der Reformation. Und doch arbeiten beide gewissermaßen für sie. Karl V., indem er Frankreich, die zweite katholische Hauptmacht Europa's, mit dem Untergange bedroht und dadurch die Kraft des Katholicismus überhaupt in sich selbst bricht. Franz I. indem er, von dem Kaiser so lebhaft bedroht, die Reformation in Deutschland schützen zu müssen glaubt, weil der Kaiser und sie sich feind sind, dieser Kaiser auch sein Feind ist. Deshalb beschützt er sie in Deutschland, während sie in Frankreich auf das heftigste von ihm verfolgt wird.

Wie nun der junge Kaiser, den Luther durch ein Schreiben vergebens für die Reformation zu gewinnen gesucht, mit dem Gedanken an Eroberung und Krieg nach Deutschland kam, da war diese Reformation glücklicherweise erst in ihren ersten Anfängen. Sie war zwar ausgesprochen in ihren Grundzügen, aber sie war noch keine Thatsache. Eine förmliche Trennung von dem römischen Kirchenthume war noch nirgends da. Wäre die Reformation schon jetzo dahin gediehen gewesen, der Kaiser würde den Aufforderungen des Pabstes, gewaltsam einzuschrei-

ten, gewiß Genüge geleistet haben. Nachmals hat er, der streng-katholische Fürst, es bitter bereut, daß er es nicht gethan. Wie aber die Sachen jetzo stehen, hält er sie nicht für bedeutend genug, um sich deshalb lange in Deutschland aufzuhalten, was doch wohl nöthig werden würde, und seine anderen Entwürfe aufzuschieben. Um aber doch etwas zu thun, lud er Luther vor den Reichstag zu Worms 1521 und gebot ihm, seine Lehre zu widerrufen. Luther begehrt wie immer aus der Schrift widerlegt zu werden, weigert sich eines anderen Widerrufes. Immer erscheint der Mann mit der größten Festigkeit, aber auch mit dem größten Vertrauen zu Gott. Seine Sache, ist er überzeugt, ist nicht von ihm, sie ist von Gott. Das wird daran erkannt werden, daß sie bestehen wird wider des Kaisers Macht und wider die Macht der ganzen Welt. Der Kaiser thut Luther sammt allen seinen Anhängern, Gönnern und Freunden in die Acht des Reiches, verdammt seine Schriften zum Feuer und ordnet eine strenge Censur an. Luther verschwindet nach diesem Vorgange für kurze Zeit auf die Wartburg in Thüringen. Nach neuerlich aufgefundenen Schriften wird es wahrscheinlich, daß es nicht der Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen selbst, sondern sein Bruder und Nachfolger, Johann der Beständige, gewesen, der ihn dorthin in Sicherheit bringen ließ.

Kaiser Karl V. aber meinte nun Alles gethan zu haben, was zur Unterdrückung dieser Regung gegen die römische Kirche nothwendig sei. Nur wenige Monate weilte er in Deutschland, begab sich zuerst in seine Niederlande, dann 1522 nach Spanien. Der Kaiser übergab, erst nur zur Verwaltung, dann aber als Erbe und Eigenthum seinem jüngern Bruder Ferdinand die sämmtlichen deutschen Lande. Hierdurch ist geschehen, daß das mächtige Haus, das der Kaiser gegründet, in zwei Linien, eine spanische und eine deutsche auseinanderge-

gangen. Sie werden in diesen Geschichten neben einander erscheinen, doch die deutsche Linie mehr als die spanische. Erst im Jahre 1530 wird der Kaiser nach Deutschland zurückkehren. Bis dahin ist er unablässig mit seinen anderen Angelegenheiten beschäftiget, seine Macht beschäftiget anderwärts. Er kann, wie gern er es auch thäte, gegen die Reformation nichts weiter thun, als drohende Worte hören lassen, durch welche sie sich in ihrem Laufe nicht stören läßt. Wenn der Kaiser in jene anderen Dinge sich nicht eingelassen, wenn er sich nicht durch sie die Hände gebunden, wenn er in Deutschland geblieben, die Reformation würde nicht vor ihm aufgekommen sein. Aber es mußte sich Alles so seltsam fügen, weil es sein sollte.

Bis der Kaiser wiederkehrte, blieb sich das Reich und die Nation selbst überlassen. In ihr selbst mußte sich entscheiden, ob sie einig oder zwiespältig im Glauben und der Kirche werden würde. Es ist wohl gewiß, daß keine Spaltung würde eingetreten sein, wenn Luther mit seiner Reformation stehen geblieben bei dem Ablaß, bei dem Pabstthume, bei den hauptsächlichsten im Aeußern hervortretenden Gebrechen der Kirche. Aber Luther konnte das nicht; es trieb ihn mit unaufhaltsamer Gewalt die volle und unbedingte Wahrheit, die er gefunden, zu verkünden. Rücksichten auf die Verhältnisse, auf die Zeit, kannte er wenig. Es gab ihm nur Eines, das Gebot Gottes und die Schrift. Die Summe seines Wollens und seines Strebens war, die alte, lateinische Kirche, wie sie in den ersten Jahrhunderten gewesen, zurückzuführen. Dabei wollte er in so weit den Verhältnissen und der Zeit wie der Menschenweise nachgeben, daß er nichts antaste, was nicht in geradem und offenem Widerspruch mit der Schrift stehe. Dadurch unterscheidet sich nun auch die lutherische Reformation von einer anderen, die auch auf deutschem Boden gleich-

zeitig emporgekommen und von welcher nachmals wird gesprochen werden, von der Reformation Zwingli's. Denn es wollte diese nichts in dem Glauben und der Kirche dulden, was nicht ausdrücklich durch die Schrift zu erweisen. Durch diese Verschiedenheit ist es gekommen, daß sich die Reformation Zwingli's in einigen Stücken noch weiter von dem Katholicismus entfernt als die Reformation Luthers.

Indessen auch noch indem diese Reformation Luthers war, wie sie war, würde sie zu einer so großen, bedeutenden und umfassenden Spaltung, wie es geschehen, nicht geführt haben, es wären wenigstens die Gegner der Reformation, wie anderwärts bei den germanischen Völkern, zu einer kleinen Minderzahl heruntergesunken, wenn nicht die katholische Kirche gerade in Deutschland eine so eigenthümliche Gestaltung gehabt, wenn Rom nicht gewesen, wenn Rom nicht gearbeitet. In den ersten Jahren der Abwesenheit des Kaisers aus Deutschland schien es zu keiner Trennung zu kommen.

Das Bedeutendere schien hier zuerst zu sein, daß die Mehrheit der Nation sich für die Reformation erklärte. Indem dieses geschah, bildeten sich zugleich die Keime einer neuen Welt. Die römische Kirche hatte auch in andern, nicht unmittelbar religiös-kirchlichen Dingen die Geister der Menschen gefesselt. Das evangelische Christenthum fesselt und bindet nur an die Schrift und eben dadurch macht es den Menschen frei. Die Ausbreitung aber fand allenthalben, unter allen Ständen Statt. Bis in die Mitte des Jahrhunderts ist sie fast immer nur im Vorschreiten begriffen. Ein Bericht aus dieser Zeit meldet, daß etwa noch der zehnte Theil der Nation katholisch sein möchte. Indessen ist doch diese Ausbreitung unter der Nation wirklich nicht das Bedeutendere. Das Bedeutendere wird sein, wenn die, bei denen eigentlich die

Gewalt ist, besonders so lange der Kaiser abwesend, die Fürsten des Reiches sich für die Reformation erklären werden. Ist noch keiner, selbst Kurfürst Friedrich der Weise nicht, offen für sie aufgetreten, so scheinen doch auch diese Fürsten sich für sie zu bestimmen. Das Reichsregiment, das Kaiser Karl V. hatte bestellen müssen, neigte sich zur Reformation hin, der Reichstag von 1522 weigerte sich auf die Forderung Pabst Adrian VI., der 1521 auf Leo X. gefolgt, das Wormser Edict gegen Luther in Vollziehung zu setzen und beschloß, daß nichts in dem Reiche gelehrt werden sollte als das reine und lautere Evangelium. Auf dem Reichstage von 1524 fand Pabst Clemens VII., der unterdessen 1523 auf Adrian VI. gefolgt, kaum eine günstigere Stimmung für sich. Das heilige Evangelium und das Wort Gottes, lautete auch jetzt der Beschluß, sollte fortan allein geprediget werden. Man begehrte von dem Pabste eine allgemeine Kirchenversammlung, auf der eine wirkliche und gründliche Reform der Kirche vorgenommen werde. Auch das Reich, die Gewalten des Reiches schienen sich für eine Reformation der Kirche zu entscheiden, die eine evangelische werden konnte, wenn sie auch nicht genau so geworden, wie die nachmals ausgebildete lutherische.

Aber gerade in diesem Momente begann sich auch die Spaltung zu gestalten. Es waren doch viele gerade der bedeutendsten Fürsten eifrig römisch-katholisch geblieben, Ferdinand, der Bruder des Kaisers, die Herzöge von Baiern, Georg, Herzog von Sachsen, Joachim I. von Brandenburg, Bogeslas X. von Pommern und andere. Ganz besonders aber standen die Erzbischöfe und Bischöfe da, deren ganzes Sein und Wesen auf das engste mit dem römischen Katholicismus zusammenhing. Das hatte der Pabst wohl begriffen; an sie hielt er sich zuerst. Zwischen einer guten Anzahl von Bischöfen, zu denen auch Ferdi-

nand und die Herzöge von Baiern traten, brachte er 1524 das Regensburger Bündniß zu Stande. Sie verpflichteten sich, das Wormser Edict in ihren Landen zu vollziehen, den alten Gottesdienst und die alte Kirchenweise ungeändert aufrecht zu erhalten. Nicht einmal die deutschen Bischöfe, so scheint es, wären aufgetreten, wenn sie nicht von dem Pabst gedrängt und getrieben worden. Es war Rom, welches die Spaltung unter die Deutschen warf. Nun begannen die Verfolgungen in den östreichischen und bairischen Landen besonders mit größerer Heftigkeit als früher. Weniger vermochten die Bischöfe in und mit ihren Städten.

Die lutherische Reformation trat nun auch je länger je mehr als eine bestimmte äußere Gestalt hervor. In dem Kurfürstenthum Sachsen, wo Johann der Beständige 1525 auf Friedrich den Weisen gefolgt, der Landgrafschaft Hessen, dem Herzogthum Lüneburg, der Markgrafschaft Brandenburg-Anspach war das, was die größern Fürstenlande, in Nürnberg und Augsburg, was die größern Reichsstädte anlangt, zuerst der Fall. Das Widerstreben ward größer, als die Reformation mit Allem, was sie wollte, klar und bestimmt hervorgetreten. Als die Messe nicht mehr gefeiert ward, das Cölibat und die Klöster zusammenbrachen, die Heiligenbilder verschwanden, die guten Werke nichts mehr frommen sollten, die bischöfliche Gerichtsbarkeit verschwand, kurz als die ganze Reformation mit Bestimmtheit als eine andere Kirche hervortrat, da fühlten sich doch nicht wenige Gemüther verletzt. Auch der Katholicismus, so leicht und bequem für den Menschen, hatte noch seine innere Lebenskraft.

Und besonders behielt er sie bei den Fürsten. Auf dem Reichstage zu Augsburg 1524 ward zwar noch beschlossen, daß das Evangelium rein und lauter gepredigt werden sollte.

Aber der Riß und der Bruch war da unter den Gliedern des Reiches selbst. Unter den Gliedern des Reiches, unter den Fürsten desselben war er eigentlich nur, nicht oder doch weit weniger, in der Nation selbst. Offenbar ist dieser Riß und dieser Bruch herbeigeführt worden durch zwei Dinge. Zuerst durch das Einwirken Roms, zweitens dadurch, daß die Reformation sofort den ganzen Katholicismus angreift. Aber eine halbe und zweideutige Reformation, wie sie in Böhmen Johannes Huß gemacht, würde auch zu nichts geführt haben. So bitter wird schon die Stimmung der Katholischen, daß Sachsen und Hessen, zu denen Lüneburg, Anhalt, Meklenburg, Mannsfeld und Magdeburg traten, am 12. Juni 1526 das erste Vertheidigungsbündniß zu Torgau schließen. Indessen auf dem Reichstage zu Speier 1526 schien es, als würden die Anfänge der Zwietracht sich doch noch wieder in einem nationalen Einverständniß entfernen lassen. Es ward dort beschlossen, auf einer Kirchenversammlung oder einer Nationalversammlung eine Vereinigung des Glaubens und der Kirche nächstens zu versuchen. Selbst eifrig Katholische redeten noch gegen Pabst- und Priestermacht, für Laienkelch und Priesterehe. Die Vereinigung auf einer Nationalversammlung lag aber nur dann in dem Reiche der Möglichkeit, wenn die Katholischen sich vorher ganz von Rom losrissen, weil nach den Ansichten des römischen Katholicismus über Glauben und Kirche nur entschieden werden konnte durch die Kirche, das heißt, besonders durch Rom. Es kam zu einer solchen Nationalversammlung nicht. Der Kaiser war nicht dafür, Rom und die Bischöfe waren dagegen. Aber zum Ausbruche eines Kampfes kam es auch nicht, und die Reformation konnte sich, trotz einzelner Verfolgungen, immer weiter ausbreiten. Es geschah das indessen immer mehr in der Nation, als unter ihren Fürsten.

Diese Ausbreitung konnte im Ganzen so wenig gestört erfolgen, weil die katholische Macht in sich selbst zerfallen. Kaiser Karl führte seinen ungeheueren Krieg gegen Franz I. von Frankreich, in welchem für diesen nicht weniger als Alles auf dem Spiele stand. In diesem Kriege offenbarte sich, was der Kaiser eigentlich wollte. Und er wollte eigentlich die Zerstörung des französischen Reiches. Nahe daran schien er zu stehen, als seine eigenen Bundesgenossen über seine ungeheueren Entwürfe bedenklich wurden und das Schwert herumwendeten. England, Venedig, der Pabst Clemens VII. vereinigten sich mit Frankreich gegen den Kaiser. So waren die katholischen Hauptmächte durch ganz andere Dinge beschäftiget. Selbst der Pabst fürchtete als weltlicher Herr von dem Kaiser verschlungen zu werden, und selbst der Pabst konnte jetzt keinen Kreuzzug gegen die Reformation predigen lassen, obwohl sie durch einen solchen vielleicht noch hätte überwältiget werden können.

Auf der anderen Seite ward, indem der Kaiser selbst in diesem Kriege beschäftiget, Ferdinand, der Bruder, auch in Dinge hineingeworfen, die ihm jeden ernsten Angriff auf die Reformation in Deutschland zur Unmöglichkeit machten Sultan Suleiman der Große war endlich mit einem furchtbaren Heere gegen Ungarn aufgebrochen. König Ludwig II. von Ungarn lieferte ihm am 28. Aug. 1520 die unglückliche Schlacht von Mohacs und fand in derselben den Tod. Die Türken kamen bis Ofen und Pesth, dann verließen sie Ungarn wieder wie eine Schaar Wölfe, die bis zur Uebersättigung gewürgt hatte. Der Sultan ging aber nur nach Konstantinopel zurück, um Anstalten zu einer größeren Heerfahrt zu machen, die Deutschland treffen sollte. Luther, der keine menschliche Berechnung kannte, stets nur Gott und die Christenheit im Auge hatte,

forderte Alles auf, gegen die Türken zu den Waffen zu greifen. Ungarn blieb in wilder Verwirrung zurück. König Ludwig II. aber war kinderlos gestorben und das Haus des Kaisers hatte sich schon lange Rechnung auf Böhmen und Ungarn gemacht. Zum Theil erfüllten sie sich. Die böhmischen Stände wählten Ferdinand zum König, nachdem er alle ihre Rechte und Freiheiten beschworen. Schon war die Reformation mit vollen Zügen in alle Theile des böhmischen Reiches eingedrungen. In Ungarn dagegen ward Ferdinand nur von einem kleinen Theile der Stände zum König gewählt. Der größere wählte den einheimischen Großen, Johann Zapolya, dem auch der Sultan seine Unterstützung versprochen. Auch in Ungarn war die Reformation gleich in ihren Anfängen mächtig eingedrungen, obwohl der Reichstag blutige Gesetze gegen sie erlassen. Nun mußte Ferdinand einen gewaltigen Krieg gegen Johann Zapolya führen. Also band auch er sich gegen die Reformation die Hände. Den Krieg aber führte er mit Glück und bemeisterte sich des Reiches Ungarn. Johann Zapolya mußte 1528 nach Polen entweichen.

Mehrere Jahre waren wieder dahingegangen und es schien nun endlich doch eine Gefahr für die Reformation zu kommen. Ferdinand gewinnt freiere Hand durch Zapolya's Flucht; auch der Krieg zwischen Frankreich und dem Kaiser neigt sich zu Ende. Es kommt am Anfange des Jahres 1529 wieder ein Reichstag zu Speier zusammen. Immer bestimmter war die Spaltung hervorgetreten; die katholische Gesinnung hatte wieder die Mehrheit der Stimmen des Reichstages für sich. Zwischen den Reichstagen und der Nation ist fortan ein sehr bedeutender Unterschied. Die bei weitem größere Mehrheit der Nation ist für die Reformation, die Mehrheit der Fürsten gegen sie. Es hat daran einen sehr bedeutenden An-

theil, daß ein so guter Theil der Fürsten geistlich-katholische sind. Die Mehrheit setzt auf dem Reichstage zu Speier einen Beschluß auf, der die Reformation zum Stillstand bringen soll, damit ihr Rückgang dadurch vorbereitet werde. Aber die evangelische Minderzahl protestirte 19. April 1529 gegen denselben. Daher der so unpassende Name Protestanten. Die Anhänger des evangelischen Christenthums hätten sich weder Protestanten, noch Lutheraner, noch sonst wie anders als darnach nennen sollen, was sie sind, evangelisch-katholische Christen. Auf den Namen der Katholischen, d. h. der allgemeinen, hat diese Kirche ebenso gut Anspruch, wie die römisch-katholische und die morgenländisch-katholische. In Zwiespalt geht der Reichstag auseinander.

Aber geschehen konnte gegen die Evangelischen nichts. Denn gerade zur Zeit des Regensburger Reichstages war Sultan Suleiman abermals mit einem furchtbaren Heere aufgebrochen. Die Türken kamen nach Ungarn, wo Ferdinand ihnen fast gar keinen Widerstand entgegensetzen konnte. Johann Zapolya begab sich unter den Schutz des mächtigen Sultans und ward von ihm als Ungarns König gegrüßt. Suleiman zählte auf die Spaltung, die unter den Christen in Deutschland war, auf den Krieg zwischen Frankreich und dem Kaiser. Er hoffte die Christenheit zu überraschen, zu übermannen. Sein Heer betrat den Boden des Reiches und dasselbe war nicht gerüstet. Die Türken lagerten vor Wien. Jetzt erst setzten sich die Fürsten in Bewegung und Luther predigte gewaltig gegen die Türken. Indessen kam es diesesmal nicht zu entscheidenden Kampfe. Die Türken bestürmten Wien mehrmals vergeblich, zuletzt 14. Octbr. 1529. Darauf zogen sie zurück. Suleiman ging aber nur, um von neuem zu rüsten.

Von diesen drohenden Rüstungen des Sultans war nun

zum guten Theil der weitere Gang der Dinge abhängig. Die Ungläubigen mußten dazu dienen, die Wege Gottes zu fördern ohne daß sie es wollten. Wären sie, die Ungläubigen, nicht gewesen, so würde jetzo eine schwere Gefahr über die Reformation gekommen sein. Kaiser Karl V. und Pabst Clemens VII. hatten sich endlich ausgesöhnt und zu Barcellona 29. Juni 1529 einen Tractat geschlossen. Der Kaiser versprach darin dem Pabste, die Evangelischen mit Gewalt wieder unter den Gehorsam Roms zu bringen. Auch zwischen Frankreich und dem Kaiser ward 5. Aug. 1529 der Friede von Cambrai geschlossen. Der Kaiser zufrieden, die Franzosen aus Italien getrieben, die kleinen italienischen Mächte unter sich gebracht zu haben, schien seine Entwürfe gegen Frankreich selbst aufgegeben zu haben.

Nun kam Kaiser Karl V. erst 1529 nach Italien, dann 1530 nach Deutschland. Pabst Clemens VII. war voll Hoffnung. Ein apostolischer Legat begleitete den Kaiser. Seine Instruction lautete kurz: Die Ketzer sollten mit Feuer und Schwert vertilgt werden. Feuer und Schwert haben sie in Rom immer als letztes Beweismittel angesehen. Der Kaiser aber hielt 1530 einen Reichstag zu Augsburg. Die Evangelischen ließen dort das Augsburgische Bekenntniß, das Fundament des alten Lutherthums, vorlesen. Es folgte darauf eine lange Kette von Verhandlungen. Die Protestanten wollten so weit nachgeben, als es ihre religiöse Ueberzeugung nur zuließ. Sie würden um des Friedens willen selbst die kirchliche Gewalt der Bischöfe zugegeben haben. Aber der Geist, der von Rom her wehete, hinderte jegliche Einigung. Der Kaiser setzte den Protestanten einen Termin, bis zu dem sie unbedingt in den Schooß des römischen Kirchenthums müßten zurückgekehrt sein. Die Ausrottung der sogenannten Ketzerei in der alten, römischen Weise ward offen und unzweideutig verkündet. Nun

behauptete zwar Luther in schroffem Gegensatze zu Rom, das immer seine Sache mit Feuer und Schwert führte, man solle sich weltlicher Mittel gar nicht bedienen, die Waffen nicht nehmen, selbst nicht um einen ungerechten Angriff abzuwehren. Die Fürsten aber bedachten sich anders, schlossen das Vertheidigungsbündniß von Schmalkalden und setzten sich sofort in wehrhaften Stand.

Indessen war es jetzo gar nicht nöthig, die Vertheidigungswaffen aufzunehmen. Kaiser Karl V. hatte durch seinen Bruder Ferdinand mit dem Sultan Suleiman unterhandeln lassen und selbst das schimpfliche Anerbieten der Abtretung Ungarns gemacht, damit er vor den Türken Ruhe und freie Hand gegen die Protestanten gewinne. Aber auch dieß schimpfliche Anerbieten blieb vergeblich, und der Sultan rüstete diesesmal ganz eigen wider Deutschland und im Vertrauen auf den Kampf, der unter den Christen ausbrechen werde. Am 26. April 1532 brach er von Konstantinopel auf, und abermals braußten die Türken durch Ungarn gegen Wien. Unterdessen war zu Regensburg am Anfange des Jahres wieder ein Reichstag der Deutschen zusammengekommen. Der Kaiser und die katholische Partei, sie fühlten, daß sie jetzo nicht auftreten könnten. Ein einstweiliger Religions-Friede ward den Protestanten bewilliget und am 2. Aug. 1532 vom Kaiser veröffentlicht. Dieser sollte dauern bis eine Kirchen- oder Nationalversammlung den in der Kirche entstandenen Zwist würde geschlichtet haben. So waren die Parteien einstweilig wieder vereinigt und in der Vereinigung die Deutschen stark. Ein mächtiges Reichsheer zog gegen die Türken, und der Sultan sah sich in seiner Erwartung getäuscht. Er wagte keinen Angriff auf die Deutschen, welche bei Wien standen, und das Ungewitter braußte abermals nach Konstantinopel zurück.

Dennoch trat abermals eine sehr günstige Wendung der Dinge für die Protestanten ein. Ferdinand, der 1530 zum römischen König erwählt worden, mußte sich wieder nach Ungarn wenden und Johann Zapolya bekämpfen. Kaiser Karl V. entfernte sich abermals aus Deutschland und kehrte viele Jahre nicht zurück, mit ganz anderen Dingen beschäftiget. Es lagen schwere Sorgen auf seiner Seele. Die Macht der Türken schien immer höher zu steigen. Ihre Flotten erschienen häufig an den Küsten Italiens, ja selbst die spanischen waren von ihnen bedroht. Dem Kaiser stand die Erhaltung seines Reiches noch höher als die Unterdrückung der Reformation, wie hoch ihm immer auch diese stand. Also glaubte er die Nordküste von Afrika den Türken entreißen zu müssen, rüstete eine große Flotte und ein mächtiges Heer aus und eroberte Tunis 21. Juni 1535. Aber gleich darauf mußte er nach Europa zurück, das angefangene Werk unvollendet lassend. Denn zwischen ihm und Franz I. von Frankreich war kein treuer und aufrichtiger Friede geworden. Weil er überzeugt, daß der Kaiser einst mit dem Gedanken an die Zerstörung des französischen Reiches umgegangen, trug Franz I. ein bitteres Mißtrauen gegen Denselben in der Brust. Dieses war jüngst dadurch gesteigert worden, daß Karl V. sich nach dem Ableben des letzten Herzogs Franz Sforza's auch noch in den Besitz Mailands gesetzt hatte, wodurch Frankreich nun auch von Oberitalien her durch die spanische Macht bedroht ward. Also rüstete Franz I. zum Kriege und 1536 brach derselbe wirklich aus.

Zwar gelang es dem Pabste Paul III., der 1534 auf Clemens VII. gefolgt, einen zehnjährigen Waffenstillstand zwischen den beiden alten Feinden 1538 zu Stande zu bringen, aber es kam durch denselben keine Eintracht und keine Versöh-

nung. Vergebens ging Kaiser Karl V. 1540 nach Paris, um selbst durch Opfer eine völlige Aussöhnung mit dem König zu gewinnen. Er wollte die Kräfte des gesammten Katholicismus, die er erst selbst zerspalten, wieder vereinigen. Franz I. sollte ihm nun helfen gegen die Protestanten Deutschlands. Dieser aber thats nicht. Denn so groß war sein Mißtrauen gegen den Kaiser und so groß die Furcht vor dessen ländersüchtigen Entwürfen, daß er meinte, Karl werde den Untergang des Protestantismus nur benutzen, die protestantischen Fürsten, als Ketzer erklärt, von Land und Leuten zu treiben und sich selbst in den Besitz derselben zu bringen, hierdurch seine Macht so ungeheuer steigern, daß ihr fortan Niemand werde widerstehen können. Dieselbe Furcht haben die katholischen Fürsten Deutschlands, ja auch die römischen Päbste. Keinem ist an einer weiteren Vermehrung der spanischen Macht gelegen, und wie sehr sie auch den Untergang des Protestantismus an sich selbst wünschen, so wünschen und wollen sie doch kaum, daß er durch den Kaiser geschehe, obwohl der Kaiser wiederum der einzige ist, durch den er geschehen kann. Der Kaiser kommt 1541 wieder nach Deutschland zurück, aber wie verändert findet er doch die Verhältnisse. Es ist der Reformation noch geworden, was ihr früher gefehlt. Eine größere Anzahl mächtiger Fürsten und Stände haben sich laut für sie ausgesprochen und sind aus der römischen Kirche getreten. Das haben während dieser Zeit die Herren, Fürsten und Herzöge von Holstein, Anhalt, Meklenburg, Pommern gethan; auch Heinrich hats gethan, der neue Herzog von Sachsen, nachdem 1539 Georg, der alte Feind Luthers, gestorben, nicht minder Joachim II., Kurfürst von Brandenburg. In fast allen Reichsstädten herrscht das evangelische Bekenntniß vor, eine sehr große Anzahl kleinerer Herren, die bei weitem größere Mehrheit der Nation hat es

erfaßt. Die Reformation ist dem Kaiser mit seinen weltlichen Entwürfen über den Kopf gewachsen; kaum durch Waffengewalt wird sie nun noch zu besiegen sein.

Und wie nun der Kaiser wiederum in das Reich kam, und einen Reichstag zu Regensburg 1541 eröffnete, war abermals keine Möglichkeit, Gewalt gegen die Protestanten zu brauchen. Denn schon wieder war das türkische Ungewitter da. Zwischen König Ferdinand und Johann Zapolya war 1538 ein Friede geschlossen worden. Ungarn blieb unter sie getheilt, nach Zapolya's Tode aber sollte das ganze Land an Ferdinand fallen. Als nun aber Johann Zapolya 1540 starb, König Ferdinand das Land begehrte, wendete sich Zapolya's Wittwe, Isabella, für ihren jungen Sohn, Johann Sigismund Zapolya, an den Sultan. Und zum drittenmale brach im Sommer 1541 Suleiman mit gewaltiger Heeresmacht auf. Die Türken nahmen Ofen und der Sultan erklärte Isabellen, daß er Ungarn für sich erobert, ihr Sohn sich mit Siebenbürgen begnügen müsse. Damals gerieth der größere Theil Ungarns in die Gewalt der Türken und ist ihnen 150 Jahre geblieben; nur den kleinern konnte Ferdinand behaupten. Nun war der Türken Macht fast bis an die Grenzen Deutschlands vorgeschoben, und die Lage Deutschlands, ja die Lage der Christenheit schien sehr gefährlich. Darum hatte der Kaiser auf dem Reichstage zu Regensburg nichts Anderes thun können, als den einstweiligen Religions-Frieden von 1532 bestätigen.

Noch einen Ruhepunkt gewannen die Protestanten; es war der letzte vor einem Sturme. König Ferdinand hatte wieder gegen die Türken zu kämpfen, Kaiser Karl V. fuhr wieder nach Afrika, um Algier zu erobern. Aber ein furchtbarer Sturm zerstörte den größten Theil seiner Flotte und er mußte eilends zurück. König Franz I. eröffnete 1542 einen neuen Krieg ge-

gen den Kaiser, diesesmal ohne besondern Grund und nur im Allgemeinen um der Uebermacht Karls V. entgegen zu arbeiten. Deshalb mußte der Kaiser auf dem Reichstage zu Speier 1544 einen sehr glimpflichen Ton mit den Protestanten sprechen. Aber noch im Jahre 1544 endete der Krieg mit Frankreich und nicht lange darauf 1547 ward auch ein schimpflicher Friede mit Suleiman gewonnen. König Ferdinand zahlte dem Sultan Tribut für den kleinen Theil Ungarns, den er behielt. Allmälig gewann der Kaiser freie Hände von den beiden Seiten, wo sie bis jetzt immer gebunden gewesen, und sein Betragen gegen die Protestanten ward drohend.

Indessen wollte er einen Kampf vermeiden, von dem er wohl sah, daß er ungemein schwierig geworden, und die Unterdrückung der Reformation in einer andern Weise herbeiführen. Er hatte Pabst Paul III. bewogen, eine allgemeine Kirchen-Versammlung nach Trident auszuschreiben. Sie begann auch dort am 13. Dec. 1545. Oft nun hatten die Protestanten selbst die Entscheidung ihrer Sache auf eine solche allgemeine Kirchen-Versammlung gestellt, unter derselben aber verstanden eine Versammlung freier und gelehrter Männer, welche die oberste und alleinige Autorität der Schrift anerkannten. Sie hatten nicht darunter verstanden eine von dem Pabst berufene, unter dem Pabst stehende, fast nur Bischöfe aus den romanischen Landen enthaltende Versammlung. Denn von einer solchen war nichts anderes zu erwarten, als daß sie nicht untersuchen, sondern von den katholischen Grundsätzen ausgehend, alles Gegentheil sofort als Ketzerei verdammen würde. Auch kündigte die Synode von Trident gleich an, daß sie zur Vernichtung der Ketzerei berufen sei. Von dem Kaiser aufgefordert, dieses Concil anzuerkennen, sich diesem Concil im Voraus zu unterwerfen, verwarfen es die Protestanten. Der Kaiser

hatte spanische und italienische Schaaren nach Deutschland gezogen und schien entschlossen, seinen Willen durchzusetzen. Ueber die Häupter des schmalkaldischen Bundes, Johann Friedrich, Kurfürst von Sachsen, der 1532 auf Johann, den Beständigen, gefolgt, und Philipp, den Großmüthigen, Landgrafen von Hessen, sprach er am 20. Juli 1546 die Acht des Reiches aus. Die Schmalkaldner hatten indessen ein Heer zusammen, viel bedeutender als das Heer des Kaisers. Aber es war zuerst eine Spaltung unter den Protestanten. Mehrere Fürsten waren protestantisch, aber zu den Schmalkaldnern gehörten sie nicht und hatten nicht mit gerüstet. So Friedrich II., Kurfürst von der Pfalz, der 1546 die Reformation in seinem Lande einführte. Ja Moritz, Herzog von Sachsen, hatte sich von den Schmalkaldnern wieder getrennt, einen Bund mit dem Kaiser geschlossen, sich die Vollziehung der Acht gegen seinen Stammvetter, den Kurfürsten, auftragen lassen. Denn der Kaiser gab sich das Ansehn, als greife er zu den Waffen gegen die Schmalkaldner nicht des Glaubens und der Kirche wegen, sondern weil sie eine bewaffnete Partei im Reiche und ihm ungehorsam. Es führten ferner die Schmalkaldner den Krieg mit großem Unverstande. An die Donau vorgedrungen, lösen sie im Herbste 1546 die Einheit ihres großen Heeres ohne Noth wieder auf. Jeder Fürst und jeder Stand kehrt mit seiner Schaar in die Heimath zurück. Der Kaiser aber behält seine Kraft zusammen und überwältigt nun die Vereinzelten ohne große Mühe. Johann Friedrich wird am 24. April 1547 in der Schlacht bei Mühlberg gefangen, Philipp von Hessen bald darauf. Karl V. kehrt darauf in den Süden des Reiches zurück.

Drei Dinge scheinen nun bei diesen Vorgängen auffallend und seltsam. Zuerst besiegt der Kaiser zwar die Schmalkald-

ner und nimmt ihre Häupter gefangen, aber gegen den Protestantismus thut er im Großen und Allgemeinen nichts. Das erklärt sich indessen durch die Ueberzeugung, welche er gewonnen, daß sich die Reformation rasch und mit einem Schlage gar nicht wieder ausrotten läßt. Man würde dadurch einen Kampf mit dem Volke selbst, mit der Nation hervorrufen; zu einem solchen ist Karl V. viel zu schwach. Er will daher nur die Fürsten und Stände beugen und sie nöthigen, den Katholicismus, durch die Synode von Trident fest und unabänderlich hingestellt, wieder als das Recht- und Gesetzmäßige anzuerkennen, worauf sie als gehorsame Glieder des Reiches dann selbst werden Sorge tragen müssen, daß die Reformation in ihren Gebieten allmälig wieder rückgängig wird. Das Zweite ist, daß die katholischen Stände an dem Kriege des Kaisers gar keinen Antheil nehmen. Das dritte, daß sogar Pabst Paul III. die Unterstützung wieder zurückzieht, die er erst demselben gegeben. Das erklärt sich aus der Furcht beider, der Kaiser möge den Untergang der protestantischen Fürsten und Stände nur benutzen, um sich selbst in den Besitz ihrer Lande zu bringen. Da mögen sie lieber stehen bleiben, ehe man duldet, daß die spanische Macht noch höher steigt. Um zu zeigen, daß seine Plane in der That nicht so sind, hat der Kaiser das Kurfürstenthum Sachsen gleich dem Herzog Moritz von Sachsen gegeben. Aber es hilft ihm nicht; das Mißtrauen schwindet nicht.

Seinem Gedanken treu, daß nur noch eine allmälige Besiegung der Reformation möglich sei, hält der Kaiser zwei Reichstage. Den ersten 1548 zu Augsburg, auf dem er die protestantischen Fürsten und Stände nöthiget, das sogenannte Interim anzunehmen. Sie sollen, also lautet dasselbe, in allen Stücken, den äußern sowohl als den innern, wieder

katholisch halten, nur der Kelch im Abendmal, die Priesterehe und der Besitz der eingezogenen Kirchengüter ihnen gestattet sein, bis die Tridentiner Synode darüber in letzter Instanz würde entschieden haben. Es starb darauf am 10. Nov. 1549 Pabst Paul III., und durch dessen Nachfolger Julius III. ward eine Unterbrechung, welche das Tridentiner Concil erlitten, gehoben, dasselbe abermals ausgeschrieben und am 1. Sept. 1551 wieder eröffnet. Während dieser Zeit zogen schon apostolische Legaten in Deutschland um, die verlorenen Schafe wieder in den Schooß des römischen Kirchenthums aufzunehmen. Kaiser Karl V. aber hielt 1550 einen zweiten Reichstag zu Augsburg und setzte auf demselben den Schluß durch, daß die Entscheidung über den Glauben der Tridentiner Synode zu überlassen sei. Nun drängte er die Fürsten und Stände, ihre Boten nach Trident zu senden, ihre Unterwerfung dort zu versichern. Zwar stand noch nicht der Protestantismus, aber doch der Fürsten Ehre auf dem Spiele. Sie konnten nicht versprechen, was zu erfüllen, nimmer in ihrer Absicht lag. Der verworrene Knäul der Dinge wollte aufgelöst sein durch einen kühnen Schlag.

Zu einem solchen entschloß sich Moritz, Kurfürst von Sachsen. Der Kaiser hatte ihm die Vollziehung der Acht gegen die Stadt Magdeburg aufgetragen. Geächtet war Magdeburg worden, weil es das Interim nicht angenommen. Unter diesem Vorwande hatte Moritz sein Heer vor der Stadt, die sich ihm auch nachmals ergab, zusammen. Mit großer Weltklugheit den Kaiser immer täuschend, bündete er sich im Stillen mit Wilhelm von Hessen, Johann Albrecht von Meklenburg, Albrecht von Brandenburg-Anspach, Georg Friedrich von Brandenburg-Culmbach. Die Verbundenen, still sich rüstend, schlossen am 5. Oct. 1551 einen Tractat mit Frankreich. Dort war schon 1547 Franz I. gestorben und sein Sohn

Heinrich II. ihm auf dem Throne gefolgt. In dem Tractate ward gemeinschaftlicher Krieg gegen den Kaiser bedungen, und weil Frankreich eine katholische Macht war und es deshalb eines Vorwandes bedurfte, gesagt, daß dieses geschehen solle, weil er die Freiheit des Reiches und der Fürsten bedrohe. Für die guten Dienste Frankreichs bewilligten die protestantischen Fürsten, daß Heinrich II. Metz, Toul, Verdün und Cambrai in Besitz nehme und sie fortan als Vicar des Reiches besitze. Frankreich nahm an diesen Sachen Theil, um die ganze spanische Macht zu beschäftigen, um über Deutschland etwas zu gewinnen. Zu derselben Zeit, da dieses gegen den Kaiser, der dabei in fast unbegreiflicher Sicherheit und Sorglosigkeit lebte, bereitet ward, brach auch der Krieg mit den Türken wieder aus. Denn Ferdinand hatte der Witwe Zapolya's, Isabellen, die Herrschaft über Siebenbürgen genommen, und zornentbrannt darüber sendete Sultan Suleimann 1551 abermals ein gewaltiges Heer nach Ungarn. Das waren die Verhältnisse, welche den Religions-Frieden von 1555 vorbereiteten.

Zweites Kapitel.

In dem Bunde mit Frankreich hatte ein Theil der protestantischen Fürsten die gemeinsamen vaterländisch-deutschen Interessen vor den religiös-kirchlichen aufgegeben. Wenn Metz, Toul und Verdün an die Franzosen kamen, so war ihnen der Weg nach dem Rheine gebahnt. Es dachte auch damals schon Frankreich seine Macht bis dorthin auszudehnen und Heinrich II. erwartete, daß eine lange und große Verwirrung in Deutschland entstehen werde, in welcher er recht viel über das Reich gewinnen könne. Indessen kamen die Sachen ganz anders, als die immer treulosen Nachbarn der Deutschen hofften.

Kaiser Karl V. gewann keine Kenntniß von jenem im Stillen geschlossenen Bunde, und über die Rüstungen, welche die Verbündeten machten, verstanden sie ihn zu täuschen. Er mag mit aller Sicherheit erwartet haben, daß der Katholicismus bald wieder das Recht- und Gesetzmäßige, das von den Fürsten und Ständen als solches in dem Reiche Anerkannte werden würde. Denn schon waren die Gesandten Brandenburgs in Trident eingetroffen und hatten dem Concil den Gehorsam ihres Herrn gegen die römische Kirche versichert. Auch die Gesandten Würtembergs und Kursachsens waren gekommen. Zwar hatten diese das Augsburgische Glaubensbekenntniß mitgebracht und ließen von einer unbedingten Unterwerfung nichts verlauten, aber sie wollten doch unterhandeln, sie schienen sich doch der römischen Kirche wieder nähern zu wollen.

Aber plötzlich ward der Kaiser aus seinen träumerischen Erwartungen gerissen. Im Frühlingsmonate 1552 begann auf der einen Seite Frankreich, auf der andern der Bund der protestantischen Fürsten den Krieg gegen ihn. Der Letztere erließ eine sehr heftige Erklärung gegen Karl V.: „unter dem Vorwand und dem Scheine der Religion wolle er die deutsche Freiheit unterdrücken." Unter der deutschen Freiheit ward damals besonders die unabhängige Stellung der Fürsten und Stände dem Kaiser gegenüber verstanden. Kaiser Karl V. befand sich eben in Tyrol, wie sich dieser Sturm erhob. Er war für den Krieg fast ungerüstet; die katholischen Fürsten und Stände erhuben sich auch bei dieser abermaligen Schilderhebung der Protestanten nicht. Ihre Ruhe ward wiederum von der Furcht, daß der Kaiser die Vernichtung des Protestantismus nur zur Vermehrung seiner Macht benutzen möchte, erzeugt. Diesesmal führten die Protestanten ihre Sache mit eben so viel Geschick, als sie wenige Jahre früher mit Ungeschick von ihnen geführt worden. Sie drangen rasch auf den Kaiser los und beinahe wäre er in Innsbruck selbst gefangen genommen worden; nur eine eilige Flucht rettete ihn. Die Bischöfe der Synode von Trident hatten sich schon früher in Sicherheit gebracht. Fürchtend, daß die Protestanten bis zu ihnen kommen würden, hatten sie am 28. April 1552 die Synode auf zwei Jahre vertagt.

Nun nehmen die Sachen eine Wendung, die nicht leicht erwartet werden konnte. Kaiser Karl V. ist frühzeitig alt und frühzeitig lebensmüde geworden. Seine größten Entwürfe und Gedanken, mit wie hohen Erwartungen er sie auch begonnen, sind ihm nicht ausgegangen. Das hat die Kräfte seiner Seele gebrochen und er wünscht sich zurückzuziehen von der Welt. Es ist ihm ein Jammer, daß er selbst es gewesen, durch den die

Reformation emporgewachsen, die Reformation, die er im Anfange so leicht hätte unterdrücken können, wenn er nur ihre Zukunft gekannt, wenn sie nur gleich in ihrer Vollendung vor seiner Seele gestanden. Aber bekämpfen konnte er diese Reformation in Deutschland jetzt nicht mehr. Von den Franzosen und von den Türken sah er die Macht seines Hauses angegriffen, von den katholischen Fürsten und Ständen des Reiches sich verlassen. Er mußte, wie schwer es ihm auch ward, Unterhandlungen mit dem Bunde der Protestanten anknüpfen. Zu Passau ward am 30. Juli 1552 ein Tractat abgeschlossen. Beide Theile verpflichteten sich, die Waffen niederzulegen; die in der Kirche und im Glauben entstandene Spaltung sollte friedlich durch eine Kirchen- oder auch durch eine Reichs-Versammlung ausgeglichen werden. Wäre zu einer solchen Ausgleichung nicht zu kommen, so sollten doch beide Parteien den Frieden untereinander bewahren, bis sie vielleicht später doch noch würde gewonnen werden.

Zögernd, unwillig, halb gab der Kaiser diesem Tractate seine Zustimmung. Er widersprach seinen durchaus katholischen Ansichten, vermöge welcher nur durch die römische Kirche selbst, das heißt, durch den Pabst und die Tridentiner Synode, hier entschieden werden konnte. War es nicht zu vermeiden, mußte ein friedliches Abkommen mit den Protestanten getroffen werden, so mochte es geschehen ohne ihn. Er selbst, er der Kaiser, wollte dabei so wenig als möglich mitwirken, denn es schien ihm eine Versündigung an der heiligen römischen Kirche zu sein. Bald nachdem der Passauer Tractat geschlossen, entfernte er sich aus dem Herzen des Reiches, um den Krieg gegen Frankreich zu führen, dessen König unter den deutschen Wirren sich auch noch in den Besitz der Stadt Straßburg zu setzen, vergeblich versucht. Aber der Kaiser

führte den Krieg gegen Frankreich ohne Glück, vermochte nicht Metz wieder zu gewinnen, ging in die Niederlande und ward immer kränker, immer lebensmüder. Die Anordnung der deutschen Angelegenheiten überwieß er ganz seinem Bruder, dem römischen König Ferdinand; er selbst wollte den Frieden, der mit den Protestanten geschlossen werden mußte, nicht autorisiren.

Dieser Friede aber kam auf dem Reichstage zu Stande, den am 5. Febr. 1555 Ferdinand zu Augsburg eröffnete. Wie er eröffnet ward, war der Mann, der die günstige Wendung für das Bestehen des Protestantismus zunächst herbeigeführt, Moritz, Kurfürst von Sachsen, nicht mehr unter den Lebendigen. Albrecht von Brandenburg-Anspach hatte an dem Passauer Tractat keinen Antheil genommen, die Waffen nicht aus den Händen gelegt, die Gebiete katholischer Bischöfe fortwährend plündernd. Solche Unbill konnten und wollten die andern protestantischen Fürsten nicht dulden, eben weil Friede mit den katholischen Ständen geschlossen werden sollte. Auch befürchtete Moritz, daß Albrecht sich des entsetzten Kurfürsten Johann Friedrich anzunehmen gedenke, der unter den letzten Ereignissen frei geworden. Also nahm er gegen den wüsten Brandenburger die Waffen, schlug ihn bei Sievershausen, nahm aber in der Schlacht die Todeswunde und starb zwei Tage darauf am 11. Juli 1553. Sein Bruder August I., der ihm in dem Kurfürstenthume folgte, schloß am 24. Febr. 1554 mit Johann Friedrich zu Naumburg den Tractat, durch den die Länder des Hauses Sachsen unter die jüngere und die ältere Linie so getheilt worden sind, wie es geblieben bis auf die neuesten Ereignisse.

Jener Friede aber kam unter den trübsten und bedenklichsten Verhältnissen zu Stande; auch war es nur ein solcher,

welcher vielfache Keime künftiger Zerwürfnisse unter den Fürsten und Ständen des Reiches enthielt. Denn er kam nicht deshalb zu Stande, weil von der einen oder der anderen Seite an die Möglichkeit eines daurenden Nebeneinanderstehens beider Parteien in Friede und Ruhe geglaubt, oder weil solches auch nur gewünscht worden sei. Er ward Seitens der Katholischen nur gegeben, weil ihnen die Hände gebunden waren, weil sie jetzo etwas Gewaltsames nicht unternehmen konnten, da die Franzosen und die Türken unter den Waffen waren, weil ihnen ein leitendes Haupt, weil sogar die Eintracht unter ihnen selbst fehlte. Die Protestanten ihrerseits nahmen den Frieden, um eine gesetzliche Anerkennung in dem Reiche zu gewinnen, um sich fester zu stellen, um sich vorzubereiten und zu rüsten, damit dereinst noch das ganze Reich evangelisch werde. Da man sich gegenseitig als einen Feind betrachtete, der über kurz oder über lang doch wieder zu bekämpfen sein würde, wollte kein Theil, daß durch den Frieden der andere Gelegenheit zu Feststellung und Ausdehnung gewinne, und doch strebte jeder wiederum nach der Möglichkeit der Feststellung und Ausdehnung.

Also kam der Frieden nur unter den heftigsten Streitigkeiten zu Stande und mehr als einmal schienen die Verhandlungen abgebrochen und zum Schwerte gegriffen werden zu müssen. Endlich ward die Vereinbarung, welche man den Religions-Frieden genannt hat, am 21. Sept. 1555 gewonnen. Sie ward nur zwischen dem Reiche und dessen katholisch gebliebenen Ständen einerseits und den Anhängern des Augsburgischen Bekenntnisses andererseits geschlossen. Die Anhänger einer andern Reformation, welche sich auch schon in das Reich gedrängt, waren nicht in ihr mitbegriffen. Jene aber verpflichteten sich wegen des Glaubens und der Kirche sich nicht mehr zu be-

kämpfen. Die evangelisch gewordenen Fürsten wurden von der geistlichen Gerichtsbarkeit freigesprochen. In den Reichsstädten sollten, wo es bis jetzo der Fall gewesen, beide Religions- und Kirchenparteien auch fortan neben einander bestehen. Größere Schwierigkeiten als die Aufstellung dieses einfachen Friedenspunctes hatte die Einigung über andere Puncte gemacht, auf welche beide Parteien großen Werth gelegt, welche jede zu ihrem Gunsten entschieden wissen wollte. Es waren der Fürsten so viele katholisch geblieben, während der bei weitem größere Theil der Nation sich für die Reformation entschieden. Den protestantischen Fürsten konnte das Schicksal dieser Glaubensgenossen, die unter katholischen Herren standen, nicht gleichgültig sein. Sie verlangten volle Freiheit für sie, aber sie konnten das um so weniger durchsetzen, als sie selbst für ihre Gebiete den Grundsatz aufgestellt, daß der Unterthan sich dem Glauben des Fürsten fügen müsse. Für die evangelischen Unterthanen katholisch-weltlicher Fürsten ward nur die Bestimmung gewonnen, daß sie nach Verkauf ihrer Güter frei sollten auswandern dürfen. Die katholisch-geistlichen Fürsten dagegen sollten gehalten sein, ihren evangelischen Unterthanen die Glaubens- und Kirchenfreiheit zu lassen, wenn sie schon einige Zeit im Besitz derselben thatsächlich gewesen. Doch hatten das nicht einmal die katholischen Stände selbst, sondern nur König Ferdinand im Namen des Reiches versprochen.

Ward dieser Punct nicht einmal halb zu Gunsten der Protestanten entschieden, so war das gar nicht mit einem andern und noch wichtigeren der Fall. Die Lage der Dinge in Deutschland ist, was nicht genug beachtet werden kann, dadurch so seltsam, so ungünstig für die Reformation, daß so viele Fürsten zugleich Bischöfe der katholischen Kirche sind.

Die Protestanten wünschen, diese Fürsten zu sich herüberzuziehen. Man muß ihnen deshalb die Aussicht eröffnen, daß sie protestantisch werden und dabei doch Fürsten bleiben können. Die katholische Partei aber siehet eben darin, wenn diese Aussicht eröffnet werde, nicht mit Unrecht die Gefahr des Untergangs des Katholicismus in Deutschland. Sie strengt sich daher auf das Aeußerste an, damit im Religions-Frieden das Gegentheil des Wunsches und der Hoffnung der Protestanten festgesetzt werde. Sie setzte es durch und der sogenannte „geistliche Vorbehalt" ward aufgestellt. Derselbe erklärte, daß welcher katholisch-geistliche Fürst seinen Glauben verändere, derselbe damit zugleich sein weltliches Fürstenthum verloren habe. Damit war nun für den Fortgang des Protestantismus unter den Fürsten des Reiches ein gewaltiger Riegel vorgeschoben. Der Punct war, wie Jedermann sah, von so großer Wichtigkeit, daß er von den protestantischen Fürsten und Ständen nicht eigentlich zugegeben ward. Sie duldeten nur, daß er in das Friedens-Instrument, welches in die Form eines gewöhnlichen Reichstagsabschiedes eingekleidet, aufgenommen ward, erklärten, daß sie ihre Zustimmung nicht gäben, daß sie es nur vor der Hand bis auf weitere Erörterung und Vergleichung als so entschieden ansehen wollten. Endlich ward bestimmt, daß die geistlichen Güter, welche bis zum Passauer Tractat von den Protestanten eingezogen worden, was bereits mit einigen Bisthümern geschehen, in deren Händen bleiben sollten.

Bei dem ganzen Friedenswerke redete man so, als ob die Hoffnung einer Wiedervereinigung keineswegs erloschen sei. Der Friede sollte daher auch nur so lange Gültigkeit haben, als bis durch eine allgemeine Kirchenversammlung, oder durch eine Reichsversammlung, oder in irgend einer andern Weise

eine Wiedervereinigung gewonnen worden, wobei indessen doch auch erklärt ward, daß er dauern solle, wenn eine solche Wiedervereinigung auch nicht zu Stande käme. Pabst Julius III. hatte mit dem alten Geiste des Pabstthums sein Möglichstes gethan, um den Abschluß dieses Friedens zu hintertreiben. Er starb indessen noch vorher am 23. März 1555. Seine letzten Worte waren Klagen über den tiefen sittlichen Verfall des Klerus der römischen Kirche und Bekenntnisse, daß eine Reformation nothwendig sei. Auch in dem Schooße der römischen Kirche wird noch viel von der Nothwendigkeit einer Reformation gesprochen. Nur die lutherische Reformation wollen sie nicht; zu tief hat sie dem Katholicismus in das Herz gegriffen.

Luther ist damals, wie dieser Friede geschlossen wird, schon lange nicht mehr unter den Lebendigen, denn am 18. Febr. 1546 war er aus dieser Welt geschieden. Es hat kaum jemals einen Menschen gegeben, der mit reinerm und größerem Eifer an einem Werke gearbeitet, von dessen Wahrheit und Göttlichkeit er die felsenfeste Ueberzeugung gewonnen. Er hätte Gold, Ehre und irdische Hohheit haben können, welche ihm von dem Pabstthume geboten ward, wenn er nur schweigen wollte, aber er nahm Gefahr, Arbeit, Noth und Armuth hin, um nicht die Wege Gottes verlassen zu müssen. Es hat ferner kaum jemals einen Menschen gegeben, in dem das Gottvertrauen größer und lebendiger und an welchem es sich glänzender bewährt habe. Denn wie viel ist seit länger als dreihundert Jahren bald mit den Waffen der Gewalt und bald mit den Waffen des Geistes, heute auf offenem und morgen auf krummem Wege, gegen seinen Bau gethan worden und wird noch heute gethan! Und was haben sie erreicht und gewonnen gegen diesen Bau! Sie haben höchstens einzelne Stücke losbrechen und zerstören können. Die gewaltige Grundlage

aber hat ihrem ohnmächtigen Rütteln und Schütteln nichts als das ruhig-klare Angesicht ihrer erhabenen Größe entgegenzusetzen nöthig gehabt.

Bald darauf schied auch Kaiser Karl V. vom Leben. An den letzten Vorgängen in Deutschland hatte er schon keinen unmittelbaren Antheil mehr genommen, den Religions-Frieden allerdings durch den römischen König Ferdinand abschließen lassen im Namen des Reiches, selbst aber und ausdrücklich denselben weder angenommen noch gebilliget. Denn zuwider, in der tiefsten und innersten Seele zuwider, war ihm der Protestantismus, und scheint ihm, je älter er geworden, um desto mehr hassenswerth erschienen zu sein. Wo er freie und ungebundene Hände hat, in den Ländern, über welche er unmittelbarer Fürst ist, wird der Protestantismus auf das grausamste verfolgt. Es hat wesentlich dazu beigetragen, ihn satt und lebensmüde zu machen, daß er die Reformation in Deutschland selbst so hat emporkommen lassen, daß sie nun nicht mehr, selbst mit Gewalt nicht mehr, wieder erdrückt werden kann. Diese Lebensmüdigkeit steigt bald nach dem Abschlusse des Religions-Friedens in Deutschland auf den höchsten Grad. In Brüssel legt der Kaiser daher am 25. Octbr. 1555 zuerst die Regierung über seine Niederlande, die er durch den Gewinn von Geldern und Friesland vermehrt hat, nieder und übergiebt sie seinem Sohne, dem nachmaligen König Philipp II. An das deutsche Reich hatte er schon früher geschrieben, der Regierung ebenfalls entsagt und die Fürsten und Stände an seinen Bruder gewiesen. Das Schreiben sollte nach der Absicht des Kaisers früher eintreffen, es kam aber erst auf den Reichstag zu Augsburg, als der Religions-Friede bereits abgeschlossen und veröffentlicht war. Indessen wird Karl V. von dieser Zeit an nicht mehr als Kai-

ser betrachtet. Mehrere Jahre verlaufen bis Ferdinand von den Fürsten und Ständen die Anerkennung als Kaiser gewinnen kann. Karl V. aber hat am 17. Januar 1556 auch noch die Regierung aller seiner andern Lande auf Philipp II. übertragen und sich darauf nach Spanien begeben.

Dort, aller irdischen Herrlichkeit entsagend, hat er das Kloster des heiligen Justus bei Placentia bezogen, sein eigenes Leichenbegängniß gefeiert, ist bald darauf, am 21. Septbr. 1558, aus dem Leben geschieden. In den Schriften, die der Sterbende hinterließ, empfahl er seinem Sohne und Nachfolger ganz besonders die Unterdrückung der Ketzerei und die heilige Inquisition. Treulich sind die Könige Spaniens aus diesem Hause dem Rathe ihres Stammhauptes gefolgt und Millionen und abermals Millionen Menschen sind durch die Inquisition vernichtet worden. Aber welche Früchte hat Spanien davon getragen, daß die Inquisition, von der Regierung gehalten, den furchtbarsten Priesterzwang begründen, jeden freien Gedanken niederhalten durfte! Was ist am Ende geworden! Sind die Banden nicht endlich gesprungen, hat das Volk von Spanien, nicht gebildet, nicht unterwiesen in dem ächten Geiste des Christenthums, sich nicht bis auf den heutigen Tag in ein wildes und wüstes Chaos, aus dem kaum eine Rettung zu sein scheint, verloren! Und in denselben Schriften, in denen der Kaiser seinem Nachfolger die Unterdrückung des Protestantismus in so blutiger Weise anempfiehlt, räth er ihm auch, die benachbarten Mächte, und besonders Frankreich, mit allen Mitteln, geraden und ungeraden, zu bekämpfen, damit sie noch unter die spanische Macht fielen. Auch eine Lehre, welche Philipp II. getreulich befolgte. Wie nun Kaiser Karl V. sich stets als ein bitterer Feind der Reformation erwiesen, so hielt sich auch sein ganzes

Haus in dem Geiste, den er ihm eingeflößt und den er begonnen. Sie betrachteten sich, beide Linien des Hauses, die spanische sowohl als die deutsche, als die Häupter und die Spitzen des Katholicismus in Europa. Nur einer, Kaiser Maximilian II., wird unter ihnen erscheinen, der davon eine Ausnahme macht.

Der Religions-Friede des Jahres 1555 kann über den wahren Zustand der Dinge in Deutschland nicht täuschen. Er ist von beiden Parteien nur als ein Auskunftsmittel für die nächste Zukunft genommen worden, weil keine eben in diesem Augenblicke für sich die Zeit zum Kampfe als wohlgelegen betrachtet. Innerlich ist der Unfriede lebendig und die Protestanten sinnen, wie sie ihren Glauben und ihre Kirche zur alleinherrschenden in dem Reiche machen könnten, die Katholischen, wie sie ihrer Kirche und ihrem Glauben das verloren gegangene Gebiet wieder gewönnen. Darauf zu sinnen und zu denken, hält sich jede Partei durch das Gewissen verpflichtet. Unter Millionen ist damals kaum einer, welcher das Wort „Toleranz" kennen will. Jedermann, Hoch und Niedrig, Gelehrt und Ungelehrt, hält es für seine heilige Pflicht dafür zu sorgen, daß seine Ueberzeugung und sein Glaube von dem, der ihn noch nicht hat, angenommen werde.

Es ist in dieser Beziehung selbst unter den Anhängern der Reformation offenbar noch ein katholisches Element vorhanden und fürwahr kein Wunder, daß es noch vorhanden war. Denn Jahrhunderte lang hatte der Katholicismus, in dessen Wesen es begründet ist, solcher Gesinnung gegen Anders Gläubige zu sein, auf den Deutschen gelegen. Die Gedanken, Vorstellungen und Begriffe, welche er mit sich führte, waren daher tief in die Seelen der Menschen eingedrungen, hatten feste Wurzel in ihnen geschlagen, so feste, daß sie selbst von der Refor-

mation nur allmälig ausgetilgt werden konnten. Es ist unbesonnen der Reformation es vorzuwerfen, daß auch ihre Bekenner verfolgt, obwohl die Verfolgungen, die von ihnen ausgeübt, weder in ihrer Weise, noch in ihrer Dauer und Heftigkeit auch nur von fern mit denen verglichen werden können, die ausgegangen sind von dem römischen Kirchenthume. Es ist unbesonnen, es ihr vorzuwerfen, daß auch ihre Bekenner sich unter einander lange und heftig um Buchstaben, Worte und Ausdrücke befehdet und des Geistes darüber vergaßen. Denn nicht die Reformation war es, welche diese Dinge erzeugte und erhielt, sondern sie waren selbst unter ihren Bekennern und Freunden noch erzeugt von dem Geiste, den das alte Kirchenthum seit Jahrhunderten unter den Menschen festgestellt. Das Werk jener Jahrhunderte konnte selbst von dem Geiste des evangelischen Christenthums nur allmälig aufgelöst werden.

Während aber der bedeutendste Stamm der großen germanischen Völker-Familie, die Deutschen, also die Reformation empfangen und aufgenommen haben, daß sie nicht völlig durchgedrungen, indem besonders ein großer Theil der Fürsten schon durch die Art und Weise seiner fürstlichen Würde an dem Katholicismus festgehalten worden, und derselbe damit, obwohl die unermeßliche Mehrheit der Nation selbst, wo sie es vermochte, laut und öffentlich, wo sie unter Zwang lag, doch im Herzen und im Stillen, sich der Reformation zugewendet, doch in dem Reiche festen Fuß behalten, hierdurch die Aussicht auf Zwietracht und Spaltung eröffnet worden, ist einem zweiten, doch an Zahl und Umfange minder bedeutenden Stamme derselben germanischen Völker-Familie ein glücklicheres Loos in dieser Beziehung gefallen.

Dieser Zweig des großen germanischen Volksstammes, dem ein glücklicheres Loos fiel als den Deutschen, war die germa-

nische, wiederum in mehrere Zweige getheilte Masse, welche den scandinavischen Norden bewohnt, die Normannen, Dänen und Schweden. Von Schweden aus war bereits im zwölften Jahrhundert das von Nicht-Germanen bewohnte Finnland gewonnen worden, und es war seit dieser Zeit mit Schweden in einem Staatskörper vereiniget. In dem scandinavischen Norden hatte das Leben noch eine dürftige Gestalt, die Sitten und Weisen der Menschen waren einfach, fast rauh. Aber die alte germanische Tüchtigkeit und Kräftigkeit hatte gerade durch diese Rauhheit und gewissermaßen unter ihrem Schutz sich besser erhalten als bei andern Germanen, die durch vielfache Verbindung mit den romanischen Völkern etwas von deren tiefverdorbenen Sitten angenommen. Was den Glauben und die Kirche anlangte, so theilte die scandinavische Welt die Schicksale der übrigen. Eine stolze, hoffärtige und verfolgungssüchtige Hochpriesterschaft, die niedere Priesterschaft in der gräßlichsten Unwissenheit, also daß sie nicht im Stande war, die heilige Schrift zu lesen, viel weniger sie zu verstehen und ihren Geist zur Leuchte und Führerin der Menschen zu machen.

Nothwendiger als anderwärts war im scandinavischen Norden und besonders in Schweden, welches hier, um der Folgezeit willen, die größere Aufmerksamkeit verdient, eine Reformation. Denn so habgierig war hier die Kirche aufgetreten, daß sie den bedeutendern Theil des Grundes und des Bodens an sich gebracht hatte. Von demselben trug sie in der Regel nichts zu den Ausgaben des Staates bei, da hier, wie allerwärts, von der Priesterschaft den Menschen gelehrt und als ein heiliges Stück des Glaubens eingeprägt worden, daß das Gut der Kirche eigentlich das Gut Gottes sei und daher von der Welt nichts von demselben gefordert werden dürfe. Wo nun die Natur ihre Gaben so spärlich wie über den scandina-

vischen Norden ausgebreitet, war es eine unbedingte Nothwendigkeit, alle vorhandenen Mittel und Kräfte zusammen zu nehmen, damit das Leben erhalten werde. Das unermeßliche Gut, welches die Kirche dem Leben entrissen, mußte für dasselbe wieder gewonnen werden. Schon die damalige Zeit fühlte und wußte es, daß, was an die Kirche gefallen, dem Leben verloren war, denn sie sagte von solchen Gütern, daß sie „zur todten Hand" gekommen wären. Der scandinavische Norden konnte schon aus diesem Grunde nicht bei dem Katholicismus ausdauren; er würde mit demselben vertrocknet sein.

Nun schienen sich gleich bei dem Aufkommen der Reformation in Deutschland die Verhältnisse im scandinavischen Norden für die Aufnahme derselben sehr günstig gestaltet zu haben. Nicht allein, daß das Volk hier als ein rein-germanisches einem Glauben und einer Kirche geneigt war, welche besonders die sittliche Bedeutung des Christenthums hervorhub, es waren auch hier die Bischöfe zwar Mitglieder des Reichstages und dadurch gewissermaßen Mitherren des Reiches, aber doch keine Fürsten, weil es solche im scandinavischen Norden neben der obersten Staatsgewalt gar nicht gab. Das ganze seltsame Verhältniß der Bischöfe, das in dem deutschen Reiche so wesentlich dazu beiträgt, den Katholicismus zu erhalten, fehlt hier. Auch das Staatsoberhaupt, der König, seit 1513 Christiern II., schien sich für die Reformation Luthers erklären zu wollen. Es kam indessen nicht wirklich dazu, denn der König ward an dem offenen Aussprechen gehindert durch die politischen Stürme, welche die drei Lande bewegten. Seit dem Jahre 1397 waren sie, nachdem die alten Königshäuser ausgestorben, durch die sogenannte calmarische Union in einen Staatskörper vereinigt. Frei und gleich, jedes mit seinem besondern Reichstage, sollten, so war damals bestimmt worden,

die drei Lande fortan unter demselben König, der von den Reichstagen gewählt ward, zusammenstehen. Indessen ward diese Union doch von den Schweden, mit einem starken Nationalgefühl begabt, als eine Fremdherrschaft, als eine dänische Tyrannei betrachtet. In fast fortwährendem Aufstande befanden sie sich daher gegen die Unionskönige. Christiern II. konnte von Schweden keinen Gehorsam gewinnen und griff, ein starker und kühner Mann, zum Schwerte, um ihn zu erzwingen. Die Schweden bestanden vor dem Heere des Königs nicht und Christiern II. bemeisterte sich des Landes. Nun ließ er über Schweden und Finnland ein grausames Gericht ergehen, das besonders Adel und Vornehme traf. Mehr als sechshundert edle Häupter fielen; an einem Tage in Stockholm am 8. Nov. 1520 über hundert auf einmal. Dieser Tag wird das stockholmer Blutbad genannt. Nachdem er das Land mit Blut und Thränen getränkt, verließ er es 1521 wieder, hoffend, daß die gezeigte Strenge und die dänischen Besatzungen, die er zurückließ, ihm den Gehorsam Schwedens auf immerdar sichern würden.

Christiern II. hatte bis jetzt seltsam in der Mitte zwischen Katholicismus und Protestantismus entstanden, bald dem Ablaßkrämer Arcimbold, den Pabst Leo X. auch in den hohen Norden gesendet, freies Spiel gestattet und die ungehorsamen Schweden in den Bann der heiligen Kirche thun lassen, bald wieder evangelische Prediger geduldet. Fortan aber war die Einführung der Reformation in Schweden durch ihn fast eine Unmöglichkeit, so großen Haß der Menschen hatte er durch seine blutigen Thaten auf sich geladen. Aber es geschah, daß ein Jüngling von edlem Stamme Gustav Erichson, gewöhnlich Wasa zugenannt, Großvater des ritterlichen Gustav Adolf, sich gegen die Tyrannei des Dänenkönigs erhub und zuerst

Schwedens kräftige Bauerschaft unter die Waffen brachte. Schon im Jahre 1521 ward er von dem Reichstage zum Verweser des Reiches ernannt, und als er bis zum Jahre 1523 das Werk der Befreiung Schwedens und Finnlands vollendet, entging ihm auch die königliche Würde nicht, denn Niemand in Schweden wollte die Union, die nur als dänische Herrschaft und Tyrannei angesehen ward. Am 6. Juni 1523 ward Gustav zum König der Schweden ernannt.

Der neue König war bereits innerlich durch Gründe des Glaubens und der Ueberzeugung für die Reformation gestimmt, er ward aber auch zu ihr durch andere Verhältnisse noch getrieben. Das Königthum und das Land, beide waren durch die Habsucht der römischen Kirche verarmt, beide mußten vertrocknen, wenn dieser Katholicismus fortdauerte. Langsam und vorsichtig aber bereitete Gustav die Einführung der Reformation vor. Er wollte sie den Menschen nicht eher geben, als bis sie gekannt, bis die Ueberzeugung von ihrer Wahrheit die Gemüther würde durchdrungen haben. Auch war es nicht ungefährlich für sein junges Königthum, besonders bei der großen Macht der Bischöfe in dem Lande, sich vorschnell zu erklären. Darum vermied er noch geraume Zeit wenigstens den äußerlichen Bruch mit Rom, achtete zwar nicht auf die Aufforderung Pabst Adrians VI., die Lutherischen mit Feuer und Schwert auszurotten, feierte aber doch noch das Jubeljahr, welches Leo X. 1525 ausgeschrieben. Die evangelischen Prediger aber genossen seinen Schutz. Frei und ungehindert durften sie durch das Land ziehen und ihren Glauben verkünden. Nachdem ihm Alles hinlänglich vorbereitet schien, ließ er durch Schlüsse des Reichstages zu Westerås die lutherische Reformation einführen. Dabei ward bestimmt, daß der König einen Theil des übermäßigen Reichthumes der Bischöfe an

sich nehmen, der Adel zurücknehmen könne, was seit dem Jahre 1454 von seinen Gütern an die Kirche gekommen. Dadurch ward das, was für das Leben ist und für dasselbe sein soll, was die Kirche niemals hätte nehmen sollen, ihm wieder gewonnen. Die wahre Kirche verlor nichts, sie gewann nur durch diesen Verlust. Von besonders günstigem Einfluß war die Einführung der Reformation auf Finnland. Jetzt zuerst ward der Versuch gemacht, die religiösen Wahrheiten in finnischer Sprache zur Erleuchtung und Versittlichung des Volkes darzustellen. Auch ward 1548 das neue Testament in die finnische Sprache übersetzt.

Fast war es indessen mit der Einführung der Reformation in Schweden noch um mehrere Jahre zu früh und besonders die Bauerschaft noch nicht genugsam in dem Glauben unterrichtet. Daher erheben sich die Bauern in einigen Provinzen Schwedens einigemal sogar mit den Waffen für die alte Kirche und Gustav muß sie gewaltsam niederkämpfen. Das sind bei den Germanen nur seltene und vereinzelte Fälle, daß sie sich für das alte Kirchenthum erheben, wenn sich die Staatsgewalt für die neue erklärt hat.

Nicht so leicht kommt es mit der Einführung der Reformation in Dänemark. Christiern II. hat weiter weder an sie noch auch an kräftige Bekämpfung des schwedischen Aufstandes denken können. Denn unter den Dänen selbst ist ein Aufruhr gegen ihn ausgebrochen. Mild und freundlich erweist sich der König den Bürgern und den Bauern, hart aber und gewaltthätig dem Adel und den Prälaten, welche nach immer größerer und größerer Einschränkung der königlichen Macht zu eigenem Nutz und Frommen streben. Vor ihnen muß Christiern II. am Anfange des Jahres 1523 aus seinem Reiche entrinnen. Er ging in die Niederlande, auf das Gebiet sei-

nes Schwagers Kaiser Karls V., dessen Schwester seine Gemahlin war. Von nun an hielt sich Christiern II. wieder ganz katholisch, damit er die Hülfe des mächtigen Kaisers gewönne. Kaiser Karl V. erklärte nun auch des Königs Sache für seine eigene und hätte auch hier, da der König wieder katholisch geworden, gern für den Katholicismus und gegen den Protestantismus kräftig gearbeitet, wenn er es nur vermocht. Aber schon beschäftigten ihn viele andere Dinge zu sehr, als daß er große Kräfte auf diese Seite noch hätte richten können. Unterdessen hatten Dänemark, mit welchem Norwegen vereinigt blieb, dem Ohm Christierns II., Herzog Friedrich von Hollstein, die Krone aufgetragen. Auch in Dänemark war die Gewalt des Reichstages größer als die Gewalt des Königs und die Bischöfe spielten auf demselben mit dem Adel eine sehr bedeutende Rolle. Waren die Bischöfe hier auch nicht Fürsten, wie in Deutschland, und drohete ihnen nicht mit der Annahme der Reformation das Fürstenthum verloren zu gehen, so drohete ihnen doch der Verlust des weltlichen Gutes und der irdischen Macht. Sie hielten daher auch hier an dem Katholicismus fest. König Friedrich I. war um so mehr genöthiget mit seiner Liebe für die Reformation zurückzuhalten, als die Liebe zu ihr, was in so wenigen Jahren auch kaum zu erwarten, noch nicht die ganze Masse des Adels und des Volkes durchdrungen. Doch setzte er auf dem Reichstage von 1527 den Beschluß durch, daß beiden Parteien gleiche Duldung in dem Reiche sein sollte, bis eine allgemeine Kirchenversammlung den ganzen Streit würde entschieden haben. In dem Jahre 1530 ward dieser Beschluß wiederholt.

Doch hatte die Reformation noch nicht in Dänemark obgesiegt, als die ganzen scandinavischen Lande von einer nicht unbedeutenden Gefahr sich bedroht sahen. Nicht ohne die Un-

terstützung Kaiser Karls V. landete der vertriebene Christiern II. in Norwegen. Es war dabei auf die Zerstörung des Protestantismus in dem ganzen scandinavischen Norden abgesehen. Die noch vorhandenen katholischen Elemente sollten zu einer kräftigen Reaction benutzt werden. Es erklärte sich nun auch Norwegen für Christiern II.; es waren gerade in Norwegen die meisten katholischen Elemente übrig geblieben. Indessen traten Friedrich I. und Gustav zusammen und Christierns II. Unternehmen zerran in nichts. Er selbst mußte sich 1532 gefangen geben und büßte sein kühnes Unternehmen mit lebenslänglicher Haft.

Die Sache der Reformation des scandinavischen Nordens war indessen mit seinem Falle noch nicht ganz entschieden. Nach dem Tode König Friedrichs I. 1533 erhuben die Bischöfe und die katholische Partei Dänemarks noch einmal das Haupt. Das eintretende Zwischenreich wollten sie benutzen, die Reformation wieder rückgängig zu machen. Friedrich I. hatte zwei Söhne hinterlassen, Christian, der protestantisch, Johann, der katholisch war. Da sie Johanns Wahl nicht durchsetzen konnten, suchten sie wenigstens Christians Wahl zu verzögern, um vorher die Reformation wieder vernichten zu können. Indessen griff die deutsche Hansestadt Lübeck, mächtig damals noch und gewaltig, zu den Waffen gegen Dänemark, angeblich für den gefangenen Christiern II. Bürger und Bauern rief Lübeck gegen den Adel zu den Waffen. In dieser Noth sah der dänische Reichstag sich gedrungen, weil Angriff von Außen, Empörung im Innern war, Christian III. zum König zu wählen 5. Juli 1534. Die Bischöfe hatten sich dieser Wahl nur nach großem Widerstreben gefügt, denn sie kannten Christians III. Gesinnungen wohl. Auch täuschten sie sich nicht. Denn kaum hatte er das Reich be=

ruhiget und unterworfen, als er an einem Tage, am 20. Aug. 1536, alle Bischöfe greifen und sie zur Unterschrift des Versprechens nöthigte, sich der Kirchenverbesserung nicht zu widersetzen. Nun erst konnte der Reichstag 1536 in Freiheit die Einführung der Reformation beschließen, die alsbald ohne weiteren Widerstand erfolgte. Die Bischöfe in Unfreiheit setzen, war hier das einzige Mittel, Dänemark in Freiheit zu bringen. So war die Reformation in dem ganzen scandinavischen Norden ausgebreitet, entstand und bestand hier in den Formen des strengen Lutherthums. In dem scandinavischen Norden behielten indessen die Kirchenvorsteher den Namen Bischöfe bei. Auch behielt die Kirche Sitz und Stimme auf den Tagen des Reiches, aber viele von den alten katholischen Bischöfen konnten die untergegangene Herrlichkeit nicht vergessen und den Schmerz über ihren Verlust nicht überwinden. Eine kleine katholische Partei blieb doch auch in dem scandinavischen Norden zurück, nur war sie zu unbedeutend, um als eine Spaltung in der Nation angesehen werden zu können.

Von den beiden Reichen, die nun vorhanden, da Norwegen mit Dänemark vereinigt blieb, war Schweden nicht sowohl durch äußern Umfang als vielmehr durch innern Gehalt das bedeutendere. Der schwedische Reichstag, der aus den Abgeordneten des Adels, der Geistlichkeit, der Bürger und der Bauern bestand, war klug und patriotisch genug, das Recht der Königswahl aufzugeben, welches nur Unruhe und verderbliche Parteiung erzeugte. Auf dem Reichstage zu Örebo 1540 ward die Erblichkeit des Thrones in dem Geschlechte Gustavs festgesetzt. Die schwedische Macht fing unter Gustav an in dem übrigen Europa bemerkt zu werden. Gustav selbst aber trug dazu bei, sie doch wieder bedeutend zu schwächen. Seinem ältstgebornen Sohne Erich wollte er ob seines wüsten und wilden

Lebens nicht das ganze Reich überantworten. Daher überließ er ihm zwar sterbend das Königreich, aber seinem zweitgebornen Sohne Johann gab er Finnland als ein Herzogthum, an den dritten Magnus Ostgothland, an den vierten Karl, der damals noch sehr jung war, nachmals der Vater Gustav Adolfs ward, Südermannland. Diese Herzöge waren fast unabhängig von dem König gemacht und damit die einige Kraft des schwedischen Reiches gebrochen. Es mußte dieses Verhältniß wieder vernichtet werden, wenn Schweden in Zukunft ein Retter der Protestanten Deutschlands werden sollte. Gustav aber starb am 29. Sept. 1560, nicht lange nachdem der Religionsfriede in Deutschland geschlossen. Voraus war ihm schon König Christian III. von Dänemark gegangen, der am 1. Jan. 1559 gestorben. Dänemark stand an innerer Kraft weit hinter Schweden zurück. Der Reichstag, auf dem der Adel den Meister spielte, behauptete das Recht der Königswahl, schränkte die königliche Macht immer mehr und mehr ein, brachte dadurch das Reich um den einigenden und kräftigenden Mittelpunkt, der allein in dem Königthume ruhen kann, der allein Rettung aus großen Gefahren bringen kann. Die Bauern befanden sich in Dänemark fast insgesammt in dem Zustande der Leibeigenschaft. Norwegen ward von den Dänen wie eine eroberte Provinz behandelt.

Uebersiehet man das Ganze der Ereignisse, so ist es doch von einer entscheidenden Wichtigkeit, daß ein germanischer Stamm, diese Scandinavier, sich ganz und unbedingt für die Reformation und zwar für die lutherische Reformation ausgesprochen, während bei dem germanischen Stamme der Deutschen eine Spaltung eingetreten. Jene können es, zumal in so große Nähe und Nachbarschaft gestellt, kaum dulden, daß ihren deutschen Glaubensgenossen der Protestantismus wieder

gewaltsam entrissen werde. Die Einigung hier ist um so nothwendiger, als unter die deutschen Protestanten bereits die ersten Keime einer Spaltung in sich selbst gekommen, welche nachmals weiter und weiter greifend die Kraft des gesammten deutschen Protestantismus dem römischen Katholicismus gegenüber wesentlich und bedeutend geschwächt hat. Nicht wenig hat es zu dem Gange der Weltereignisse überhaupt und zu dem Gange des dreißigjährigen Krieges insbesondere beigetragen, daß die Reformation gewissermaßen in zwei Familien auseinandergegangen ist, welche obwohl sie im Wesentlichen auf demselben Grund und Boden stehen, doch über das Einzelne sich allmälig bis auf das Aeußerste verfeinden, wild und heftig, nach der Sitte und dem Geiste der damaligen Zeit, sich oftmals um nicht mehr als um Worte und Ausdrücke streitend.

Die zweite Familie der Reformation ist in der Schweiz emporgekommen und auch eine ursprünglich deutsche. Die Schweiz bestehet eigentlich aus drei verschiedenen Theilen, den Cantonen, den Eidgenossen, den zugewandten Orten, wie Graubündten und Wallis, die mit den Eidgenossen nur in einem Bündniß standen, und den sogenannten gemeinen Herrschaften, welche von den Cantonen beherrscht wurden. Die Cantone bildeten eben so wenig als die Fürsten und Stände in dem deutschen Reiche einen festgeschlossenen und eng-verbundenen Staat. Die Tagesfatzung sollte das vereinigende Band geben, gab es aber nur höchstens nach Außen zu; im Innern bewegten sich die Cantone ziemlich frei und selbstständig.

Fast zu derselben Zeit wie Luther in dem Reiche trat in Zürich Ulrich Zwingli auf, der nur wenige Wochen jünger als Luther war. Ob er mit diesem gleich auf demselben Bo-

den stand, so hatte seine Reformation doch eine in etwas von der lutherischen verschiedene Wendung. Während Luther nichts von dem Bestehenden wollte hinweggenommen wissen, was nicht in Widerspruch mit Wort und Geist der Schrift sei, wollte Zwingli nichts in der Kirche dulden, was nicht ausdrücklich aus der Schrift erwiesen und erhärtet werden könnte. Luther ordnete die Kirche der fürstlichen Gewalt unter, die ihm die Hüterin, die von Gott gesetzte Hüterin nicht allein des Weltlichen, sondern auch des Geistlichen war. Die schweizerische Reformation entstand auf republikanischem Boden. Die Kirchenverfassung empfing deshalb auch einen republikanischen Anstrich. Die Kirche Zwingli's, zu welcher nachmals als zweiter Stifter Calvin, der Franzose, tritt, zeichnete sich nach vor der lutherischen dadurch aus, daß sie mit noch größerer Strenge auf Reinheit und Einfachheit des Lebens und der Sitte drang. Die Gemüther wurden in der Schweiz von Zwingli's feuriger Predigt doch nicht so ergriffen, nicht so allgemein ergriffen, wie die Gemüther der Menschen in dem deutschen Reiche von der Lehre Luthers und seiner Geistesgenossen. Während in dem Reiche etwa neun Zehntheile der Nation sich für die Reformation entscheiden, geschiehet in der Schweiz dasselbe allmälig etwa von der einen Hälfte der Menschen. Man befindet sich in dieser Schweiz doch schon auf einem etwas andern Boden. Die Germanen hier sind dicht in die Nachbarschaft der Romanen gestellt, aus den romanischen Ländern herüber wehet schon ein stärkerer Einfluß und es giebt sich dieser in einem größeren Halten an dem römischen Katholicismus kund. In Zürich zuerst wird die schweizerische Reformation eine äußerliche Thatsache, die alte Kirche bricht zusammen und die neue entsteht. Es geht dabei auf die Weise zu, die in der Republik nothwendig ist. Keine Neuerung wird in's Werk gesetzt, zu der nicht

die städtische Gemeine ihre volle Zustimmung gegeben. Der große Rath ruft die Meinung der Menschen nicht hervor, er folgt ihr nur.

Mit seinem offenen, klaren und unzweideutigen Aussprechen für die Reformation stand Zürich ziemlich geraume Zeit allein, und es fielen auf der Tagessatzung die drohendsten Worte gegen Zürich. Aber in Sanct Gallen, Basel, Bern, Glarus, Appenzell und Graubündten regte sich die Reformation ebenfalls unter den Menschen. Schon im Jahre 1526 beschlossen im letzteren Lande die freien Gemeinen, daß es jedem freistehe bei der alten Kirche zu bleiben oder zu der neuen, der evangelischen, zu treten. In Bern und Sanct Gallen ward 1528, in Basel 1529 die Reformation förmlich angenommen. Doch nicht eher hatte sie durchgesetzt werden können, als bis die Verfassungen der kleinen Staaten zum Theil geändert, die Gewalt in die Hände von Neugläubigen gebracht worden. Andere Cantone schwankten noch unbestimmt zwischen dem Alten und dem Neuen; aber in Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Luzern und Freiburg blieb der Katholicismus stark und fast unerschüttert. Besonders die fünf erstgenannten Orte zeigten den größten katholischen Eifer. Wie die protestantischen Fürsten in dem Reiche die vaterländisch-deutschen Interessen vor den Glauben und der Kirche an Frankreich dahingeben, so wollten hier die fünf katholischen Orte die Interessen der Eidgenossenschaft für die alte Kirche aufgeben an das Haus Spanien-Habsburg. Sie unterhandelten mit dem römischen König Ferdinand um bewaffnete Hülfe zur Unterdrückung der Evangelischen. Zürich und Bern schlossen dagegen 1528 für gemeinsame Vertheidigung das sogenannte christliche Bürgerrecht. Die gegenseitige Erbitterung war auf einen hohen Grad gestiegen und besonders durch die Verhältnisse der

gemeinen Herrschaften, über welche einige Cantone gemeinsam die Herrschaft besaßen, ward sie täglich genährt. Denn die Evangelischen wollten auch hier die Reformation einführen, die Katholischen ihre Kirche erhalten. Beide Theile sahen sich als Ketzer und Verräther an. Die fünf Orte schlossen 1529 den Bund mit Ferdinand förmlich ab. Aber es war hier wie im scandinavischen Norden. Die Kraft der katholischen Hauptmacht des Hauses Spanien-Habsburg war schon zu vielfach anderwärts beschäftiget, als daß sie fremden Glaubensgenossen eine bedeutende Unterstützung hätte gewähren können. Zürich nahm kühn die Waffen; die Katholischen erschracken vor dem gewaltigen Sturme, der ihnen drohete, wenn auch die andern Evangelischen noch zu den Waffen greifen sollten. Es ward daher 1529 ein erster Religions-Friede geschlossen. Die fünf Orte mußten das Bündniß mit dem König Ferdinand abthun, für die gemeinen Herrschaften ward bestimmt, daß die Mehrheit der Menschen in den Kirchspielen über den Glauben entscheiden sollte. Unterdessen siegte die Reformation in Schaffhausen und Graubündten 1529, in Glarus 1530 ob.

Aber die fünf Orte waren nicht gemeint, den Frieden auch zu halten; sie blieben in fortwährender Verbindung mit dem Hause Spanien-Habsburg. Die evangelischen Cantone, und namentlich Zürich, suchten sich deshalb den Protestanten in Deutschland anzuschließen. Auch ward ihnen von dieser Seite einigermaßen, vorzüglich durch den Landgrafen Philipp von Hessen, hülfreich entgegengearbeitet; nichts hätte dieser Fürst lieber gesehen, als daß die Kräfte des gesammten deutschen Protestantismus durch die Aufnahme der Schweizer in den schmalkaldischen Bund vereiniget würden. Es ward auch 1529 stark darüber verhandelt. Aber Luther meinte, daß die Schweizer nicht aufgenommen werden könnten, wenn nicht erst erwiesen, daß

eine vollständige Uebereinstimmung im Glauben Statt habe. Nun war aber zwischen beiden Reformatoren fast gleichzeitig mit ihrem Auftreten gegen Rom ein gewaltiger Streit ausgebrochen. Es war der bekannte Abendmalsstreit, der so lange wie eine eherne Mauer zwischen den beiden Familien der Reformation gestanden hat. Anscheinend, und besonders auf dem Standpuncte der Gegenwart nur von einer geringen Erheblichkeit, hatte er doch einen tiefen, innern Grund und berührte das Wesen beider Reformatoren und beider Reformationen. Luther wollte sich von dem Herkömmlichen und in der Kirche allmälig Gewordenen nicht weiter entfernen, als die Worte der Schrift ihn unbedingt nöthigten. Das Bestehende, welches der Schrift nicht durchaus zuwider, sollte nicht umgebrochen werden. Die lutherische Reformation war Restitution, nicht Revolution. Im Wesentlichen wollte Luther die alte lateinische Kirche wieder herstellen, wie sie in der ersten Zeit und vor dem Verderben gewesen, das seit dem vierten und fünften Jahrhundert besonders hereingebrochen. Zwingli aber stellte sich ganz frei und unabhängig auf die Schrift. Luther wollte sich, seinem Grundgedanken gemäß, um keinen Preis das Mysterium im Abendmale entreißen lassen, und das Religionsgespräch zu Marburg zwischen Zwingli und den Lutherischen zerschlug sich 1529. Die Reformatoren schieden in Unfrieden auseinander. Die schweizerische Ansicht fing indessen an auch in das Reich einzudringen. Schon auf dem Augsburger Reichstage von 1530 hatten die vier Städte Straßburg, Memmingen, Constanz und Lindau dem Kaiser ein anderes Glaubensbekenntniß als die Lutherischen eingegeben, darin sie, sonst übereinstimmend, in der Lehre vom Abendmal den zwinglianischen Ansichten folgten. Gering in ihren ersten Anfängen wird die Spaltung des Protestantismus in dem deutschen

Reiche unter dem Fortgange der Ereignisse von großer Wichtigkeit.

Die Schweizer aber, sonder Verbindung mit dem Reiche, mußten den Streit unter sich allein ausfechten. Als die Evangelischen sahen, daß der jüngst geschlossene Religions-Friede so nicht von Dauer sein werde, begehrten sie von den katholischen Orten, daß sie in ihren eigenen Gebieten das evangelische Bekenntniß dulden sollten. Als eine verneinende Antwort erfolgte, griff Zürich allein und vorschnell gegen die fünf Orte zu den Waffen. Da ward die Schlacht bei Cappel am 11. Oct. 1531 geschlagen, in der die Evangelischen sieglos blieben, Zwingli selbst den Tod fand. Was Luther um keinen Preis gethan haben würde, eine weltliche Waffe fassen für die Vertheidigung des Glaubens, das hatte Zwingli mit Freudigkeit gethan. Weiter vom Katholicismus als die Lutherischen entfernt, ist unter den Zwinglianern überhaupt eine größere Bereitwilligkeit Alles an den Glauben zu setzen, ein stärkeres und durchdringenderes Feuer als unter diesen. Jetzo schien der Katholicismus in der Schweiz sein Haupt wieder kräftig erheben zu wollen. In der That ward die evangelische Minorität aus Solothurn vertrieben und in Glarus rissen die Katholischen die Gewalt wieder an sich. Aber weitere Erfolge vermochten die fünf Orte aus dem Siege von Cappel nicht zu ziehen. Vom Kaiser Karl und vom König Ferdinand blieben sie ohne weitere Hülfe, die andern Evangelischen rüsteten und droheten und so mußten sie noch 1531 einen abermaligen Religions-Frieden schließen. Bitterkeit, Feindschaft, Haß und Reibungen dauerten noch lange fort, aber zu einem großen Streite kam es in der Schweiz doch nicht wieder.

Bei der damaligen Stimmung der Menschen ist der Ausbruch entweder eines großen und allgemeinen, auf allen Punc-

ten zugleich auflodernden Glaubenskampfes, oder doch der Ausbruch mehrerer solcher die verschiedenen Lande zu verschiedenen Zeiten ergreifender Kämpfe kaum zu vermeiden. Liegt es auch nicht in der Natur und dem Wesen des Protestantismus, mit den Waffen aufzuschreiten, um Ausbreitung zu gewinnen, so ist doch unter den ersten Protestanten der glühende Wunsch, daß ihr Glaube das Herrenthum über Europa gewinnen möge, vorhanden. Nicht anders als Abgötterei, als der Abgrund alles Verderbens erscheint ihnen der Katholicismus, und es fehlt, besonders unter den Anhängern der zweiten reformatorischen Familie, nicht an solchen, die es als heilige Pflicht preisen, für die Ausbreitung des wahren Glaubens selbst mit allen Mitteln zu sorgen. Der Katholicismus ist zwar unter den ersten Anfängen der Reformation als etwas matt erschienen. In dem deutschen Reiche haben selbst die Bischöfe keinen besondern Eifer gezeugt. Aber schon ist er im Begriff sich wieder zu ermannen, und wenige Jahre nach den zuletzt erzählten Ereignissen wird der Orden der Jesuiten gegründet, welcher die katholische Welt mit einer verstärkten Gluth des Ketzerhasses erfüllen und allenthalben das Panier des Angriffes, des Kampfes und jeglicher Grausamkeit gegen Anders Gläubige vorantragen wird. Darum ist die Spaltung in zwei Familien für die Reformation ein schweres Unglück. Alle Kräfte des Angriffs und alle Kräfte des Widerstandes werden dadurch gelähmt sein.

Bis in die Mitte des Jahrhunderts hinein stehen indessen die Aussichten zwar nicht allenthalben, aber doch vieler Orten, nicht ungünstig. Nicht auf die germanische Welt allein scheint sich die Reformation beschränken zu sollen; auch in die romanische will sie eindringen. Je mehr sich die Germanen den Grenzen der romanischen Welt nähern, um desto weniger tritt unter den Massen der Geist schnell und allgemein für die Re-

formation auf. Es wehet schon etwas von dem romanischen Geiste herüber. Bei den Romanen tritt dasselbe in umgewendeter Weise hervor. Je näher sie den Grenzen der germanischen Welt stehen, um desto größer ist die Empfänglichkeit, welche sie für die Reformation zeigen. Je weiter sie von den Germanen entfernt und abgeschieden leben, je weniger ist die Reformation die Geister zu gewinnen im Stande. Es wehet zu den ferner Stehenden gar nichts von dem germanischen Geiste, von dem die näher Stehenden doch nicht ganz unberührt bleiben. Also sind die Weise der Nationen verschieden, und diese Verschiedenheit ist für das Aufkommen oder die Unterdrückung der Reformation etwas sehr Bedeutendes, wenn sie auch keineswegs das allein Entscheidende ist.

Das größte und schönste aller romanischen Lande, Frankreich, stehet um die Mitte des Jahrhunderts auf dem Spiele, ob es in seiner Gesammtheit für, ob gegen die Reformation sich entscheiden wird. Die Reformation dringt zuerst mit aller ihrer Kraft in ein kleines Gebiet, in welchem zwar französisch gesprochen wird, das aber zu dem großen französischen Reiche nicht gehört. Die Stadt Genf, angesehen als zum deutschen Reiche gehörig, stand unter der Herrschaft ihres Bischofs. Der Reformation hold geworden, verjagte sie ihn 1533 und führte die Reformation in zwinglianischer Weise 1534 ein. Da ergriff Karl III., Herzog von Savoyen, längst lüstern nach dem Besitz der schönen Stadt, die Waffen für die Aufrechterhaltung des alten Glaubens. Aber Genf bündete sich mit Bern, und unglücklich stritten die Waffen von Savoyen gegen Bern. Nicht allein, daß die Freiheit Genfs behauptet ward, Bern eroberte auch das schöne Waadtland und führte hier ebenfalls 1536 die Reformation ein. Auch auf diesem Puncte der Welt hätte Kaiser Karl V. gern entgegengearbeitet. Aber er

vermochte weiter nichts, als kaiserliche Abmahnungsschreiben zu senden, nach denen Bern nicht fragte. Das kleine Genf aber schwang sich auf geraume Zeit zu einer nicht unbedeutenden Wichtigkeit empor. Es ward die Metropole der Reformation besonders für das benachbarte Frankreich. Eine französische Universität ward hier gestiftet, romanische, besonders französische Gelehrte, die wegen ihres Glaubens aus der Heimath hatten entweichen müssen, flüchteten hierher und suchten von hier aus die Sache der Reformation in dem großen Vaterlande zu fördern und emporzubringen.

Als Stern erster Größe glänzte unter ihnen Jean Calvin. Im Jahre 1536 erschien Calvin zuerst in Genf und lebte dort mit einigen Unterbrechungen bis an seinen Tod, der im Jahre 1564 erfolgte. Calvin ward gewissermaßen der zweite Stifter dieser Familie der Reformation. Nicht die deutsche Gemüthlichkeit, Geradheit und Liebe waltete wie in Luther in Calvin vor, sein Wesen war strenge, fast düster. Seine Ansichten hatten selbst eine Seite, auf denen sie, dem großen Gegensatze in anderen Dingen zum Trotze, sich doch wieder an den Katholicismus anschlossen. Er wollte eine strenge, hierarchische Ordnung in der Kirche, er empfahl selbst das Klosterwesen, nur sollte es ohne die ewigen, bindenden Gelübde sein. Die Spaltung mit den Lutherischen blieb, obwohl Calvin sich einmal bereit erklärt, das Augsburgische Glaubensbekenntniß anzunehmen. Sie ward selbst schroffer und bestimmter, als die Schweizer und Franzosen ihr Glaubensbekenntniß zu Zürich 1566 aufstellten.

Diese Reformation nun war in einem starken und bedeutenden Zuge in das benachbarte Frankreich eingedrungen. Aber wenn sie in Frankreich Herr werden sollte, so mußte sich das Königthum für sie entscheiden. Aber König Franz I. blieb

katholisch wie Kaiser Karl V., und mehrere Dinge mußten ihn in seinem Katholicismus stärken. Zuerst blieb die Majorität der Franzosen katholisch und mitten in seinem Kampfe gegen den Kaiser, der mehr als einmal das Dasein bedrohte, konnte Franz I. nicht das gefährliche Wagniß unternehmen wollen, sich wider die Majorität seiner Nation für die Reformation auszusprechen. Es kam hinzu, daß die zwinglianisch-calvinische Reformation ihm in Gestalt der Volksherrschaft entgegentrat, die hier für die kirchlichen Angelegenheiten begründet worden. Es trat ferner hinzu, daß kurz vor dem Beginne der Reformation 1516 das französische Königshaus ein sehr günstiges Concordat mit dem apostolischen Stuhle geschlossen, durch welches die Besetzung der Kirchenstellen und ein Theil der Kircheneinkünfte dem Königthume überwiesen ward. Da schien nun die Stärke und Gewalt dieses Königthumes wesentlich mit dem Katholicismus zusammenzuhangen. Also verfolgte Franz I. in Frankreich selbst die Protestanten, die er in Deutschland, jedoch nur aus politischen Gründen, schützen zu müssen glaubte, mit der äußersten Heftigkeit und in der alten römischen Weise, mit Feuer und Schwert. Dennoch verbreitete sich die Reformation immer weiter und weiter unter dem Volke, unter dem Adel. Drang sie doch selbst in die königliche Familie ein, denn die Schwester des Königs, Margarethe, Königin von Navarra, war eine fast offen erklärte Protestantin. Als Franz I. 1547 gestorben, wurden unter König Heinrich II. die Verfolgungen nicht geringer, sondern heftiger. Und mitten unter ihnen kam es doch so weit, daß um die Mitte des Jahrhunderts etwa der dritte Theil der französischen Nation sich entweder laut oder im Stillen der Reformation zugewendet. Im Jahre 1562 gab es 2150 reformirte Kirchen in Frankreich. Auch hier stand für die nächste Zukunft

eine große Entscheidung bevor. Wenn sich die Umstände günstig wendeten, konnte Frankreich wohl noch reformirt werden.

War das nun noch zweifelhaft um die Mitte des Jahrhunderts und fast mehr noch als zweifelhaft, weil doch nur erst ein Drittheil der Nation gewonnen worden und weil das Königthum gar nicht gewonnen werden zu können schien, ob wenigstens in einem der romanischen Länder die Saat der Reformation zum kräftigen Baume emporwachsen werde, so schien um dieselbe Zeit die Frage für zwei andere europäische Länder, die im Wesentlichen germanisch, für England und Schottland, schon günstig entschieden zu sein. In England fand die Reformation bereits einen in etwas geebneten Boden. Trotz aller Verfolgungen und alles Brennens war die Zahl der übriggebliebenen Wicliffiten nicht unbedeutend. Noch im Jahre 1430 versuchten sie, obwohl vergeblich, sogar mit den Waffen emporzukommen. Was nicht gerade zur wicliffitischen Secte gehörte, war doch in seinen Ansichten oftmals freier, nicht eben ultra-römisch. Wegen solcher freierer Gesinnung steht 1457 sogar ein Bischof, Reginald Pocoke, vor dem Inquisitions-Tribunale. Aber zwischen Gunst und Ungunst der Verhältnisse in die Mitte scheint die Reformation fast allenthalben kommen zu müssen. Das Haus Tudor, welches 1485 den englischen Thron bestiegen, zeigt sich in den beiden Königen Heinrich VII. und seinem Sohne Heinrich VIII., der ihm 1509 in der Herrschaft gefolgt, recht eifrig katholisch. Das war von um so größerer Bedeutung, je höher damals die königliche Macht gestiegen und je mehr die parlamentarischen Rechte und Freiheiten vor ihr zusammengeschrumpft. Heinrich VIII., der den Anfang der Reformation in Deutschland sah, die auch in England alsbald Anhang fand, erklärte sich

mit solchem Eifer gegen sie, daß er sogar Luthern in einer eigenen Schrift „über die sieben Sacramente" angriff, was ihm vom apostolischen Stuhle den Ehrentitel eines Vertheidigers des Glaubens, von Luthern aber eine derbe Abfertigung zu Wege zog. Mit solcher Heftigkeit ward von Heinrich VIII. Alles verfolgt, was sich dem Geiste der Reformation auch nur näherte, daß er sechs Menschen verbrennen ließ, weil sie ihren Kindern das Vater-Unser und die zehn Gebote auf englisch gelehrt.

Und doch mußte gerade dieser Mann es sein, der, selbst ohne es zu wollen, der Reformation in England Bahn brach. Denn seltsam, wie sich schon an dem kurzen Blick auf den Gang der Reformation in Deutschland gezeigt, waren die Wege, deren sich die Vorsehung bediente, der Reformation das Emporwachsen möglich zu machen. König Heinrich VIII. kam in Zwist mit Pabst Clemens VII. Er verlangte von demselben, daß er seine Ehe mit Katharina von Aragonien, der Witwe seines Bruders für null und nichtig erkläre, weil eine solche Ehe selbst durch eine päbstliche Dispensation, die hier gegeben worden, nicht zu einer rechtmäßigen gemacht werden könnte. Gern hätte der Pabst dem Verlangen des Königs, hervorgegangen wahrscheinlich nicht aus einer Ueberzeugung, sondern aus der Lust, eine andere Ehe zu schließen, gewillfahrt. Denn was kam dem apostolischen Stuhle auf solche Dinge an. Aber Katharina von Aragonien war die Tante Kaiser Karls V. Der Pabst konnte und durfte nicht gegen das mächtige Kaisergeschlecht sprechen und es auf das bitterste beleidigen. Also zog er die Sache hin von einer Zeit zur anderen, bald Hoffnung erregend, bald sie wieder vernichtend. Der König ward unwillig über den Pabst und das Pabstthum und es kam hinzu, daß doch auch in diesem Pabstthume et-

was war, welches dem König auf das Aeußerste widerstrebte, was im tiefsten Innern ihm doch lange zuwider war, obwohl er im Uebrigen so gut katholisch. Das war die Lehre, welche das Pabstthum und seine Anhänger immer mit dem größten Eifer und als hange die Christlichkeit der ganzen Welt daran, verkündeten, daß die Gewalt des Stuhles von Rom hoch über der Macht der weltlichen Könige stehe, diese selbst ihm unterworfen sein müßten. Daran hatte die königliche Gesinnung Heinrichs VIII. stets gewaltigen Anstoß genommen.

An diesen schwachen Seiten nun ward er von den Parlamenten gefaßt, in welche die Geneigtheit für die Reformation gewaltig eingedrungen. Aber offen durften sie wegen der katholischen Gesinnung des Königs nicht hervortreten. Sie mußten sich begnügen zuerst die Gewalt des Pabstes in England aufzuheben. Alle Berufungen an den Pabst wurden 1532, alle päbstliche Rechte und Einkünfte 1534 aufgehoben. Heinrich VIII. ließ es sich um so eher gefallen, als nicht allein ein Theil dieser Einkünfte ihm überwiesen, sondern er auch 1535 zum Haupte und Herrn der Kirche Englands erklärt ward. Das ist der Grund und Boden der Suprematie der Könige Englands über ihre Kirche, welche in ihrer Ausübung jedoch keine Verwandtschaft mit einem Pabstthume hat. Außerdem hat das Parlament auch noch die Ehe des Königs getrennt, also daß er zu einer neuen hat schreiten können. Aber die Evangelischen im Parlamente wollen weiter. Nur mit Mühe ließ es Heinrich VIII. über sich gewinnen, daß noch eine Säule des Katholicismus in England niedergebrochen werden durfte. Das Parlament hub 1536 die kleinern und 1540 die größern Klöster auf und wieß das Gut derselben dem König zu. Heinrich VIII. ließ es sich gefallen, weil er dadurch so große Reichthümer gewann. Auch war nun die Spal-

tung zwischen ihm und der römischen Kirche unheilbar geworden. Pabst Paul III. hatte einen furchtbaren Bann über den König Englands ausgesprochen.

Einige Säulen des Katholicismus in England waren nun allerdings vernichtet worden und Heinrich VIII. ließ als Hochverräther gegen seine Majestät hinrichten, wer noch die Gewalt des Pabstes, den Katholicismus in dieser Beziehung, glaubte und diesen Glauben nicht verbarg. Aber zum Protestantismus ließ er sich auch nicht hindrängen. Wer den Protestantismus offen zu bekennen wagte, ward eben so gut hingerichtet, als wer in dem alten, römischen Katholicismus blieb. Die Glaubensartikel der englischen Kirche, welche Heinrich VIII. 1540 aufstellte, und an denen er bei den strengsten Strafen zu halten gebot, lauteten ganz katholisch. Heinrich VIII., ein eben so grausamer als üppiger, verschwenderischer und herrschsüchtiger Mann starb 1547 katholisch, und es war bis dahin wenig in England geschehen. Ja der innere Gehalt des Protestantismus, der unter dem grausamen Herrscher nur mit der höchsten Gefahr verkündet werden konnte, war der Mehrheit der Nation noch unbekannt. Darum kann es nicht Wunder nehmen, daß es in England noch anders ist, als bei den andern germanischen Völkern, die Mehrheit noch dem Katholicismus angehört, obwohl die Reformation beim Tode des Königs anderwärts schon fast drei Jahrzehnte verkündet worden. Denn in England ist sie eigentlich noch gar nicht verkündet. Selbst den Gebrauch einer englischen Bibelübersetzung hat Heinrich VIII. 1543 auf die Vornehmen beschränkt. Indessen nach seinem Tode, unter der Herrschaft des Sohnes und Nachfolgers Eduards VI., wird der verschlossene Schrein eröffnet.

Als nun Heinrich VIII. gestorben, dem wohl das Brandmal des Namens eines Tyrannen gegeben werden muß,

schienen sich die englischen Sachen ungemein günstig für die Reformation zu stellen. Das Protectorat über den jungen König Eduard VI., den Sohn Heinrichs VIII., kam an den Herzog von Somerset, welcher der Reformation geneigt. Cranmer, der Erzbischof von Canterbury und viele Gleichgesinnte, die unter Heinrich VIII. ihre Neigung für die Reformation hatten zurückhalten müssen, erhielten nun freie Hand. Die Parlamente cassirten allmälig Alles, was nach den Grundsätzen der großen deutschen Reformatoren als Auswuchs der alten Lehre und als Abweichung vom Evangelium angesehen ward. Die Versammlungen des Clerus, Convocationen genannt, jetzo des Stützpunctes in dem Königthume beraubt, mußten sich fügen. Man sah indessen, daß besonders die Hochpriester, die Bischöfe, der neuen Ordnung der Dinge sich nur ungern fügten und entgegenarbeiteten, wo sie konnten. Man mußte sie allmälig entfernen und durch andere ersetzen. Hier in England bemerkt man indessen, wie auch anderwärts nicht selten, daß selbst solche protestantische Bischöfe die freie und fast fürstliche Stellung, welche die katholischen gehabt, wieder zurückersehnen. In solcher Stimmung werden sie denn oft wieder dem Katholicismus geneigt. Der Katholicismus, der so viele Jahrhunderte auch auf der germanischen Welt gelegen, ist doch tief in die Zustände und Verhältnisse, in die Interessen der Menschen eingewachsen, und es kann daher nicht fehlen, daß er seine Stützpuncte, seine Anhänger behält, bei denen, wenigstens zum Theil, der Glaube deshalb nicht kommt, weil ihre zeitlichen Interessen durch ihn würden verletzt werden. Im Jahre 1548 ward die englische Liturgie aufgestellt. Der englische Protestantismus versuchte einen Mittelweg zwischen den unnützen, ja schädlichen Pomp des Aeußern im Katholicismus und der vielleicht zu großen, der Sinnlichkeit des

Menschen zu wenig darbietenden Einfachheit besonders der zwinglianisch = calvinischen Kirche einzuschlagen. In den Glaubensartikeln folgte England mehr dieser als der lutherischen.

Obwohl sich noch 1549 in einigen Districten das gemeine Volk, noch ununterwiesen in den Lehren der Reformation oder von ihrem Geiste noch nicht ergriffen, selbst mit den Waffen für den Katholicismus, jedoch vergeblich, erhoben, schien sie doch in England festzustehen, als der junge König Eduard VI. am 6. Juni 1553 starb. Nun hätte auf den Thron Englands kommen sollen Maria, die Tochter Heinrichs VIII., welche ihm Katharina, die Tante Kaiser Karl V., geboren. Auch hatte sie Heinrich VIII. zur Erbin seines Reiches nach Eduards VI. Tode, sollte er kinderlos, wie es geschah, sterben, wiewohl er sie früher als ein uneheliches Kind verworfen, gemacht. Aber Maria hatte sich, wie das Haus, dem sie von mütterlicher Seite angehörte, immer streng katholisch gehalten. Darum hatte sie Eduard VI., auf den Rath seiner protestantischen Umgebungen, vom Throne ausgeschlossen und denselben bestimmt der jungen Johanna Gray, welche von Marien, einer Schwester Heinrichs VIII., abstammte. Johanna Gray bestieg auch diesen Thron, aber dem Rechte nach gebührte ihr derselbe nicht. Es war aber um die Zeit etwa, da der Religions-Friede in Deutschland geschlossen ward, daß die Reformation auch in diesem Theile der germanischen Welt einen leichten Triumph gewinnen zu müssen schien.

Das benachbarte kleinere Reich Schottland war noch nicht von der Reformation gewonnen worden, wenigstens war hier die Staatsgewalt noch nicht von dieser Reformation gewonnen. König Jacob V. hatte die Anträge Heinrichs VIII., doch auch für Schottland gegen den Pabst zu verfahren, wie er es für England gethan, mit Bestimmtheit abgewiesen und war in

der Treue der alten Kirche geblieben. Jacob V. war 1542 gestorben. Maria Stuart war seine Tochter, die ihm von seiner Gemahlin Maria Guise, Prinzessin aus dem Hause Frankreich, kurz vor seinem Tode geboren worden. Maria Stuart ward 1548 an den Hof von Frankreich gesendet. Dort sog sie die streng-katholischen Grundsätze ein, die nachmals mitwirkten, daß ihr Haupt unter dem Henkerbeile fallen mußte. Die Staatsgewalt, eine Regentschaft für die junge Königin Maria Stuart, war nicht entschieden für die Reformation. Unter dem Volke aber und dem Adel von Schottland breitete sie sich mächtig aus, besonders durch die kühnen und feurigen Predigten des Johannes Knox, der tief ergriffen von der Wahrheit des zwinglianisch-calvinischen Lehrbegriffs 1551 mit fast fanatischem Eifer gegen das Pabstthum sich erhob. Als nun Maria Guise, zum Theil durch die Gunst der Protestanten, denen sie schmeichelte, 1554 die Regentschaft gewonnen, fing sie bald an diese zu drängen und zu drücken. Darauf traten diese zusammen und schlossen 1557 einen sogenannten Glaubensbund. Die Verbundenen wollten, selbst mit Aufopferung des Lebens, das ächte Wort Gottes schirmen und, wie sie es nannten, die satanische Abgötterei des Katholicismus ausrotten. Es war wiederum um die Zeit des Abschlusses des Religions-Friedens in Deutschland, da hier ein Kampf vorauszusehen. Die schottische Nation hatte sich in ihrer Mehrheit zum Protestantismus gewendet, die Königin-Regentin war bei dem Katholicismus geblieben, und von der jungen Königin Maria Stuart, die 1558 den Dauphin Franz von Frankreich geehelicht, war vorauszusehen, daß sie ebenfalls bei demselben verharren würde. Daß aber zwei Kirchen friedlich neben einander stehen könnten, meinte damals Niemand. Wo ein Friede geschlossen ward, war es nur ein Waffenstillstand,

um die Mittel und Kräfte zum Kampfe zu bereiten und zu ordnen.

Es sind fast nur die germanischen Völker, die sich von der Reformation haben gewinnen lassen. Bei den Romanen ist sie nur in Frankreich bedeutend. Das dritte große Hauptvolk Europas, die Slaven, fällt zum bei weitem größten Theile gar nicht in diese Bewegungen hinein. Sie gehören der morgenländisch-katholischen Kirche an, und die Reformation ist in dem Schooße der römisch-katholischen entstanden. Nur in dieser war das Bedürfniß einer Reformation gefühlt worden, es war nicht gefühlt worden in der morgenländisch-katholischen, wohin das Pabstthum, die weltliche Macht des clericalischen Standes, der Ablaß und was sonst die erste und nächste Veranlassung zur Reformation gegeben, gar nicht gedrungen. Die morgenländisch-katholische Kirche, von welcher die Hauptmasse der Slaven umfaßt, blieb von der Reformation unberührt.

Der römisch-katholische Theil der Slaven dagegen ward allerdings von der Reformation berührt; sie drang auch bei ihnen ein. Aber in dem Maße wie bei den germanischen Stämmen geschah es doch nicht. Die Reformation findet offenbar in dem slavischen Nationalcharacter nicht dieselben starken Stützpuncte wie in dem germanischen. Je weiter diese Slaven der germanischen Welt fern stehen, desto wenigern Raum kann sie gewinnen. Dennoch ist nicht alle Aussicht verloren, daß auch diese Slaven für die Reformation könnten gewonnen werden. Es giebt nur ein frei und selbstständig dastehendes Reich der katholischen Slaven, die königliche Republik Polen. Sigismund I. ist König, wie sich die Reformation in Deutschland und in der Schweiz erhebt, die beide alsbald ihre Anhänger fanden. In die Theile des Landes, welche mehr deutsch als polnisch waren, in das sogenannte

polnische Preußen, kam sie auch zuerst. Doch auch in das eigentliche Polen drang sie ein und fand an der Freiheit und Unabhängigkeit des polnischen Adels gewissermaßen eine Bundesgenossin. Denn dieser Adel ließ es sich nicht nehmen, auch in kirchlich-religiösen Dingen so frei zu sein, wie er es in allen anderen war. Welcher Edelmann es wollte, wendete sich dem neuen Glauben zu, und von vielen edlen Geschlechtern geschah es. Die Bischöfe schnaubten Wuth, aber der Adel gestand ihnen das Recht, inquisitorisch zu verfahren, nicht zu. Also breitete sich die Reformation immer weiter aus. Auch die böhmischen Brüder, die 1547 von König Ferdinand aus den königlichen Städten Böhmens vertrieben worden, fanden in Polen Aufnahme und Duldung. Die polnische Krone aber ging 1548 von Sigismund I. über auf Sigismund August; die Reformation blieb im Vorschreiten begriffen. Zwar verbot der Reichstag von 1552 alle Neuerungen in Glaubens- und Kirchensachen, aber an solche Reichstagsschlüsse selbst kehrte sich der Adel Polens wenig. Der apostolische Stuhl ward daher wegen Polen besorgt, und Aloysius Lippomann erschien als päbstlicher Legat auf dem Reichstage von 1556, kräftige Maßregeln gegen die sogenannte Ketzerei zu begehren. Aber die Landboten bewillkommneten ihn mit den Worten „sei gegrüßt, Sprößling der Viper" (salve progenies viperarum) höhnend hiermit den apostolischen Stuhl, der diesen Boten gesendet. Er richtete nichts aus, und die evangelischen Magnaten wurden so kühn, daß sie auf dem Reichstage von 1557 darauf anzutragen gedachten, daß die Augsburgische Confession offene und gesetzliche Duldung erhalte. Es geschah nun das allerdings nicht, doch blieb die Reformation im glücklichen Vorschreiten, und die Städte Danzig, Thorn und Elbing empfingen 1557 das Recht der freien Ausübung des evangelischen

Cultus. Also schien um die Zeit des deutschen Religions-Friedens die Reformation Polen wohl noch erobern zu können.

Um so mehr schien diese Aussicht vorhanden zu sein, als sich doch der Protestantismus dicht in der Nachbarschaft Polens auf einem Boden, der früher rein slavisch gewesen, der es zum Theil auch noch war, festgesetzt hatte. Eine weite Herrschaft hatten sich die Deutschen über die slavischen Lande Preußen, Liefland, Esthland und Kurland gewonnen. In Preußen ging die alte Nationalsprache schon im sechszehnten Jahrhundert unter und machte der deutschen Platz; in den drei andern Landen hat sie sich bei dem gemeinen Volke erhalten bis auf unsere Zeiten. Die Herrschaft war in den Händen des Ordens der deutschen Herren. Mönche und Ritter zugleich waren diese Herren. An ihrer Spitze stand der Hochmeister, seit dem Jahre 1511 Markgraf Albrecht aus der fränkischen Linie des Hauses Brandenburg. Die drei andern Lande wurden von einem Heermeister verwaltet, welcher unter dem Hochmeister stand. Der Orden war in denselben tiefen Verfall gerathen, der über alle Orden der katholischen Kirche um die Zeit der Reformation gekommen. Dazu kam eine schwere äußere Gefahr durch Polen, an welches schon 1466 das sogenannte polnische Preußen hatte abgetreten werden müssen. Am Ende des Jahres 1519 griffen die Polen das Land abermals an und drangen bis Königsberg vor. Indessen kam Hülfe aus Deutschland, als zu dessen Reiche gehörig das Ordensgebiet angesehen ward. Albrecht gewann nun 1521 von dem König von Polen einen vierjährigen Waffenstillstand. Es war indessen dabei der Wiederausbruch des Krieges vorauszusehen. In dieser Noth entschlug sich Albrecht der Oberherrschaft, die er bis dahin als Hochmeister des Ordens über den Heermeister von Liefland, Esthland und Kurland, Walter

von Plettenberg, behauptet, und begab sich nach Deutschland, Hülfe bei dem Reiche zu suchen.

Er fand aber diese Hülfe nicht, denn das Reich war mit ganz andern Dingen beschäftiget. Nun hatte Pabst Leo X. schon 1519 den Hochmeister aufgefordert, eine gründliche Reformation mit dem tiefgesunkenen Orden vorzunehmen. Dieser aber machte sie in einer andern Weise als es der Pabst verstanden. In Deutschland mit Luther in Verbindung gekommen, ließ er sich 1523 gern von demselben rathen, die alberne und verkehrte Ordensregel abzuthun und ein weltliches Fürstenthum in Preußen zu gründen. In dieser Weise hätte Luther gern alle katholisch-geistliche Fürsten des Reiches zu sich herübergezogen; aber es glückte wenig. Mit Luthers Gedanken erfüllt, kehrte Albrecht nach Preußen zurück, wo sich schon unter Adel und Volk die Reformation mächtig ausgebreitet. Auch Georg Polenz, Bischof von Samland, hatte sich entschieden zu ihr gewendet. Bis zum Jahre 1524 war die Reformation in Preußen eine offene Thatsache geworden. Albrecht aber schloß am 14. April 1525 mit dem König von Polen einen Tractat. Preußen ward als ein Erbfürstenthum, aber als polnisches Lehn, dem zeitherigen Hochmeister überantwortet. Das gesammte Land und die Ordensritter selbst, die nun aus Mitherren des Landes Unterthanen des neuen Herzogs wurden, nahmen die Veränderung mit Freuden auf. Kaiser Karl V. donnerte und zürnte; aber auch hier vermochte er nicht für den Katholicismus etwas zu thun.

In die drei Lande Liefland, Esthland und Kurland kam die lutherische Reformation in derselben Stärke und mit derselben Allgemeinheit. Schon Walter von Plettenberg setzte ihrer Ausbreitung kein Hinderniß entgegen. Nach dem Tode desselben 1535 wurden die Lande heftig von den Russen be-

drängt. Da warf sich Esthland den Schweden in die Arme. Der Heermeister Gotthardt Kettler aber schloß am 28. Nov. 1561 einen Tractat mit Polen. Liefland ward an dieses Reich gegeben, Kurland zu einem Herzogthum für den Heermeister gemacht, ebenfalls unter polnischer Landeshoheit, die Erhaltung des Augsburgischen Bekenntnisses dabei allenthalben vorbehalten. So hörte auch hier das Priesterfürstenthum auf, das in dem Katholicismus entstanden, und die Reformation triumphirte die ganze Ostseeküste entlang.

Unter den Slaven überhaupt, welche den Deutschen nahe standen, schien die Reformation noch einen vollen Sieg gewinnen zu müssen. In Schlesien, der Lausitz, Mähren und in dem eigentlichen Böhmen hatte sie sich mächtig ausgebreitet. Auch in Ungarn, dem seltsamen Lande, in dem drei verschiedene Völker auf einem Boden wohnen, Magyaren, Slaven, Deutsche, hätte sie großen Anhang gefunden. Die mächtigsten Adelsfamilien Ungarns, die Belassa, Batthyanyi, Bocskai, Dobo, Druget, Forgacs, Kenedy, Seredy, Turzo waren zum Protestantismus getreten. In dem Nebenlande Siebenbürgen hatte er fast vollständig obgesiegt. Die Regierung Ferdinands war freilich auch hier entschieden gegen die Reformation, aber sie vermochte nur wenig. Der größere Theil Ungarns kam, wie berichtet worden, unter die Herrschaft der Türken, und diese frugen weder nach Katholicismus noch nach Protestantismus. In dem kleinern Theile, wo Ferdinand fortherrschte, war die Freiheit und Selbstständigkeit des Adels besonders zu groß, als daß ihm der Protestantismus hätte genommen werden können, wenn er sie sonst erfassen wollte. Auch die Städte mußten, in der gefährteten Stellung des Landes den Türken gegenüber, geschont werden. Die Spaltung zwischen Lutherthum und Calvinismus, die fast

allenthalben war, kam auch nach Ungarn. Dabei ist es eine auffallende Erscheinung, daß die von der katholischen Kirche gehenden Deutschen in Ungarn sich in der Regel zum Lutherthume wendeten, die Magyaren dagegen die zwinglianisch-calvinischen Glaubenslehren bekannten. Deshalb heißt auch noch jetzt das Lutherthum in Ungarn „der deutsche Glaube" (Német-hit), der Calvinismus „der magyarische Glaube" (Maygar-hit), während die Katholiken ihr Bekenntniß „den wahren Glauben" (Igaz-hit) nennen. Auch Ungarn hat in dem dreißigjährigen Kriege eine, wenn auch kleine Rolle gespielt. So weit ist die Reformation in ihren verschiedenen Gestalten bis gegen die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts vorgeschritten. Einen Augenblick scheint es als würde sie die Welt erobern.

Drittes Kapitel.

Nur auf den wenigsten Puncten, die sie überhaupt gewann, ist die Reformation ohne allen Kampf aufgekommen, fast allenthalben unter Kampf und Widerstand nur hat sie sich emporheben können. Hat doch auch der Katholicismus seine innerliche Kraft, erfüllt doch auch der Katholicismus noch Gemüther mit der Macht des Glaubens und der Ueberzeugung. Ist doch derselbe Katholicismus tief in die Zustände der europäischen Menschheit eingewachsen, sind doch die Interessen, die Vortheile, die Wünsche, Hoffnungen und Erwartungen der Menschen vielfach auf das Innigste mit ihm zusammengewachsen. Bleibt doch selbst in den Landen, welche am reinsten protestantisch werden, noch geraume Zeit ein katholisches Element übrig. Selbst während die Reformation fast nur im siegreichen Vorschreiten begriffen war, welches im Allgemeinen bis gegen die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts der Fall, hatte der Katholicismus keinesweges alle seine Kraft verloren. Am wenigsten war er in Italien und in Spanien, bei den Romanen, welche der germanischen Welt ferner stehen, erschüttert worden. Doch ganz fehlte auch in diesen Landen die Bewegung wiederum nicht. In Ferrara, wo selbst die Herzogin Renata, Tochter Ludwigs XII. von Frankreich, dafür wirkte, auf dem weltlichen Gebiete des apostolischen Stuhles in Bologna, Faenze und Imola, in Venedig, über welches Luther selbst 1528 große Freude äußert, daß das Wort Gottes so gewaltigen Anklang finde, wo selbst schon Senatoren im

Stillen gewonnen waren, auf dem ganzen Gebiete der Republik, in Verona, Bergamo, Brescia, Treviso, Vicenza, nicht minder in dem mittlern Italien, in Modena, Pistoja, Pisa, Lucca, Sina, ja selbst in dem untern in Neapel, in Kalabrien war die Zahl der Menschen, die sich für die Reformation entschieden, nicht unbedeutend. Schon sannen sie darauf Gemeinden zu bilden, schon traten die besten und gelehrtesten Köpfe, Ochino, Buonarici, Calcagnini, Vermigli mit ihren Gedanken offen hervor, schon hofften sie, daß in Italien selbst das Reich des Pabstes aufhören werde. Und sie hätten wohl etwas erreichen können, wenn sich ein Fürst von bedeutender Macht an ihre Spitze gestellt. Aber es geschah nicht, und der römische Stuhl eilte, damit nicht die Mehrheit der Menschen ihm verloren gehe. Pabst Paul III. ernannte 1542 eine Inquisition für Italien, die aus sechs Kardinälen bestand, um die Ketzerei aufzuspüren und zu vernichten; uneingeschränkt sollte dabei ihre Macht sein. Diese Inquisition warf sich nun mit heißer Gluth auf Italien. Die italienischen Staaten wagten es nicht, dem Pabste zu widerstehen. Mit freier Gewalt haußte die römische Inquisition durch Italien und mit nicht minder furchtbarer. Eine Bande besoldeter Spione durchstreifte das ganze Land, drängte sich unter allen Gestalten in die Gesellschaften, in die Familien ein. Hinrichtungen folgten auf Hinrichtungen. In Venedig stürzte man die Protestanten ins Meer, in Kalabrien wurden sie mitten von einander gesägt oder von hohen Felsen herabgestürzt. Die evangelischen Bücher mußten ausgeliefert werden; man schleppte sie dann nach Rom, wo sie in ganzen Haufen verbrannt wurden. Viele gelehrte Academien Italiens wurden, der Ketzerei verdächtig, geschlossen. Unter den Päbsten Julius III. und Paul IV. gingen die Verfolgungen mit dem blutigsten Eifer

fort. Prinzen und Prinzessinen, Bischöfe, Priester, Mönche, endlich sogar das Conclave der Kardinäle selbst kam in den Verdacht der Ketzerei und mußte sich einer Reinigung unterwerfen. Durch solches Schrecken wurden die Zweifelhaften in den Schooß des römischen Kirchenthums zurückgebracht, die Festen und Standhaften entrannen oder starben den Tod als Märtyrer. Wenige Jahrzehnte nach dem Beginne der Reformation waren die Laute des Protestantismus in Italien wieder verklungen.

Und nicht anders ging es in Spanien. Hier war die Verbreitung protestantischer Schriften und Gedanken gleich mit viel größeren Schwierigkeiten als anderwärts verbunden. Eine geheime und furchtbare Inquisition stand da, die jeden Laut auffing, der gegen das herrschende Kirchensystem war, und den verbrannte, von dem er ausgegangen. Tausende von Menschen wurden jährlich ob solcher Laute verbrannt. In dem Jahre 1517, wo kaum eine Nachricht von den religiösen Bewegungen Deutschlands unter die spanische Nation gekommen sein konnte, starben dreizehntausend Menschen den Tod im Feuer. Dennoch kamen auch nach Spanien die Schriften Luthers und wurden mit Beifall gelesen. Schon 1523 gebietet die Regierung, daß sie aufgespürt werden sollten; ein Befehl, der 1530 wiederholt werden muß. Man hat sie doch unter falschen Titeln hereingebracht. In Portugal war es nicht anders. Pabst Clemens VII. hatte gehört, daß auch in diesem Lande die Reformation Anhang gewinne. Er bestellte daher 1534 einen Inquisitor über Portugal. Und dennoch blieb die Reformation nicht ohne Anhänger, ja es entstanden im Stillen Gemeinden; in Sevilla, Valladolid, Barcellona, Saragossa scheinen die bedeutendsten gewesen zu sein. Männer, die äußerlich katholische Priester und Mönche blieben wegen so gro-

fer Gefahr des Todes, predigten des Nachts den Gläubigen in Wäldern und Wüsten. Enzinas und Perez übersetzten die heilige Schrift in die spanische Sprache. Päbstliche Schriftsteller selbst sagen, wenn nicht bei Zeiten Einhalt gethan worden, so würde die Reformation wie ein Lauffeuer durch Spanien gegangen sein, denn wundersam wären die Menschen zu derselben hingeneigt gewesen. Also war doch auch in den Romanen eine Empfänglichkeit für den Protestantismus, wenn sie sicher auch weit geringer war als bei den Germanen. Im Jahre 1557 ward die Inquisition davon benachrichtiget, daß doch eine nicht unbedeutende Gefahr vorhanden sei. Man hatte entdeckt, daß die spanischen Bücher zur Verbreitung des protestantischen Glaubens in den Niederlanden gedruckt und in das Reich eingeschwärzt würden. Sofort setzte sie sich auf allen Puncten Spaniens zugleich in Bewegung. Die geheimen Agenten durchstreiften das Land, und bald war Alles aufgespürt, die Gemeinden zerstört, ihre Glieder in den Gefängnissen der Inquisition, wo sie mit den ausgesuchtesten Grausamkeiten gemartert wurden. Besonders in Sevilla, Valladolid, Barcellona und Saragossa folgte ein Ketzerbrand auf den andern, bis die Ruhe des Grabes eingetreten und keine Spur des Protestantismus in Spanien übrig geblieben. Grausamkeit nicht allein, sondern auch Habsucht hatte die spanische Inquisition dabei im höchsten Maße bewiesen. Dieser Name „die spanische Inquisition" ward fürderhin ein Schrecken der Menschen, ein Beben und Zittern für jede wahrhaft menschliche Brust. Aber in Vielen übertönte der Glaubenseifer jegliches menschliches Gefühl.

Also hat die römische Kirche, wenn auch zum Theil durch entsetzliche Mittel, die Mehrzahl bei den romanischen Völkern für sich behalten und in derselben besitzt sie noch eine große und

gewaltige Kraft. In der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts war das Pabstthum gewissermaßen durch die Reformation überrascht worden. Seltsame und verworrene politische Zustände und Verhältnisse hatten es gebunden und gefesselt, daß es die Reformation über sich hatte müssen kommen lassen. Diese aber zogen allmälig vorüber, und das Pabstthum stand wieder freier und ungebundener da. Es war um die Mitte des Jahrhunderts, als ob das Pabstthum und der ganze Katholicismus die Mittel und Kräfte übersähe, welche ihm geblieben, und den Entschluß gefaßt, sie zu nützen, das Verlorene wieder zu gewinnen, eine Gegen-Reformation da durchzuführen, wo die Reformation eingedrungen. Und daran, daß dieser Entschluß in den Katholicismus kommt, hat der Orden oder vielmehr die Gesellschaft der Jesuiten, gestiftet 1536, vom apostolischen Stuhle bestätiget 1540, einen ungemein großen Antheil. Die Jesuiten sind es, welche allenthalben zum Kampfe treiben, allenthalben das katholische Element beleben, daß es sich nicht noch weiter möge zurücktreiben lassen, daß es wieder vorschreiten möge zu Kampf, zu Angriff, bei dem sie zuversichtlich Glück und Sieg verkünden. Diese Jesuiten sind von einem ungeheuren Einfluß geworden auf die Welt, nicht allein auf die protestantische, der sie Untergang geschworen haben, sondern auch auf die katholische, für die sie aufzutreten behaupten. Der Einfluß, den sie auf die protestantische gehabt, wird in diesen Geschichten selbst und im Einzelnen erscheinen. Er ist fürchterlich und verderbenbringend. Der Einfluß, der unmittelbare und gerade Einfluß auf die katholische gestaltet, entwickelt sich erst allmälig, ist aber nicht minder furchtbar und verderbenbringend gewesen, nur in einer andern Art und Weise.

Die Jesuiten, nachdem sie der katholischen Welt den Dienst

geleistet, sie zum Kampfe gegen den Protestantismus zu befeuern und nachdem in diesem Kampfe wenigstens theilweise Siege und Erfolge gewonnen worden, wollen die katholische Welt nun selbst beherrschen. Das Mittel, welches sie dazu ergreifen, ist furchtbar und entsetzlich, und wenigstens auf vielen Puncten hat es auch furchtbare und entsetzliche Früchte getragen. Schon der alte Katholicismus hat etwas, was dem Leben nachgiebt, was der Lüsternheit, der Leidenschaftlichkeit, überhaupt dem sinnlichen Menschenthume nicht dieselbe starre Schranke entgegensetzt wie das evangelische Christenthum. Die Jesuiten gehen darin in ungeheuren Schritten weiter. Sie ersinnen eine neue Moral, Grundsätze und Maximen, durch welche sie Alles wahrhaft Christliche vernichten. Es dürften diese von den Jesuiten aufgestellten Dinge nur allgemein geglaubt, allgemein angenommen, allgemein thatsächlich gemacht werden, und nicht allein das christliche, sondern das Leben überhaupt müßte nothwendigerweise enden. Sünde, lehrten die Jesuiten, thut man nur, wenn man sie mit voller Erkenntniß, mit vollkommen freien Willen begeht; der Wille aber ist nicht vollkommen frei, wenn der Mensch von Leidenschaften beherrscht, von heftiger Begierde gestachelt ist. Das heißt aber nicht mehr und nicht weniger als den Begriff der Sünde ganz vernichten. Denn Jedermann thut das Sündhafte eben nur dann, wenn er in dem Zustande der Leidenschaftlichkeit, der heftigen Begierde ist. Oder die Jesuiten sagen: man sündiget dann nicht, wenn die sündhafte That nicht gethan wird um der Sünde selbst willen, aus Neigung zu ihr, sondern aus irgend einem andern Grunde. Es sündiget aber, es mordet ja zum Beispiel Niemand um des Mordes willen, sondern weil er durch den Mord irgend etwas anderes erreichen, sich bereichern, eines Feindes sich erledigen will.

Auf einem solchen Unterbaue, der schon an sich selbst alles Christliche zerstört, haben die Jesuiten sich die ungeheure Mühe gegeben, Gründe aufzustellen, durch welche jedes einzelne Verbrechen, und sei es auch das Ungeheuerste, umgangen, weggedeutet, aus dem Gewissen gerissen werden kann. Nach jesuitischer Doctrin kann man Jemanden würgen, fürchtet man durch denselben seine Ehre verletzt zu sehen; denn, fügen sie hinzu, seine Ehre muß ja jeder bewahren wollen. Man kann schwören mit dem Vorsatze, den Schwur nicht zu halten, wenn man nur dabei die Vorsicht gebraucht, innerlich an etwas ganz anderes zu denken; denn, sagt der Jesuitismus, dann hat man ja gar nicht geschworen, sondern nur einen Scherz getrieben. Man kann Jemanden, besonders einen Verwandten, bestehlen, wenn es wahrscheinlich ist, daß er es so würde gegeben haben, wenn man ihn darum gebeten. Ganze Berge von Schriften thürmten die Jesuiten zusammen, um eine Moral aufzustellen, mit der, hielt man sie für die wahre und ächte, als welche sie von ihren Urhebern angepriesen ward, am Ende Alles Mögliche gethan werden konnte. Man kann, dieses ist auch eine jesuitische Hauptmaxime, überhaupt Alles thun, wofür sich eine nur einigermaßen haltbare Meinung aufstellen läßt. Eine solche nennen sie eine probable. Selbst ein Beichtvater ist gehalten, Absolution dem Sünder zu geben, der eine solche probable Meinung für sich anführen kann, sei diese auch wider seine bessere Ueberzeugung. Die Jesuiten haben sich abermals die ungeheure Mühe gegeben, solche probable Meinungen über fast alle mögliche und denkbare Fälle in ihren Schriften gleich selbst zusammenzuhäufen.

Was aber in den Schriften der einzelnen Jesuiten steht, muß als Geist, Gesinnung und Gedanke des ganzen Ordens angesehen werden, weil nur mit Bewilligung des Ordens ein

Jesuit etwas schreiben und drucken lassen durfte. Und solches haben die Jesuiten nur aus Herrschsucht gethan. Sie wollten sich den Menschen als die empfehlen, die das Christenthum zur leichtesten und bequemsten Sache machten, unter deren Leitung man leben könne, wie man wolle, ohne dabei glauben und fürchten zu müssen, daß man nicht auf der rechten und christlichen Straße sei, daß man der Verdammniß entgegengehe. Statt das Leben zu dem Christenthume heraufzuziehen, statt zu versuchen, die Menschen mit seinem Geiste zu erfüllen, zogen sie das Christenthum zu dem Leben herunter und versuchten wenigstens mit dem Geiste das Leben, und zwar des niedrigsten und des gemeinsten, das Christenthum zu erfüllen.

Es fanden aber die Jesuiten in der That mit ihrer neuen Moral großen Anhang besonders unter den höheren Ständen. Wie leicht und bequem war es doch, ein Christ nach jesuitischem Zuschnitt zu sein, wie konnte man da allen frechen Lüsten und Begierden die Zügel schießen lassen, wie leicht konnte man sich abfinden mit der Stimme des Gewissens. Es entstand eine furchtbare Sittenlosigkeit besonderrs in den romanischen Ländern. Der Boden des Lebens ward aufgerissen und zerstört. Auf diesem Boden keimte dann später die Philosophie des Unglaubens hervor, und aus dieser wieder entsprangen die entsetzlichen Revolutionen, durch welche die romanische Welt erschüttert worden ist in neuerer Zeit, zum Theil noch erschüttert wird. Und alle diese Bewegungen zeigen immer deutlich, daß die romanischen Völker ohne ächte sittliche Grundsätze sind. Durch die Jesuiten sind sie ihnen verloren gegangen. Das Gebäude des alten Jesuitismus ist längst zusammengebrochen, die neuen Jesuiten finden in der neuen Welt nicht den alten Wirkungskreis. Aber kaum kann man sagen, daß die roma-

nischen Völker an die Stelle des glücklicherweise Verlorenen sich etwas Besseres gesetzt hätten.

Gestiftet aber ward die Gesellschaft mit dem Gedanken an die Wiedervernichtung des Protestantismus und die Ausdehnung des Katholicismus nach allen Richtungen hin. Oder es ward doch dieser Gedanke sehr bald nach der Stiftung in sie hineingelegt. Der Orden lebte lange dafür. Für diesen Entwurf war nun auch gleich die Organisation der Gesellschaft ungemein günstig. Es war bald nach dem Beginne der Reformation von den Häuptern des Katholicismus gefühlt worden, daß man in eine neue Stellung gekommen, daß manches Alte und Hergebrachte nicht fortgetrieben werden könne. Der römische Hof selbst setzte sich auf einen bessern Fuß, die Hochpriesterschaft lebte anders. Man war überzeugt, daß es dem Protestantismus gegenüber nicht in der alten Weise fortgethan werden konnte. Hielt hier auch Manches nur kurze Zeit aus, so dienete es doch auch mit dazu den sinkenden Katholicismus zu halten. Besonders aber ward gefühlt, daß wieder gelehrt und geprediget, im Geiste und im Systeme des Katholicismus, gelehrt und gepredigt werden müsse. Die Glaubenskraft, die im Katholicismus lag, wollte unter den Menschen wieder erweckt und erwärmt sein. Denn bis zur Reformation war die Kirche beinahe stumm geworden. Deshalb ward 1524 der Orden der Theatiner gestiftet zur Heranbildung von Priestern und Bischöfen, darauf 1527 der Orden der Capuciner, die rauhes Aeußere und Entfernung von jeder verfeinerten Bildung den untersten Volksklassen am nächsten bringen sollte.

Aber einen weit größern Wirkungskreis gewannen die Jesuiten. Ihre Verpflichtung lief besonders auf die Predigt, den Beichtstuhl und den Jugendunterricht. Sie sind für das thätige Leben bestimmt und darum der gewöhnlichen mönchischen

Verpflichtungen, welche Zeit und Aufmerksamkeit rauben, enthoben. Ihren Pflichten sind nun auch die Jesuiten in ihrer Weise nachgekommen. Sie haben dem Volke einen Katholicismus gelehrt, welcher noch sinnlicher war als selbst der, welcher vor der Reformation herrschte. Den Beichtstuhl lernen sie bald benutzen, um sich und den Katholicismus den Menschen in der Weise anzuempfehlen, von der bereits gesprochen ist. Den Jugendunterricht benutzen sie, um einen glühenden Haß gegen Alles, was nicht katholisch ist, von früh an einzuprägen. Man bemerkt auch sogleich, daß die neue, unter der Leitung der Jesuiten herangewachsene, Generation von einem glühenden Eifer gegen die sogenannten Ketzer erfüllt ist, und nach jesuitischen Grundsätzen, weil der Zweck die Mittel heilige, gegen solche Alles thun zu können meinet. Mehr als ein König hat die Folgen der jesuitischen Grundsätze empfinden müssen. Tyrannen können ungestraft ermordet werden, lehren die Jesuiten, Tyrannen aber sind nicht allein protestantische Fürsten; auch katholische sind es, wenn sie wider die Kirche sind, das heißt, wenn sie nicht die Ansichten der Jesuiten theilen, etwa nicht glauben wollen, daß eigentlich der Pabst, und nicht die Könige, der Herr der Welt.

Die Organisation, welche der Orden sehr bald nach seiner Entstehung empfing, machte ihn ungemein geschickt zur Ausführung im Stillen, von wenigen entworfener Plane, zu denen doch von vielen die Hand geboten werden mußte. Es ist hier eine Planmäßigkeit, eine Berechnung, eine Künstlichkeit vorhanden, von der die Reformation auch nicht die leiseste Spur an sich trägt. Diese strömt gleichsam frei in das Leben hinein und gewinnt durch ihre eigene, frische Kraft. Der Orden war unter den unbedingten Gehorsam des apostolischen Stuhles gestellt. Wenn er für den Katholicismus wirken

sollte, so mußte er in steter und engster Verbindung mit dem Haupte desselben stehen. An der Spitze des Ordens mit fast uneingeschränkter Gewalt stand ein auf Lebenszeit gewählter General, der immer seine Residenz in Rom, in der Nähe des Pabstes hatte. Von hier aus empfing die gesammte Gesellschaft die Bestimmung nach welchem Ziele, wie gehandelt werden sollte. Die Ordensglieder zerfielen in zwei verschiedene Hauptclassen, die Jesuiten von der großen Observanz, die Jesuiten von der kleinen Observanz. Die ersten, die Professen, legten vier Gelübde ab. Das vierte ist eben der Schwur des unbedingten Gehorsams gegen den römischen Stuhl. Die letzten, die wieder in die Scholastiker, geistlichen Coadjutoren und weltlichen Coadjutoren zerfielen, nur die drei gewöhnlichen Mönchsgelübde. In die letzte Hauptclasse können Menschen aus allen Ständen, selbst Verheirathete aufgenommen werden. Der General hat die Befugniß von allen Dingen, die sonst Ordensregel sind, wieder zu dispensiren. Man gewinnt dadurch den Vortheil, den Jesuitismus allenthalben hin verbreiten zu können, ohne daß die, unter welche er verbreitet wird, es bemerken. Denn Viele sind äußerlich gar nicht Jesuiten, sondern etwas ganz Anderes. Sie haben dazu Dispensation empfangen. Es sind Fälle der Art vorgekommen. Lutherische Superintendenten waren stille Jesuiten. Aufgenommen wird indessen nur nach den strengsten und sorgfältigsten Prüfungen. Man muß der Menschen, die man einläßt, ganz und durchaus sicher sein. Der Professen von vier Gelübden war immer nur eine kleine Zahl und nach Möglichkeit ward geheim gehalten, wer dazu gehörte.

Der Orden verlangt von allen seinen Gliedern, besonders von den untern als die erste und heiligste Pflicht den Gehorsam. Dieser Gehorsam besteht in der völligen Entäußerung

jedes eigenen Willens. Niemand soll denken, wenn er gehorsam ist, Niemand fragen, wozu er gehorsam sei. Der Jesuit soll sich betrachten als einen lebendigen Leichnam, sagt die Ordensregel ausdrücklich, und sich nur nach den Vorschriften des Ordens und seiner Obern in Bewegung setzen. Gebieten sie ihm auch eine Todsünde, so soll er sie thun; die, welche sie geboten, nehmen die Verantwortlichkeit schon auf sich. Wer in den Orden tritt, soll den alten Menschen draußen lassen; selbst seine Blutsverwandten sollen ihn nicht mehr kümmern. Er soll sich von dem Gedanken beherrschen lassen, daß er nur dem Orden noch angehöre. Seine geheimsten Gedanken soll jeder dem Orden mittheilen, einer soll den andern beobsichtigen und den Obern im Stillen Alles berichten, was er bemerkt. So lernte man die Menschen kennen, wußte, wozu jeder zu brauchen war.

Es leuchtet ein, daß eine Gesellschaft, die aus solchen todten Leichnamen bestand, sehr tüchtig und geschickt zur Ausführung großer, im Stillen entworfener Plane war, die auch lange im Stillen vorbereitet werden mußten. Es liegt etwas Großartiges in dem Orden; aber man erschrickt vor dieser Größe und fühlt, in ein solches Gewand kleidet sich die Reinheit und die Wahrheit nicht. Es sind dunkle Wege, welche der Jesuitismus geht und mehr als zweideutige Grundsätze, auf welche er sich stützt. Indessen ist es ein starker Beweis von der Glaubenskraft, welche noch im Katholicismus war, daß eine solche Gesellschaft entstehen und daß sie gleich mit ihrem Entstehen eine so bedeutende Anzahl Mitglieder, als der Fall war, gewinnen konnte. Sehr bald nach ihrer Gründung drängt sich die Gesellschaft allenthalben, wo Katholicismus noch mehr oder weniger geblieben, ein. In dem deutschen Reiche haben sie einen Haltpunct an den geistlichen Fürsten. Wo

Länder ganz protestantisch geworden, schleichen die Jesuiten unter Verkleidungen und Verkappungen ein. Allenthalben, wohin sie dringen, erwacht das katholische Element zu Thätigkeit und Eifer; es beginnt bald nach dem Beginne ihrer Wirksamkeit der blutige Kampf. Gleich wissen sie sich der Welt durch anscheinende Uneigennützigkeit zu empfehlen. Predigt, Messe und Unterricht sind bei ihnen unentgeldlich. Noch mehr empfehlen sie sich den Menschen im Beichtstuhl, denn sie machen es leicht mit den Sünden. Bald haben die Jesuiten, also urtheilen nicht allein Protestanten, sondern auch fromme und wohlmeinende Katholiken über sie, die ganze katholische Welt wie mit einem Netze umsponnen, sich aller Unterrichtsanstalten, des Beichtstuhles der Fürsten bemeistert, wodurch sie sich die Geister fast unterthänig gemacht. Allen Leidenschaften und Begierden schmeichelnd, aber auch durch Schrecken fesselnd, wo sie durch Versprechungen nicht zu fesseln vermochten, besonders die reichbegabten und talentvollen Menschen an sich ziehend, schritten sie auf vielverschlungenen Gängen einer in tiefes Geheimniß gehüllten Weltherrschaft entgegen. Alle Mittel, welche hierzu fördern konnten, waren der Gesellschaft gleich. Einer solchen Organisation, einer solchen weltlichen Feinheit und Schlauheit hatte der Protestantismus nichts Aehnliches entgegenzusetzen. Der Jesuitismus betrachtete mit Recht den Protestantismus als seinen Todfeind. So lange es einen Protestantismus auf Erden gab, konnte die Jesuitenherrschaft nie vollständig werden, da sie in demselben nie Wurzel fassen konnte. Denn nach der ganzen Art und Weise des Protestantismus ist das Entstehen einer Priesterherrschaft in seinem Schooße fast eine Unmöglichkeit.

Ein neues Rüstzeug zum Kampfe gegen den Protestantismus hatte in den Jesuiten der Katholicismus empfangen,

aber ein Rüstzeug, das ihm selbst in sittlicher Beziehung bald sehr verderblich ward. Welcher Katholicismus ist es nun aber, der sich zu dem Kampfe rüstet und denselben bald streiten wird. Es ist gewissermaßen ein neuer Katholicismus, ein neuer in so fern er eine größere Festigkeit hat als der frühere und alte. Auch nachdem die Reformation aufgetreten, auch nachdem durch sie Katholiken und Protestanten in bestimmter Sonderung und Scheidung auseinander gegangen, gohren unter denen selbst, die katholisch geblieben, noch mehrere reformatorische Gedanken und Erwartungen. Der Eine wollte die Pabst- und Priestergewalt beschränkt, der Andere die Ehelosigkeit des priesterlichen Standes aufgehoben, der Andere daß der Laienkelch und die Landessprache in den Kirchen eingeführt werde. Die römische Kirche aber konnte solche Dinge nicht zugestehen und durch das Zugestehen stillschweigend eingestehen, daß sie bis auf die Reformation in bedeutenden Puncten geirrt, diese Reformation somit das Recht aufzutreten gehabt habe. Sie konnte es nicht, nicht sowohl um des einen oder des andern Gegenstandes, der begehrt ward, selbst willen, als vielmehr weil das Nachgeben in dem einen oder dem andern die größte Gefahr für den ganzen Katholicismus überhaupt nach sich ziehen konnte. Denn leicht mochten sich, war das Eine nachgegeben, unter die Katholiken noch andere, an die Reformation streifende Gedanken und Vorstellungen bilden, die Kirche, nachdem sie einmal zugegeben, daß sie geirrt, genöthiget werden zu weiterem Nachgeben und damit allmälig in dem Schooße des Katholicismus selbst ein anderer Protestantismus sich bilden, der sich endlich mit dem früheren und ersten vereinigen mußte.

Es war für den Katholicismus, wollte er bestehen, unbedingt nothwendig, seine Untrüglichkeit festzuhalten, alle jene

reformatorischen Gedanken abzuweisen, sich selbst als etwas durchaus Abgeschlossenes, Unwandelbares, Heiliges in der Gestalt, wie er bis zur Reformation allmälig geworden, hinzustellen. Dieses mußte schnell und von einer Autorität geschehen, die von Allen, die noch katholisch geblieben, als die letzte und oberste anerkannt ward. Es mußte schnell geschehen, damit nicht noch der Glaube an diese Autorität verloren gehe. Diese Autorität aber lag nur in einer sogenannten öcumenischen Synode. Das Pabstthum selbst hatte doch auch unter den Katholischen mancherlei Anfechtungen erfahren und konnte sein eigenes, altes Ansehn nur durch eine solche Synode wieder herzustellen hoffen.

Nun war Pabst Julius III., dessen zuletzt in dem Blick auf den Gang der Reformation gedacht worden, 1555 gestorben und zunächst nach ihm Paul IV. auf den apostolischen Stuhl gekommen. Dieser Pabst, ein heftiger Feind des Hauses Spanien-Habsburg, trat sogar mit dem Sultan Suleimann in Verbindung, um die spanische Macht in Italien zu brechen, welches ihm nicht gelang. Er war noch ganz erfüllt mit den alten römischen Gedanken, hielt sich für den Herrn der Welt, den Herrn der Könige und Fürsten. Er war ein nicht minder heftiger Feind des Protestantismus. Die Länder aller protestantischen Könige und Fürsten schenkte er den Gläubigen, die sich in deren Besitz würden setzen können. Aber die Feststellung des Katholicismus förderte er nicht weiter. Als er 1559 gestorben, folgte ihm Pius IV., der die hochtrabende Sprache seines Vorgängers fallen ließ, erkennend, daß sich das Pabstthum nur noch durch Hülfe der weltlichen Fürsten zu erhalten vermöge. Auch übersah und würdigte er die Höhe der Gefahr, die für Pabstthum und Katholicismus in der Fortdauer jener reformatorischen Gedanken, deren gedacht,

unter den katholischen Fürsten, den Völkern lag. Diese mußten, bei Gefahr des allmäligen Unterganges, durch die oberste Autorität der Kirche niedergeschlagen werden. Darum berief er das Concil von Trident wieder und am 18. Januar 1562 ward es wieder eröffnet.

In den früheren Sitzungen desselben waren bereits die Hauptlehren des Protestantismus verdammt und der katholische Gegensatz als unabänderlicher Glaube hingestellt worden. An die Aussöhnung mit dem Protestantismus war daher kaum mehr zu denken. Dennoch gab sich der Pabst das Ansehn, als denke er noch an sie. Zwei apostolische Legaten waren daher in Deutschland gewesen, um mit den protestantischen Fürsten und Ständen zu verhandeln, daß auch sie die sogenannte ökumenische Synode besenden sollten. Aber die Legaten des Pabstes wurden von den deutschen Protestanten kurz abgewiesen, denn sie wußten, was es mit dieser Kirchenversammlung zu bedeuten habe. Sie wußten, daß es auf weiter nichts abgesehen war, als die reformatorischen Gedanken, die unter den Katholischen waren, auch noch zu erdrücken.

Pius IV. wußte, daß sich diese reformatorischen Gedanken auf dem Concil regen würden. Er hatte seine Vorsichtsmaßregeln dagegen getroffen und eine sehr große Anzahl italienischer Bischöfe, unbedingte Anhänger des Pabstthums und des alten Katholicismus, nach Trident gesendet, durch die er der Stimmenmehrheit um so sicherer war, als seine Legaten die ganze Lenkung des Concils in den Händen behielten und deutsche Bischöfe nur in sehr geringer Zahl gekommen waren. Nun traten Frankreich, Baiern, ganz besonders aber und in der ehrenwerthesten Weise Kaiser Ferdinand I. mit Reformanträgen vor das Concil, daß der geistliche Stand seiner ursprünglichen Bestimmung zurückgegeben, der Kirche und den

Klöstern ein Theil des übermäßigen und schädlichen Gutes genommen und auf nützliche und christliche Dinge gewendet, die bischöfliche Gewalt und die Synodal-Verfassung wieder hergestellt, das Pabstthum reformirt und dafür gesorgt werde, daß es nicht immer auf Italiener falle, abergläubische Mißbräuche abgestellt, die Priesterehe und der Laienkelch bewilligt, die Nationalsprachen in der Kirche eingeführt, kräftige Anstalten zur Wiederbelebung der Christlichkeit und der Sittlichkeit getroffen würden. Also war, sagt ein ehrwürdiger Bischof der katholischen Kirche unserer Zeit, der Wunsch aller Bessern, aber viele selbstsüchtige Bestrebungen vereitelten ihn. Es war das Pabstthum zu Rom, durch welches Alles vereitelt ward. Auf der Versammlung, wie wiederum ein Katholik sagt, nicht von wahren Bischöfen, sondern von Larven, die an römischen Fäden gezogen wurden und mit denen der heilige Geist nichts zu schaffen hatte, gebildet, schrieen die Italiener und besonders die Jesuiten Alles nieder. Die öffentlichen Reden der Jesuiten auf dem Concil überboten an Kühnheit in Behauptung der unbeschränkten Gewalt des Pabstes Alles, was bis dahin gehört worden. Beinahe nur zum Scheine wurden auch sogenannte Reform-Decrete aufgestellt, die indessen nur solche Dinge betrafen, welche das Ganze nicht umgestalten konnten. Der päbstliche Legat Morone erklärte sie auch am Schlusse des Concils selbst für unzulänglich. Dahingegen ward das katholische Dogma und die Hauptsache des Hergebrachten und Gewordenen als fest und unabänderlich hingestellt.

Die Synode ward am 4. Decbr. 1563 geschlossen und die römische Kirche hatte einen großen Sieg erfochten. Es hatte bis jetzo in vielen Stücken an einer festen Bestimmung, an der mit der obersten Autorität der Kirche begabten Bestimmung, was das eigentliche und rechte Katholische sei, gefehlt.

Darum hatten reformatorische Gedanken unter den Katholiken selbst sich noch bewegen können. Nun aber war es bestimmt unter dieser und durch diese Autorität. Wer fürderhin überhaupt noch katholisch bleiben wollte, konnte auch den einzelnen Punct nicht länger in Zweifel ziehen; er würde sich damit schon gegen die heilige Kirche aufgelehnt und zum Ketzer gestempelt haben. In dem Schooße der römischen Kirche wird daher die Unfreiheit viel größer als sie früher gewesen. So hatte sich der Katholicismus fest, verschlossen, auf keiner Seite mehr einen Zugang bietend, hingestellt, als in einem Theile Europa's der Kampf bereits ausgebrochen, in dem andern, in dem Reiche der Deutschen, die Gährung so gestiegen, daß der Ausbruch dieses Kampfes mit Sicherheit als nahe bevorstehend vorauszusehen war.

Viertes Kapitel.

Das Jahrhundert der Reformation verläuft und in dem deutschen Reiche kommt der Kampf der Waffen noch nicht zum Ausbruch. Aber dicht in der Nachbarschaft schlugen die Flammen des Religions- und Glaubensstreites schon furchtbar empor, und schon standen Deutsche auf fremden Boden, jeder für seine Kirche und für seinen Glauben streitend, sich haßerfüllt entgegen. Ob England, ob die Niederlande, ob Frankreich katholisch oder evangelisch sein sollen, darum handelt es sich in diesem Streite, der noch in das Jahrhundert hineinfällt, in dem das Licht der Reformation auf die Welt gefallen. Es ist eine ungeheure Bühne voll von Jammer und Blut, von Noth und Thränen. Die Herzen der Menschen scheinen zu Stein zu werden, zu verstummen die menschlichen Gefühle in der Menschenbrust, so hart und grausam ist der Kampf. Halten auch beide Parteien die Hände nicht rein von Blut und Frevel, so ist es doch gewiß nicht zu läugnen, daß der Frevel und der Unthaten minderer Theil noch auf Seiten der Protestanten, der blutigere und ungeheurere auf Seiten der Katholischen steht. Das Herz bebt, wenn es der Greuel gedenkt, die in den Niederlanden, ganz besonders aber in Frankreich, wo die Katholiken die vorwaltende und siegende Mehrzahl bleiben, von ihnen begangen worden. Hunderttausende von Protestanten haben den Tod in seiner martervollsten Gestalt, mit seiner martervollsten Pein nehmen müssen. Ueber ihren verstümmelten und zerrissenen Leichen erhebt der Katholicismus

wieder sein gewaltig herrschendes Haupt. Erscheinen die Greuel in den Niederlanden geringer, so ist es nur, weil ihr Umfang geringer, weil der Katholicismus nur zur Hälfte siegt. An dem Willen, auch hier Alles zu zertreten, zu zertrümmern und zu zerfleischen, fehlt es ebenfalls nicht. Die Menschen verwildern in diesem Kampfe und wie eine unaufhaltsame Pest scheinet sich diese Verwilderung über die Nachbarländer zu ergießen. Darum, als im folgenden Jahrhundert der Kampf sich auch in das Reich der Deutschen hinüberzieht, erscheinet Alles so wild, so roh, so unmenschlich. Mit den gräßlichsten, den entsetzlichsten Barbareien ist der dreißigjährige Krieg gestritten worden.

Aber nicht darin allein liegt die Rückwirkung des Kampfes, der dem deutschen vorangeht, auf Deutschland. Ob der Protestantismus oder der Katholicismus in England, in den Niederlanden, in Frankreich siege, davon sind auch die Schicksale beider in Deutschland, wenn auch nicht ausschließlich und allein davon, abhängig, dadurch wird auch der Gang der Ereignisse in Deutschland, wenigstens zum Theil, bestimmt werden. Und es tritt wieder hervor, was schon bei dem Entstehen und bei der Ausbreitung der Reformation bemerkt worden, nur einen Theil der europäischen Welt vermag sie zu behaupten. Sie behauptet besonders den germanischen; wo sie auch in den romanischen eingedrungen, da muß sie nach hartem und blutigem Streite wieder weichen. Die germanischen Völker, von denen die Reformation feuriger und schneller begrüßt worden, halten auch mit größerer Zähigkeit an ihr fest, lassen sie sich nicht wieder entwinden.

Allenthalben, wohin die Reformation nur einigermaßen bedeutend eingedrungen und wo sie nicht, wie in Spanien und Italien, sonder alle Mühe niedergeworfen werden konnte, war

die Gährung, die Vorbereitung zum Kampfe, aber in England zuerst trat der Katholicismus zum Angriffskampfe entschlossen auf. Dort trat, nachdem die protestantische Johanna Gray allerdings mit Unrecht den Thron bestiegen, Maria auf, die Tochter Heinrichs VIII. und Katharinas von Aragonien. Ihr besseres Recht gewann ihr das Reich von England und Johanna Gray mußte das zarte Haupt unter das Henkerbeil legen. Maria war immer, wie das Haus Spanien-Habsburg, eifrig katholisch geblieben. Sie hatte gelobt, die Religion des Landes unverändert zu lassen, aber sie hatte es gethan mit jesuitischem Vorbehalt. Sie wollte den Katholicismus wieder zur Staats- und Landes-Religion machen, wenn sie erst fest auf dem Throne säße. Dieser Plan schien noch eine gute Möglichkeit für sich zu haben, denn wenige Jahre erst war die wahre Reformation in England verkündet, viele daher noch dem Katholicismus zugethan. Maria ließ zuerst durch das Parlament von 1553 die Verordnungen abschaffen, die unter Eduard VI. gegeben, und die Verordnungen Heinrichs VIII., also im Wesentlichen den Katholicismus, jedoch ohne das Pabstthum, wieder zum Gesetze Englands erheben. Darauf sah sie sich nach ausheimischer Hülfe um, sich bewußt, daß die Reformation in England selbst schon zu stark geworden, um durch englisch-katholische Macht allein niedergeworfen werden zu können. Also reichte sie Philipp, damals noch Infant von Spanien, die Hand. Wie dieß Bündniß mit Spanien zu Stande kam, ward die Königin kühner. Die Messe ward wieder eingeführt, die protestantischen Bischöfe und Priester von ihren Stellen gejagt, ein Schicksal, welches sechszehntausend derselben traf. Darauf ließ sie durch das Parlament von 1554, welches dabei indessen keineswegs die wahre Stimme Englands abgab, den reinen und unbedingten Katholicismus

wieder für die Staats-Religion erklären. Nun setzte Maria die Ketzergesetze der alten Zeit mit blutiger Hast in Vollziehung, und die Flammen leuchteten durch ganz England. Aber mitten in diesen Flammen breitete sich die Reformation nur immer weiter aus. Maria ward immer blutiger und heftiger, eine große Commission zur Aufspürung der Ketzer und Vermehrung der Scheiterhaufen ward 1557 als Vorbereitung der spanischen Inquisition eingesetzt. Schon war England bereit aufzustehen, schon gelang es nicht mehr so willige Parlamente zusammenzubringen, als Maria am 17. Nov. 1558 starb.

Englands Herrschaft trat nun die große Elisabeth an, Tochter Heinrichs VIII. von Anna Boleyn. Elisabeth war im Herzen protestantisch und hatte sich immer so, selbst unter Gefahren, gehalten. Aber wenn sie es auch nicht gewesen, sie hätte es sein müssen, denn ihr Königthum fiel und stand mit dem Protestantismus. Maria Stuart legte sogleich Wappen und Titel als Königin Englands an, und die eifrig katholische Partei Europas, namentlich Pabst Paul IV., erkannte nur diese Königin an. In den Augen des unbedingten Katholicismus konnte Elisabeth nicht Königin sein, weil sie uneheliches Kind war, denn ihres Vaters Ehe mit Katharina von Aragonien hatte die römische Kirche nicht getrennt, seine Ehe mit Anna Boleyn nicht gesegnet. Also entschied sich Elisabeth alsbald für den Protestantismus, und die hohe anglicanische Kirche, wie sie sich nannte, ward von den Parlamenten hingestellt. Die Kirche sollte unter der Hoheit des Königthums stehen, anderer als der anglicanische Gottesdienst nicht in dem Reiche geduldet werden. Selbst anderer protestantischer Gottesdienst war unter scharfen Strafen verboten. Elisabeth ward nun auf geraume Zeit das Haupt und der Mittelpunct des Protestantismus in dem Westen Europa's. Wo sie konnte, ver-

theidigte sie ihn auch in den benachbarten Ländern, denn der Katholicismus war ihr nicht allein religiöser, sondern auch politischer Feind. Der Katholicismus erkannte ja ihr Recht auf Englands Thron nicht an.

Hatte so der Protestantismus sein Haupt in der großen Elisabeth, so war dem Katholicismus eben damals auch ein solches weltliches Haupt in Philipp II. von Spanien geworden. Beide, die englische Elisabeth und der spanische Philipp, trotz dem, daß sie gegen einander stehen, sie für den Protestantismus, er für den Katholicismus, haben doch auch wieder manches Gemeinsame. Beide sind mit dem höchsten Begriff von der Würde und Hoheit des Königthumes erfüllt und die alten Freiheiten und Rechte ihrer Lande sind ihnen zuwider; auch meinen beide, daß des Reiches Unterthanen sich dem Glauben der Könige und Herren unbedingt fügen müßten. Und doch sind die Folgen ihres Lebens und Wirkens so unermeßlich verschieden. Elisabeth hinterläßt einen mächtigen, blühenden, reich emporstrebenden Staat; Philipp II. den seinen dagegen im Verfaulen und Vertrocknen. Aber Elisabeth stellt sich und ihr Reich auf den kräftigen und lebengebenden Protestantismus. Philipp II. aber will seiner Welt den Jesuitismus zur Unterlage geben und giebt ihr mit demselben den Tod. An dem Ende seines Lebens stand die ungeheure spanische Monarchie innerlich faul und hohl da. Es sind auch stets immer zwei Dinge, auf welche er sein Auge gerichtet hat. Zuerst will er, daß der reine und unbedingte Katholicismus allenthalben triumphire. Der schönste Glanz seiner Herrschaft ist ihm die Flamme des Scheiterhaufens, welche die Ketzer vernichtet. Aber so ganz rein ist sein Feuer für den vollen und unbedingten Katholicismus nicht. Der Wiederaufbau, die Feststellung desselben, wo er durch die Reformation erschüttert worden, soll auch

stets der weitern Verbreitung der spanischen Herrschaft dienen. Der Katholicismus, durch ihn gehalten und befestiget, soll sich dafür auch willig seinem Herrnthum unterwerfen. Elisabeth kennt menschliche Gefühle noch, wenn sie für den Protestantismus und für ihr Herrnthum streitet, Philipp II. kennt sie nicht, wenn es Katholicismus und Herrschaft gilt, und die blutigen Menschen, welche ihn umgeben, unter denen wieder Alba die blutigste Stelle einnimmt, kennen sie eben so wenig.

Die Welt ist in großer Bewegung, wie Elisabeth den englischen Thron bestiegen und während sie sich noch auf demselben befestiget. Philipp II. verläßt eben seine niederländischen Provinzen, um sich nach Kastilien zu begeben, von wo aus er die Welt für Katholicismus und spanische Herrschaft fortan erschüttern wird. Schon Karl V. hat mit Feuer und Brand gegen die Ketzerei in seinen Niederlanden gewüthet. Aber wie fast allenthalben, haben die blutigen Verfolgungen nur dazu gedient, den Glauben weiter auszubreiten. In den Niederlanden, und besonders im germanischen Theile derselben, im Norden, hat die Reformation nach den Vorstellungen Zwingli's und Calvins immer weiter um sich gegriffen. Philipp II. ist entschlossen, sie niederzutreten, koste es, was es wolle, fließe das Blut auch in Strömen. Auch die Freiheiten der niederländischen Provinzen sind ihm zuwider. Für den Doppelzweck, Aufbau der uneingeschränkten Königsgewalt, Vernichtung der Ketzerei bleiben spanische Truppen in den Niederlanden zurück, sind drei neue Erzbisthümer und vierzehn neue Bisthümer aufgerichtet worden. Aber indem er beides zugleich, die Freiheit des Glaubens und die Freiheit des Staates, bedroht, hat Philipp II. den protestantischen und den katholischen Niederländern ein gemeinsames Interesse gegen die spanische Regierung gegeben.

Indessen auf dieser Seite kam der Sturm noch nicht alsbald zum Ausbruch. Es gährte nur, es bereitete sich der Aufstand der Niederlande vor. Einen großen Gedanken in der Brust war Philipp II. nach Kastilien gegangen. Nicht seine niederländischen Ketzer allein sollten vernichtet werden, es galt einen größern Kampf gegen den Protestantismus überhaupt. Zum Theil durch den Gegensatz und die Feindschaft der beiden großen katholischen Mächte, Frankreich und Spanien, war die Reformation emporgekommen. Ob nun wohl Philipp II. den Gedanken an die einstmalige Vernichtung Frankreichs nicht aufgab, schloß er doch mit König Heinrich II. am 3. April 1559 den Frieden von Chateau-Cambresis, durch welchen der am Anfange des Jahres 1552 ausgebrochene Krieg endete. Es war dabei sein Gedanke, die katholischen Mächte für den Angriff auf den Protestantismus zu vereinigen. Aber Frankreich konnte jetzo nicht nach Außen auftreten, denn in diesem Reiche selbst schien die Reformation sich immer mächtiger zu erheben. Es war der zwinglianisch-calvinische Lehrbegriff, der in Frankreich eindrang. Hugenotten wurden seine Bekenner genannt. Das Wort ist wahrscheinlich verdorben aus „Eidgenossen." Also nannte man sie, weil die Schweiz, das Land der Eidgenossen, gleichsam ihre Mutterstätte war. Besonders im Süden Frankreichs war die Reformation gewaltig geworden. Ja ein Seitenzweig des königlichen Hauses hatte sich zum Theil zu ihr gewendet. Die Bourbons hatten, wenn die königliche Familie der Valois ausstarb, das nächste Recht auf den Thron. Also war es von der größten Wichtigkeit, daß die Reformation in diese Familie eindringen wollte. Ein Glied derselben Ludwig, Prinz von Condé, hatte sich offen und entschieden zu ihr gewendet, Anton, sein Bruder, stand noch zweifelhaft und ungewiß. Seine Gemahlin indessen

Johanna Albert, die ihm 1548 die auf der französischen Seite der Pyrenäen gelegenen Reste des Königreichs Navarra zugebracht, war eine eifrige Calvinistin. Die Staatsgewalt aber und die Mehrzahl der Franzosen blieb katholisch. König Heinrich II. zeigte sich stets als heftiger Feind der Reformation. Plötzlich ward er durch einen Unfall am 10. Juli 1559 dem Leben entnommen.

Das Haus Valois stand nun auf vier schwachen Knaben, die er hinterließ, von denen ihm drei auf dem französischen Throne gefolgt sind. Franz II. ward König, dessen Gemahlin Maria Stuart war, die Wappen und Titel von England angelegt, ja England, wenn sie sterben sollte, an Frankreich geschenkt hatte. So feindliche Gesinnung konnte Elisabeth von England nicht dulden. Bei der ganzen drohenden Stellung, welche der Katholicismus annahm, mußte sie sich sichern und decken, besonders von Schottland her, wo die Protestanten gegen Maria Guise, die Mutter Maria Stuarts, die mit den französischen Truppen den Katholicismus behaupten wollte, sich erhoben. Elisabeth unterstützte sie und Maria Stuart sah sich, um nicht Schottland ganz zu verlieren, zu dem Versprechen genöthigt, Wappen und Titel von England abzulegen und zu dulden, daß das schottische Parlament 1560 in der strengsten und unbedingtesten Weise die Reformation in ihrem Erbreiche einführte.

Also erwieß sich, daß der Katholicismus nicht allenthalben obsiegen werde. Auch die Entwürfe Philipps II. auf ein Zusammenwirken der beiden katholischen Hauptmächte, Spanien und Frankreich, konnten nicht sogleich zur Erfüllung kommen, denn immer größer ward die Bewegung in Frankreich selbst. Jene Entwürfe, zur Erfüllung gekommen, hätten auch eine große Wirkung auf Deutschland haben müssen. Franz, Herzog

von Guise, weitläuftig mit dem königlichen Hause der Valois verwandt, eifrigst katholisch und darum der Mehrzahl der Franzosen willkommen, bemeisterte sich der Führung der Angelegenheiten für den jungen König Franz II. Die Verfolgungsedicte gegen die Hugenotten wurden erneuert, verschärft. Diese aber, und besonders der ritterliche und kühne Adel unter ihnen, wollten sich nicht länger mehr ruhig abschlachten lassen. Schon erheben sie in vielen Provinzen die Waffen. Sie wollen den jungen König unter die Leitung Ludwigs von Condé bringen, dem sie mit größerem Recht als dem Guise gebühre, und damit die Staatsgewalt im Sinne der Calvinisten handele. Aber der Plan sich des jungen Königs gewaltsam zu bemeistern verunglückte beim Versuche, und Guise läßt seinen schrecklichen Zorn auf die Häupter der Calvinisten fallen.

Da starb König Franz II. am 5. Decbr. 1560 und die Krone ging auf Heinrichs II. zweiten Sohn, den neunjährigen Karl IX., über. Der Tod Königs Franz II. scheint den Plan, daß Spanien und Frankreich gemeinschaftlich auf allen Puncten, wo man nur könne, auf die Protestanten fallen wolle, vernichtet zu haben. Schon hatte 1560 Philibert Emanuel, Herzog von Savoyen, sogar die armen Waldenser in den Alpenthälern angegriffen. Aber nach Franzens Tode bemeistert sich in Frankreich die Königin-Mutter, Katharina von Medici, der Führung der Staatsgeschäfte. Nicht sowohl aus toleranter Gesinnung ist sie milder gegen die Hugenotten gestimmt, als vielmehr weil sie den Ausbruch eines Bürger- und Religionskrieges fürchtet. In demselben könnten entweder die Guise oder die Bourbons emporkommen, ihren schwachen Knaben das Herrnthum entrissen werden. Also werden die Gefängnisse eröffnet, ja Katharina giebt den Hugenotten ein Toleranzedict am 17. Jan. 1562. Aber sie ist nicht im Stande die

beginnende Wuth der Menschen zu bändigen. Der Eifer der Katholiken erwacht glühend und heftig. Die Toleranz, welche Katharina geben will, erscheint ihnen als Verrath an der heiligen Kirche. Schon haben die meisten Parlamente Frankreichs förmlich gegen das Toleranzedict protestirt. Die Katholiken waffnen allenthalben und schwören, den Verrath an der heiligen Kirche nicht zu dulden. Plötzlich, wie auf ein gegebenes Zeichen, stehen die Parteien am Anfange des Jahres 1563 mit den Waffen gegen einander auf. An allen Orten und Enden Frankreichs entbrennt ein furchtbarer und verheerender Krieg, am wildesten ist er im Süden, wo die Stärke der Parteien sich gleicher waren. Wie die wilden Thiere des Waldes zerrissen sich Hugenotten und Katholiken untereinander. Aber der Nachtheil des Kampfes ist auf Seiten der erstern. Ihre Zahl schmilzt zusammen und was den Tod nicht mit den Waffen in der Hand findet, wird durch Barbarei umgebracht oder durch Barbarei zum Katholicismus zurückgeschreckt. Ludwig von Condé wird in der unglücklichen Schlacht von Dreux am 19. Decbr. 1562 gefangen. Die Staatsgewalt schritt in dem vollsten Sinne des Katholicismus auf, denn Franz von Guise hat sich, seit der Krieg ausgebrochen, des jungen Königs bemeistert, alle Staatsgewalt ist in seine Hände übergegangen. Aber Franz wird am 18. Febr. 1563 von einem Hugenotten ermordet, und hierdurch gewinnt Katharina von Medici wieder freie Hand. Sie giebt den Calvinisten, die noch immer bedeutend, ein zweites Toleranzedict am 19. März 1563.

Katharina selbst, so scheinet es, hatte damals den Gedanken, daß die beiden Parteien friedlich nebeneinander bestehen könnten, nicht mehr. Es mußte selbst dem Königthume unmöglich erscheinen, die Toleranz aufrecht zu erhalten, weil die

Mehrheit der Nation mit wildem Ungestüm die Vernichtung der Ketzerei begehrte. Katharina gab das Toleranzedict, damit die Calvinisten die Waffen niederlegen sollten. Auch ward es in den Provinzen fast gar nicht vollzogen. Die Kämpfe dauerten fort, wo Katholiken und Hugenotten sich trafen, und sie trafen sich fast allenthalben. Man bemerkt, daß der Katholicismus immer glühender und eifriger wird, je mehr die Jesuiten sich auch in Frankreich anbauen. Es geschiehet in diesen Jahren; sie erhalten 1564 das Recht des öffentlichen Unterrichtes. Die eifrigen Katholiken fingen an geheime Bünde unter sich zu errichten, daß auf keinen Fall der Calvinismus im Reiche geduldet werde. Die Regierung sollte gezwungen werden zu wollen und zu thun, was die Mehrheit der Nation begehrte.

Der Gedanke Philipps II., der Gedanke auch des Pabstes, an einen größern und allgemeinern Kampf gegen den Protestantismus, zunächst wenigstens in dem Westen Europas, hatte sich unter diesen Vorgängen nicht sogleich verwirklichen lassen, aber Philipp II., im Besitz so großer Mittel und so zahlreicher Freunde, verzagte nicht. Allenthalben hin hatte der Katholicismus seine Augen geworfen, denn er fühlte sich wieder in seiner Kraft. Maria Stuart, die Witwe von Frankreich, war 1561 in ihr Erbreich Schottland zurückgegangen. Sie lebte dort freilich unter sehr drückenden Verhältnissen; kaum, daß die eifrig protestantischen Schotten ihr katholischen Privatgottesdienst gestatteten. Aber mit den katholischen Mächten stand sie in fortwährender Verbindung. Sie war die Erbin Englands, wenn Elisabeth sterben sollte, sie war in den Augen des Katholicismus jetzt schon die rechtmäßige Königin Englands. Man zählte auf sie. Sie sollte vollenden, was ihre Vorgängerin Maria unvollendet gelassen. Konnte doch Elisabeth hin-

weggeräumt und was noch vom katholischen Elemente in England vorhanden, benutzt werden. Mit um so größern Mißtrauen sah Elisabeth und mit ihr das protestantische England auf diese Maria Stuart. Es schien, so lange sie lebe, könne Englands Protestantismus nicht ruhig und sicher sein.

Für Philipp II. aber lag es näher, an die Vernichtung des Protestantismus in seinen Niederlanden und in Frankreich zu denken. In seine Niederlande ließ er immer blutigere Befehle ergehen. So kam 1565 das Gebot, daß über geistliche Vergehen nur die Inquisition erkennen und derselben von der weltlichen Obrigkeit jede Unterstützung unweigerlich geleistet werden sollte. Die Niederlande kamen in die größte Bewegung; selbst die Katholiken fürchteten, Philipp II. wolle die spanische Inquisition einführen, die in Spanien selbst als ein Mittel zum Aufbau des uneingeschränkten Königthums angesehen ward. Alba hatte mit Katharina von Medici zu Bayonne in demselben Jahre eine Zusammenkunft. Gräßliche Entwürfe gegen die französischen Hugenotten scheinen dort besprochen worden zu sein. Man sollte sich, so begehrte wohl Alba, ihrer Häupter durch ein großes Mordfest entledigen. Katharina von Medici dagegen fand, daß die Hugenotten zu mächtig noch und zu vorsichtig, als daß man auf diesem Wege hoffen könnte, zum Ziele zu gelangen. Auf andere Weise ward beschlossen zu demselben Erfolge zu gelangen. Bald darauf brachen die Unruhen in den Niederlanden aus. Am Anfange standen Katholiken und Protestanten gegen die spanische Regierung zusammen. Eine Verbrüderung des niedern Adels, Bettler (Geusen) vom Hofe genannt, begehrte von Margareth, Philipps II. Schwester, Generalstatthalterin der niederländischen Provinzen, am 6. April 1566 Aufhebung der Glaubensgerichte, Erhaltung der alten Freiheiten. Margareth sah sich

genöthiget nachzugeben, bis neue Befehle aus Kastilien kämen Aber das Bündniß zwischen den Katholiken und Protestanten dauerte nicht. Der calvinistische Pöbel zerschlug mit wildem Ungestüm die Heiligenbilder der Katholischen. Diese wollten ihre Kirche und ihren Glauben nicht also verhöhnen lassen. Lieber wieder spanisch werden als den Hohn und die Uebergewalt der Ketzer dulden. Philipp II. aber war entschlossen, wie er von diesem Frevel hörte. Alba empfing Befehl aus Italien ein mächtiges Heer in die Niederlande zu führen und als Reichsverweser den letzten Aufruhr zu bestrafen. Alba, 1567 in Brüssel eingetroffen, die spanischen Truppen durch das Land vertheilt, begann an der Ausführung der Entwürfe Philipps II. zu arbeiten. Die betrafen zweierlei, Vernichtung des Protestantismus in den Niederlanden, Vernichtung der niederländischen Rechte und Freiheiten. Darum erklärte Alba alle Niederländer überhaupt für Rebellen. So konnten die edelsten Geschlechter hinweggeschafft, die Kraft des Widerstandes gebrochen werden. Viele edle Häupter fielen, Egmont Montmorency und Montigny die bedeutendsten unter ihnen. Tausend und abermals Tausende bluteten; wer es vermochte entrann dem Mordgetümmel. Viele waren gegangen, und besonders Protestanten, um die Waffen gegen die spanische Tyrannei und den Glaubenszwang zu erheben. Unter ihnen waren bedeutend die Glieder des Hauses Nassau-Oranien, Wilhelm der Schweigende und seine Brüder Adolf und Ludwig. Hunderttausend ausgewanderte Bürger brachten den niederländischen Kunstfleiß nach Deutschland und England. Die Brüder Nassau aber hatten ein Heer zusammengebracht und traten damit an der Maas auf. Aber sie bestanden vor Alba's höherer Kriegskunst nicht und mußten 1568 ihr Heer wieder auflösen.

Es war eine überhaupt wilde, blutige, bewegungsreiche, ereignißvolle Zeit. Die Spanier mordeten in den Niederlanden und mordeten in Spanien selbst. Die Bewohner der Alpuxaren, früher Moslemen und zum Christenthume genöthiget, standen gegen die Härte der Inquisition auf und Philipp II., der eben selbst seinen Sohn Don Karlos seinem finstern Mißtrauen geopfert, ließ sie mit Grausamkeit bekämpfen und vernichten. In demselben Jahre 1568 ward auch Maria Stuart genöthiget, nach England zu flüchten. Maria eifrig dem katholischen Kirchenglauben ergeben und eifrig in dem äußeren Dienste, führte nichts desto weniger ein innerlich verworfenes Leben. Sie hatte 1565 mit Heinrich Darnley, Grafen von Lenox, einen Ehebund geschlossen, aber Treue verstand das üppige Weib nicht zu wahren. Des Gatten bald müde geworden und neuer Liebe ergeben; fiel sie so tief, ihre Zustimmung zu geben, daß ihr Gatte 1567 auf eine entsetzliche Weise aus dem Wege geräumt ward. Und dem Manne, der an dem Morde den größten Antheil gehabt, dem Grafen Bothwell, reichte sie mit Verhöhnung des Urtheils der Welt die Hand als Gattin. Aber ganz Schottland empörte sich gegen solche Greuel und Maria ward genöthigt, der Regierung zu Gunsten des Sohnes, den sie mit Lenox gezeugt, zu entsagen. Der war der nachmalige König Jacob I., welcher die Kronen von England und Schottland zuerst auf einem Haupte vereinigt. Als Maria Stuart hierauf noch einen Versuch machte emporzukommen, war sie 1568 genöthiget, nach England zu entweichen, um nicht von den erbitterten Schotten den Tod zu empfangen. Elisabeth aber von England meinte, sich der gefährlichen Frau versichern zu müssen, und Maria Stuart ward in Haft, jedoch anfangs in anständiger Haft, in England behalten.

Unterdessen hatten schon 1567 die Hugenotten in Frankreich zu den Waffen gegriffen, meinend, daß zwischen Spanien und ihrem König ein Plan zur Vernichtung aller Protestanten bestehe, dem nur mit den Waffen in der Hand entgegenzutreten sei. Damals schon streiten Deutsche gegen Deutsche um den Glauben nur auf fremden Boden. Katholische Schweizer, ja Lutherische, die Sachsen gesendet, stehen mit Frankreichs katholischer Partei. Denn hoch ist schon zwischen den deutschen Lutheranern und den Calvinisten der Haß gestiegen, so hoch, daß sie den Katholicismus kaum noch als einen gemeinschaftlichen Gegner betrachten. Johann Casimir dagegen, der Pfalzgraf von Rhein, streitet mit deutschen Calvinisten für die calvinistische Partei Frankreichs, an deren Spitze noch immer Ludwig, Prinz von Condé, steht. Anton von Navarra ist schon 1562 gestorben. Sein junger Sohn, Heinrich von Bearn, der nachmalige König Heinrich IV., wird noch wenig auf der Bühne der Ereignisse bemerkt. Katharina giebt indessen am 23. März 1568 ein abermaliges Toleranzedict. Aber sie scheint es wieder nur gegeben zu haben, um den Calvinisten die Waffen aus den Händen zu winden. Die Königin selbst ist außer Stand, die Toleranz in das Reich zu bringen. Die Gesinnung der Mehrheit der Franzosen ist immer entschiedener gegen die Calvinisten geworden, und diese lassen es auch ihrerseits nicht daran fehlen, die Wuth und Erbitterung der Katholischen aufzureizen. Denn wo sie die Meister spielen, schlagen sie die Heiligenbilder, die Kreuze, die katholischen Kirchen, als wären sie Tempel der Abgötterei nieder. Philipp II. treibt zum Angriffe auf die Calvinisten, da er nicht hoffen kann in seinen Niederlanden den Calvinismus zu erdrücken, wenn er in Frankreich fortbesteht. Mit noch größerm Eifer treibt dazu Pabst Pius V., der 1565 auf Pius IV. in Rom gefolgt ist. In seinen Au-

gen ist jede Toleranz die größte Sünde gegen die heilige Kirche, das größte Verdienst die Ketzerei mit Feuer und Schwert zu vernichten. Und es scheint eben im Westen Europa's ziemlich Alles günstig für den Katholicismus zu gehen. Die Niederlande lagen in schweigendem Gehorsam und das Beispiel Alba's schien zu zeigen, wie viel sich mit standhaftem Willen und wenn man grausam aus Grundsatz sei, erreichen lasse. Ganz mit diesen Gedanken erfüllt war Pius V., der apostolische Vater in Rom. Selbst mit Truppen hatte er die katholische Partei Frankreichs unterstützt, die apostolischen Soldaten Befehl empfangen, keines Hugenotten Leben zu schonen.

Das letzte Toleranzedict also war nur gegeben worden in augenblicklicher Noth, um den Calvinisten die Waffen aus den Händen zu bringen. Kaum gegeben, ward es widerrufen und ein Befehl König Karl IX. verkündete am 28. Sept. 1568, daß fortan bei Todesstrafe nur noch katholischer Gottesdienst in Frankreich geduldet werden soll. Da erhuben sich die Calvinisten abermals, und kämpfen noch einen der Verzweiflungskriege, in denen sie sich langsam verbluten. Wilder und grausamer, als je einer gewesen, ist dieser, und furchtbare Schlachten, wie bei Jarnac am 13. März 1569, wo Ludwig von Condé den Tod findet, bei Montcontour, Sainte-Germain und d'Avenai-le-Duc werden geschlagen. Aber noch einmal erhält der Kampf durch ein Toleranzedict, welches die Regierung am 8. August 1570 bewilligt, einen Stillstand. Günstiger als je ein früheres lautete dieses für die Calvinisten. Und nicht lange darauf erfolgte doch die furchtbare Katastrophe, die unter dem Namen der Bartholomäusnacht bekannt ist.

Es war dem vornehmen calvinistischen Adel und besonders dem Admiral Coligni gelungen, den jungen König Karl IX. für einen großen Plan halb zu gewinnen. Der König sollte



Die Bartholomäusnacht.



dem Calvinismus eine feste und sichere Toleranz geben und mit derselben Spaniens Macht in den Niederlanden zertrümmern, die Niederlande für Frankreich gewinnen. Karl IX., herangewachsen und selbstständiger geworden, ändert plötzlich seine Politik, er entfernt sich von Spanien, er schließt eine Allianz mit dem protestantischen England, er unterhandelt mit dem Hause Nassau, das auf eine Schilderhebung gegen Spanien sinnt. Seine Schwester Margareth bestimmt er dem protestantischen Heinrich von Bearn zur Gemahlin, eine Ehe, die auch wirklich trotz des Mangels der päbstlichen Dispensation geschlossen ward. Philipp II. und der Pabst sind voll Bestürzung. Diese ist um so größer als in den spanischen Niederlanden sich endlich ein ernster Aufstand erhoben. Die Geusen, die bis jetzt zur See nur einen räuberischen Krieg gegen Spanien geführt, bemeisterten sich am 1. April 1572 der Stadt Briel. Holland und Seeland insurgirten sich und riefen Wilhelm von Oranien herbei, den sie zum Statthalter des Königs bestellten. Trat nun Frankreich noch auf, so stand für Spanien und den Katholicismus ungemein viel auf dem Spiele. Aber in Paris, in ganz Frankreich hatte die neue Richtung, welche Karl IX. einschlagen zu wollen schien, den wildesten Ingrimm hervorgerufen. Eine Verschwörung zur Vernichtung der Calvinisten war gebildet worden. Von dem Dasein derselben scheint Karl IX. erst kurz vor ihrem Ausbruch unterrichtet worden zu sein. Es ist Gefahr, daß das königliche Haus selbst werde vernichtet werden, weil es den Calvinismus zu begünstigen scheint; in den Augen des römischen Katholicismus ist schon das todeswürdiges Verbrechen. Also beschließt Karl IX., die Königin Mutter besonders soll dazu gerathen haben als zu dem einzigen Rettungsmittel, sich selbst an die Spitze dieser Verschwörung zu stellen, um seinen guten Katho-

licismus zu erhärten. Nun giebt der König selbst das Zeichen, demgemäß die Verschworenen am 24. Aug. 1572 mitten in der Nacht zuerst über die sorglosen Calvinisten in Paris herfielen und ein grausames Mordfest über sie hielten. In schneller Folge, zu Meaux, Orleans, Angers, Lyon, Toulouse, Rouen, Troyes, in vielen anderen Städten und Orten wiederholten sich die Mordscenen. Bei fünfzigtausend Calvinisten sollen den Meuchelmördern erlegen sein. Der ehrliche Deutsche, der sich nie dem Meuchelmorde befreundet, er möge hervortreten unter welcher Gestalt er wolle, Kaiser Maximilian II., äußerte den bittersten Unwillen über diese Vorgänge. Der Italiener, Pabst Gregor XIII., der eben damals auf Pabst Pius V. gefolgt, so große Freude, daß er in Rom selbst das Tedeum singen ließ, als habe die heilige Kirche einen großen Sieg erfochten. Die Prinzen des Hauses Bourbon, Heinrich von Bearn und Heinrich von Condé wurden unter dem Schrecken des Todes gezwungen, katholisch zu werden.

Die französischen Calvinisten ließen sich indessen nicht lange ruhig abschlachten. Mußte es einmal gestorben sein, dachte besonders der mächtige Adel, so war es besser mit dem Schwert in der Hand zu sterben. Abermals brach der Religions- und Bürgerkrieg aus. Karl IX. wünschte indessen damals, seinen jüngern Bruder Heinrich zum König von Polen gewählt zu sehen. Die Bartholomäusnacht aber hatte die Gemüther des polnischen Adels dem Hause Valois entfremdet. Man läugnete gegen die Polen, daß die Unthat von dem Königthume veranlaßt sei, gab den Calvinisten am 6. Juli 1573 ein abermaliges Toleranzedict und führte dadurch Heinrichs Wahl zum König herbei. Kaum aber war Heinrich nach Polen gegangen, als Karl IX. am 30. Mai 1574 starb und

Heinrich; Polen im Stillen und eilends wieder verlassend, trat in Frankreich das Reich als König Heinrich III. an.

Es schien mit dem Hause Valois zu Ende zu gehen, denn außer dem König war nur ein vierter Sohn Heinrichs II., der Herzog von Alençon, übrig. Man erwartete ein kinderloses Ableben der abgelebten und matten jungen Männer. Es entstand die wichtige Frage, ob die calvinistischen Bourbons dann auf den Thron kommen sollten. Heinrich von Condé war nicht lange nach der Bartholomäusnacht aus Paris entronnen und zum Glauben seines Vaters zurückgetreten. Auch Heinrich von Bearn entwich, doch erst 1576, und selbst als er freigeworden, besann er sich drei Monate, ehe er wieder zum Calvinismus übertrat. Denn es setzte derselbe viel für ihn auf das Spiel, die Krone Frankreichs, wenn das Haus Valois würde ausgestorben sein. Denn die bei weitem größere Zahl der Franzosen schien entschlossen, keinen Calvinismus in dem Reiche, am wenigsten aber einen calvinistischen König zu dulden. Ein düsterer und wilder Fanatismus hatte sich damals von Spanien her auch über das katholische Frankreich verbreitet. Die Zahl aber der Calvinisten war, wie das Jahrhundert sich gegen sein Ende neigte, von einem Drittheil der Gesammtbevölkerung gesunken bis auf etwa ein Zehntheil derselben. So grausam waren die Metzeleien gewesen, durch die ein Theil der Calvinisten unterging, so grausam das Schrecken, durch welches ein anderer Theil in den Schooß des römischen Kirchenthums zurückgezwungen worden.

In den nächsten Jahren zieht sich das Interesse der Ereignisse von Frankreich hinweg in die benachbarten Niederlande. Es tritt aber keine Ruhe in Frankreich ein. Das Morden, die Kriege, sie dauern fort. Aber es kommt zu keiner Entscheidung. Das Einzige von Bedeutung, was hier in den nächsten

Jahren hervortritt, ist, daß König Heinrich III., trotz seiner heftigen Feindschaft gegen die Calvinisten nicht gelang, das Vertrauen seiner eigenen, der katholischen Partei Frankreichs, zu gewinnen. Nicht allein daß seine Schwäche und Ueppigkeit ihn bei den Menschen in Verachtung brachte, er war auch den Häuptern der katholischen Partei, wie eifrig er auch katholisch, wie heftig er auch, wo er es sein konnte, gegen die Calvinisten war, doch noch immer nicht heftig genug. Er kannte doch zuweilen noch andere Rücksichten und noch andere Dinge als die Vernichtung der Calvinisten in dem Reiche. Das Haus Valois schien nicht tauglich, nicht keck und entschlossen genug zur Führung großer Dinge. Es kam hinzu, daß der vierte Sohn König Heinrichs II., der Herzog von Alençon, sich sogar mit den Calvinisten verbündet, welche gleich die Thronbesteigung Heinrichs III. mit einer neuen Schilderhebung begrüßt hatte. Alençon hatte es freilich nicht gethan, um den Calvinismus emporzubringen; es war von ihm nur aus Haß gegen den königlichen Bruder und um für sich Vortheile im Staate zu erzwingen, geschehen. Aber die Folge war doch gewesen, daß Heinrich III. ein abermaliges und günstiges Toleranzedict am 5. Mai 1576 hatte bewilligen müssen. Da bildete sich, ganz unabhängig von dem König, für den Zweck der Vernichtung des Calvinismus in dem Reiche ein katholischer Glaubensbund unter allen Ständen. An der Spitze derselben stand das Haus Guise und besonders die Söhne des ermordeten Herzogs Franz, Heinrich von Guise und Karl von Mayenne. Immer näher rückte die Aussicht, daß das Haus Valois aussterben und der Thron erledigt werden würde. Die Guise gedachten sich desselben zu bemeistern, weil die katholische Gesinnung der Mehrzahl der Franzosen die calvinistischen Bourbons sicher dann ihres Erbrechtes berauben würde. Heinrich III.

sah sich genöthiget, die Bundesacte der Ligue selbst zu unterzeichnen. Die Calvinisten, die Prinzen Bourbon an der Spitze, erhuben sich abermals 1577 mit den Waffen, um sich nicht wehr- und widerstandslos abschlachten zu lassen. Die katholische Partei, die Ligue, unterstützte aber König Heinrich III. sehr schlecht. Sie hielt es für gefährlich, große Mittel in seine Hände zu legen, sie wollte ihre Kraft für ein späteres, selbstständiges Handeln aufsparen. Dadurch ward der König genöthiget, ein abermaliges Toleranzedict am 17. Sept. 1577 zu bewilligen, abermals ohne daß dadurch das Morden und die Greuel in den Provinzen Frankreichs einen Stillstand erhalten.

Unterdessen war Philipp II. von Spanien, wie oft er auch auf einen großen und allgemeinen Kampf gegen den Protestantismus sann, immer an der Ausführung dieses Gedankens gehindert worden. Theils war Frankreich zu sehr in sich selbst beschäftiget, um mit ihm verbunden auftreten zu können, theils wurden alle Kräfte seines eigenen Staates durch den Kampf gegen die aufgestandenen nord-niederländischen Provinzen zu gewaltig in Anspruch genommen, als daß er anderwärts hin mit bedeutenden Mitteln hätte wirken können. Jener Aufstand hatte sich von Seeland und Holland aus allmälig über alle Nord-Provinzen ausgebreitet. Die Nord-Provinzen waren von Germanen bewohnt, die Reformation hatte daher bei der Mehrzahl der Menschen leichten Eingang gefunden. Auf der Dordrechter Synode adoptirten sie 1574 den zwinglianisch-calvinistischen Lehrbegriff. Alba war als Oberfeldherr und Reichsverweser trotz einzelner Siege und trotz wilder Barbarei nicht im Stande gewesen, diesen Aufstand zu erdrücken. Als er 1573 abgerufen, war sein Nachfolger Requesens es eben so wenig im Stande. Die Nord-Provinzen, ohne jedoch den Abfall von der Krone Spanien völlig auszusprechen,

hielten fest. Wilhelm von Nassau-Oranien mit einer Art fürstlich-dictatorischen Macht bekleidet, leitete das Ganze.

Nun war die Reformation aber auch in einem Theil der Süd-Provinzen, und besonders nach Brabant und Flandern, wo die germanische Natur der Menschen in die romanische überzugehen anfängt, eingedrungen und alle Süd-Provinzen waren mit Spanien ob des klar hervortretenden Strebens Philipps II., den alten Freiheiten und Rechten ein Ende zu machen, unzufrieden. Darauf gründete Wilhelm von Oranien die Hoffnung, noch alle niederländische Provinzen zum Abfall von Spanien zu bringen, sie in einen Gesammtstaat zu vereinigen, in welchem Katholiken und Protestanten friedlich neben einander stünden. Nicht ohne Hoffnung und Aussicht war im Anfange dieser Gedanke. Als nach Requesens Tode 1576 das spanische Heer sich in wilder Unordnung auflöste, das Land und besonders die reiche Stadt Antwerpen raubte und plünderte, also auch im Süden die Unzufriedenheit mit Spanien zu einer bedeutenden Höhe stieg, schlossen die meisten und bedeutendsten Provinzen dieses Südens, unter ihnen Brabant, Flandern, Artois, Hennegau und Namur, sich an Wilhelm von Oranien und den Norden an. Die Vereinigung geschah am 8. Nov. 1576 durch die Stände dieser Provinzen zu Gent, und bestimmt ward dabei, daß eine Versammlung der Stände aller Provinzen, die Generalstaaten, berufen, allgemeiner Friede und Versöhnung dort gestiftet und die Spanier ausgetrieben werden sollten. Der Abfall von Spanien indessen, der in den Seelen vieler Menschen lag, ward nicht ausgesprochen. Philipp II. hatte schon früher einen neuen Reichsverweser, seinen Bruder, Don Juan d'Austria, um zu retten, was noch zu retten sei, gesendet. Don Juan war um die Zeit des Genter Tractats in den Niederlanden

eingetroffen. Philipp II. zählte darauf, daß der Haß zwischen den Katholiken und den Protestanten in dem Bunde der Niederländer, der sich gegen ihn gestalten wollte, noch eine Bresche eröffnen würde, durch welche er wieder eindringen könnte. Und er täuschte sich nicht in dieser Erwartung.

Don Juan aber handelte in den Niederlanden für die Sache seines Königlichen Bruders nicht ohne Geschick. Er bestätigte zuerst den Tractat, welchen die Stände in Gent untereinander getroffen und hinderte dadurch, daß der Abfall von Spanien nicht in der ersten Freude der Vereinigung ausgesprochen ward. Aber gleich durch diese Bestätigung suchte er wieder Spaltung zwischen die Katholiken und Protestanten zu werfen. Denn er gab sie nur mit dem Zusatz, daß der römisch-katholische Glaube allenthalben unverkürzt aufrecht erhalten werde. Darin handelte Don Juan ganz in dem Sinne Philipps II., der lieber das Land verlieren, als Protestantismus in demselben dulden wollte. Gegen die Calvinisten hatte der König den Ausrottungskrieg in seiner Seele geschworen. Also mußten zuerst die Protestanten erkennen, daß kein Friede und keine Versöhnung mit Philipp II. möglich sei. Indessen schien es doch noch zu einem Bruche aller Niederländer mit Spanien zu kommen. Die Stände, nachdem Don Juan die spanischen Truppen wirklich entfernt, betrugen sich mit immer größerer Unabhängigkeit. Sie stellten, während eigentlich die Gewalt bei Wilhelm von Oranien war, eigenmächtig den Erzherzog Mathias als Generalstatthalter auf und schlossen ein Bündniß mit England. Alles, so ward gesprochen, geschehe nur für den guten Dienst des Königs; es war aber klar, daß Alles wider den König und wider Spanien gerichtet war.

Darum griff Don Juan, dem doch die beiden Provinzen

Luxemburg und Namur treu geblieben, am Anfange des Jahres 1578 wieder zu den Waffen und faßte durch die Waffen wieder einigen festen Fuß. Die Niederländer riefen als Vertheidiger ihrer Freiheiten Alençon, den Bruder Heinrichs III., von Frankreich herbei. Alençon in der Hoffnung, sich in den Niederlanden so ein Erbfürstenthum zu gewinnen, erschien noch 1578 mit französischen Truppen in den Niederlanden. Heinrich III. behauptete zwar, keinen Antheil an dem Unternehmen seines Bruders zu haben. Aber das Haus Valois ward durch diesen Schritt der eifrig katholischen Partei noch mehr als früher zuwider. Trat es doch gegen das rein-katholische Spanien, gegen Philipp II., das Haupt des Katholicismus, und gewissermaßen für den Calvinismus in die Schranken. Die Stände in den Niederlanden aber decretirten noch am 22. Juli 1578 staatsrechtliche Gleichstellung beider Glaubens- und Kirchen-Parteien. Nur ein Schritt schien noch zum gänzlichen Abfalle von Spanien übrig zu sein, daß nämlich derselbe förmlich ausgesprochen werde.

Aber die Gesinnung der Männer, welche die Stände bildeten, war keinesweges die Gesinnung der Menschen überhaupt. Die meisten Katholiken selbst wollten eben so wenig als Philipp II. den Calvinisten Duldung bewilligen. Die Jesuiten, zeitig in den Niederlanden angebaut, arbeiteten auch hier mit einem ungeheuren Eifer, die Spaltung zu erweitern und es zu keiner Versöhnung kommen zu lassen. Schon Don Juan hatte durch die katholische Gesinnung der Menschen in der Provinz Artois wieder festen Fuß gefaßt. Als er am 9. Oct. 1578 gestorben und Alexander Farnese als Philipps II. Oberstatthalter und Feldherr erschienen, ward der Bruch zwischen katholischen und protestantischen Niederländern fast vollständig herbeigeführt. Einen Theil seiner alten Entwürfe gab

Philipp II. auf. Er gedachte nicht mehr auch den Freiheiten und Privilegien der niederländischen Provinzen ein Ende zu machen. Dieser sein Gedanke war es gewesen, der die Gefahr herbeigeführt, daß katholische und protestantische Niederlande gegen ihn und gegen Spanien sich zusammenstellen würden. Es sollte fortan nur noch dem zweiten Theil seiner Entwürfe, der Vernichtung des Calvinismus gelten. Darum bestätigte Alexander Farnese den Provinzen des Südens, weil sie nicht mit Calvinisten zusammenstehen wollten, ihre Privilegien und Freiheiten von neuem, ja erweiterte sie selbst. Nur mit großen Beschränkungen fand die Wiederherstellung der spanischen Macht in den südlichen Provinzen Statt. Wilhelm von Oranien aber gewahrend, wie die Vereinigung, zu welcher der Genter Tractat den Grund hatte legen sollen, auseinanderging, hatte die sieben Provinzen des Nordens bewogen schon am 23. Juni 1579 die Utrechter Union zu schließen, welche die Grundlage der Republik der sieben vereinigten Provinzen geworden. Von den Süd-Provinzen standen Brabant und Flandern anfangs auch noch mit zu diesem Bunde, und alle zusammen sprachen am 26. Mai 1581 ihre Unabhängigkeit von Spanien aus. Nun spann sich auf dieser Seite der Kampf noch lange hin. Aber mit den ungeheuersten Anstrengungen war die spanische Macht nicht im Stande mehr als Flandern und Brabant wieder zu gewinnen.

Der Bruder König Heinrichs III. aber, der Herzog von Alençon, sah seine Entwürfe, sich in den Niederlanden ein Erbfürstenthum zu gewinnen, scheitern. Als er Versuche machte sie seiner uneingeschränkten Fürstenmacht zu unterwerfen, mußte er flüchtig werden. Verachtet, matt und krank, den Tod vor Augen, kam er im Jahre 1583 nach Frankreich

zurück. Matthias, der Erzherzog, hatte seine Rolle in den Niederlanden schon früher 1580 aufgegeben. Unterdessen waren in Frankreich die Metzeleien in der alten Weise fortgegangen. Der Streit erscheinet nur aus dem Grunde nicht mehr in dem alten, furchtbaren Gewande, weil die Zahl der Calvinisten im Laufe der Zeit immer weiter zusammengeschmolzen. König Heinrich III. aber war bei der katholischen Partei in immer größere Verachtung gekommen, und er verdiente diese Verachtung durch sittenloses, schwelgerisches und mattes Leben. Aber auch seine gute katholische Gesinnung war der Ligue je länger, je mehr verdächtig geworden. Daß sein Bruder in den Niederlanden gegen Spanien auftrat, daß er selbst Genf 1579 in seinen Schutz nahm, hatte die Wuth der Ligue aufgeregt. In derselben spielten die Guise die Meister. Als Häupter und Führer wurden sie von der ganzen eifrig katholischen Partei geehrt.

Es kam nun eine wichtige Entscheidung. Der einzige Bruder Heinrichs III., Alençon, starb am 10. Juni 1584. Der König selbst war kinderlos, und obwohl er noch ein junger Mann erwartete man doch, ob seiner Schwäche und Hinfälligkeit, auch sein baldiges Ableben. Dann war das Haus Valois zu Ende und der französische Thron erledigt. Heinrich III. erklärte nach dem Tode seines Bruders den, welchem dem Rechte nach die Krone gebührte, seinen Vetter Heinrich von Bearn und Navarra, den Calvinisten, den Mann, der schon einmal katholisch gewesen, aber wieder calvinisch geworden, zum Erben des Reiches. Das war eine große Entscheidung. Ein calvinistisches Königthum konnte allmälig Frankreich noch für die Reformation gewinnen. Der, wenn auch allmälige, Triumph der Reformation in Frankreich hätte wieder auf das benachbarte Deutschland von dem größten Einfluß

werden müssen. Auch hier würde dann der Katholicismus sich zu halten kaum vermocht haben.

Je größer nun aber die Gefahr war, desto höher stieg auch der Eifer der katholischen Partei, desto entschlossener ward sie, kein Mittel zu scheuen, das drohende Unwetter zu vertheilen, ehe es zum Ausbruch kommen könne. Die Ligue achtete Heinrich III. für nichts; die Legitimität der Throne und des Königthums trat damals vor den Interessen des Glaubens und der Kirche ganz in den Hintergrund. Die Ligue schloß alsbald mit Philipp II. ein förmliches Bündniß am 31. Decbr. 1584. Der Kardinal Karl von Bourbon soll nach Heinrichs III. Ableben als König aufgestellt, keine andere Kirche als die römische in Frankreich geduldet, der Calvinismus mit Waffengewalt vernichtet werden. Der Kardinal Karl von Bourbon ist der Ohm Heinrichs von Navarra und bereits ein hochbetagter Mann, der ohne Nachkommen bald sterben wird. Die Frage über die feste Besetzung des Thrones ist durch seine Ernennung daher nur aufgeschoben. Beide, die Guise und Philipp II., hoffen, nach Bourbons Tode den französischen Thron für sich zu gewinnen. Philipp II. ist nie uneigennützig, wenn er für den Katholicismus auftritt. Er ist eingedenk der Lehren seines Vaters Karls V. geblieben, Frankreich an Spanien zu bringen. Als Verfechter des Katholicismus gegen den Calvinismus und durch die eifrig katholische Partei hofft er nun zu dem ersehnten Ziele zu gelangen. Alsbald ergreift die Ligue, im Stillen lange gerüstet, die Waffen. In Paris selbst wird Heinrich III. genöthiget, die Sache der Ligue für seine eigene zu erklären, anzuerkennen, was sie beschlossen, alle Edicte für die Calvinisten zurückzunehmen. Pabst Sixtus V., der eben 1585 auf Gregor XIII. folgt, schleudert den Kirchenbann auf Heinrich von Bearn und Navarra. Die Ligue behauptet,

nicht einmal wenn er katholisch werden wolle, könne er je den Thron von Frankreich gewinnen. Denn er sei schon einmal katholisch gewesen und doch wieder abgefallen. Einen Menschen aber, der zweimal in die Ketzerei gefallen, könne nicht einmal der römische Stuhl wieder in die Schaar der Gläubigen aufnehmen. Die Calvinisten griffen darauf abermals zu den Waffen, noch immer eine nicht verächtliche Partei, noch immer in dem Besitz vieler festen Städte. Heinrich von Bearn und Navarra erscheint jetzo als ihr höchstes Haupt.

Die deutschen Protestanten, Sachsen, Brandenburg, Braunschweig, Hessen besenden in dieser Zeit Heinrich III. 1586. Sie begehren Toleranz für ihre Glaubensbrüder, aber sie werden mit Rauhheit zurückgewiesen. Heinrich III. selbst ist nur noch ein Gefangener der Ligue und besonders ihres Hauptes, Heinrichs, des Herzogs von Guise. Der neue Krieg aber der Calvinisten, in dem Heinrich von Bearn die Schlacht bei Coutras am 20. Octbr. 1587 gewann, zog sich her und hin ohne eine große Entscheidung zu bringen. Die Ligue war doch nicht kräftig genug, um die Calvinisten ganz zu vernichten, noch weit weniger aber waren diese im Stande, Frankreich zur Reformation hinüberzuzwingen. Es war eine große, vielbewegte Zeit. Das mächtigere Schicksal hatte den mächtigen Philipp II. von Spanien stets aufgehalten in seinen kühnen Entwürfen, welche auf Vernichtung des Protestantismus und Verbreitung der spanischen Herrschaft gerichtet. Aber noch gab er seine Entwürfe nicht auf. Alexander Farnese führte den Krieg in den Niederlanden nicht ohne Glück. Gent, Brüssel, Mecheln, endlich auch Antwerpen wurden 1584 und 1585 wiedergewonnen. Allenthalben mußten die Calvinisten weichen; darin, wenn er auch die alten politisch-bürgerlichen Freiheiten bestätigte, blieb Philipp II. unerbittlich.

Aber sein Hauptaugenmerk war nicht allein Frankreich, sondern auch England. Er fühlte, daß auf England mindestens eben so viel als auf Frankreich ankomme. Elisabeth sollte gestürzt, Maria Stuart, mit ihr der Katholicismus, auf den englischen Thron gebracht werden. Davon ist seine Seele immer voll. Indessen hatte er der vielen andern Dinge halber, die er trieb, nicht zu einem Angriff auf Elisabeth mit offenen Waffen kommen können. Daher sollte der Zweck auf anderm Wege erlangt werden. Philipp II. war mit dem Morde sehr vertraut, und die Jesuiten boten ihm dazu willig die Hand. Wilhelm von Oranien ward am 10. Juni 1584 durch einen Jesuitenjünger ermordet, mehr als einmal sollte Heinrich von Bearn ermordet werden, mehr als einmal Elisabeth von England. Jesuitenjünger, aus Frankreich, aus den Niederlanden gesendet, schlichen in England umher, bald Aufstand unter denen predigend, die noch katholisch geblieben, zuweilen auch ihn erregend, bald Mord gegen Elisabeth versuchend. Darum werden auch die Maßregeln Elisabeths gegen die Katholiken immer strenger. Protestanten zum Katholicismus zu bringen wird 1582 für Hochverrath erklärt, 1585 wird den Jesuiten der Aufenthalt in England ebenfalls bei Strafe des Hochverraths verboten. Maria Stuart aber ist unter diesen Umständen für den Protestantismus Englands immer gefährlicher geworden, daher auch in immer strengere Haft gekommen. Wenn nun Elisabeth ermordet wird, Maria Stuart aber, im Uebrigen rechtmäßige Thronerbin, dann noch lebt, was soll aus England werden? Man kennt diese Maria Stuart, sie wird für den römischen Katholicismus toben, wie Maria, die Tochter Heinrichs VIII., und das Blut wird in Strömen fließen. Es bildet sich in England eine protestantische Ligue. Beim Eintritt in dieselbe, schwört man, es

blutig zu rächen, wenn Elisabeth gemordet würde, keinen katholischen Fürsten zu dulden.

Mit allen Mordversuchen, mit allen Empörungsentwürfen hält man Maria Stuart für einverstanden. Nun wird 1586 eine neue Verschwörung zur Ermordung Elisabeths entdeckt. Ein freies, unparteiisches und mit großer Milde verfahrendes Gericht, unter dem sich selbst Katholiken befanden, sah, daß Maria Stuart um diese Verschwörung gewußt, und verurtheilte sie als Hochverrätherin zum Tode. Das Parlament bestand auf der Vollziehung des Urtheils: es gäbe kein anderes Mittel England vor künftigen, großen Jammer zu bewahren, als Marias Tod. Elisabeth unterschrieb das Todesurtheil und das Haupt Marias fiel am 16. Febr. 1587 unter dem Beile. Ob auch vielleicht ein strenges Recht Englands sie zu richten nicht bestand, so war es doch ein Haupt, das viele Verbrechen auf sich geladen. Elisabeth aber hatte sich dem Willen Englands, dieses Haupt fallen zu lassen, als einer bittern Nothwendigkeit gefügt. Ob in Elisabeths Seele auch noch andere Dinge, persönlicher Groll, persönlicher Haß gegen Maria Stuart gewesen, wie vielfach theils von politischen und kirchlichen Feinden, theils von solchen, die überhaupt nichts Hohes auf Erden sehen können, ohne es mit Geifer zu benetzen, das vermag nur Gott zu sehen und zu richten.

Philipp II. aber hatte wenigstens nicht geeilt, um den Untergang seiner Bundesgenossin aufzuhalten. Erst als sie todt war, setzte er sich zu einem großen Angriff auf England in Bewegung. Denn er wollte dieses Reich nicht allein für den Katholicismus, sondern auch für sich selbst erobern. Er behauptete nun, nachdem die katholische Maria Stuart nicht mehr war, für sich selbst gegründete Ansprüche auf England zu haben. Alle Kräfte seines Reiches wurden auf das Aeu-

kräfte angespannt, um eine für damalige Zeit ungeheure Expedition gegen England zu unternehmen. Die unüberwindliche Flotte Philipps II. ging am 30. Mai 1588 unter Segel. Hätten Brander und Stürme sie nicht vernichtet und wären die Spanier an die Küsten Englands gekommen, sie würden dort nur den Tod gefunden haben. Ganz England war unter den Waffen, und selbst die katholischen Engländer zur Abwehr bereit. Denn die spanische Herrschaft und die spanische Inquisition war allenthalben sattsam bekannt. Also scheiterte das ganze Unternehmen jammervoll und der Protestantismus Englands war gerettet. Auch die Unabhängigkeit und der Protestantismus Nord-Niederlands konnte um dieselbe Zeit als gerettet angesehen werden. Elisabeth von England hatte schon 1585 offenes Bündniß mit Nord-Niederland geschlossen. Dessen Sache ward mit des Vaters Klugheit und Kraft von dem Sohne Wilhelms von Nassau-Oranien, von Moritz fortgeführt.

Philipps II. Aufmerksamkeit und die letzten Kräfte seines ermattenden Reiches wurden um dieselbe Zeit wieder nach Frankreich gezogen, wo auch eine Entscheidung, aber eine Entscheidung gegen den Calvinismus kam, die indessen noch immer etwas Günstiges für den Protestantismus überhaupt in sich trägt. Es wird wenigstens die Vereinigung Spaniens und Frankreichs, die Philipp II. beabsichtiget, gehindert. Hätte eine solche Statt gefunden, der Ausgang des deutschen Glaubenskrieges im folgenden Jahrhundert würde den Untergang des Protestantismus in dem Reiche gebracht haben.

Der armselige König Heinrich III. von der Ligue so beherrscht, daß er sich nicht mehr frei bewegen konnte, von dem Herzog von Guise, der die Zeit seiner Thronbesteigung kaum erwarten zu können schien gehöhnt, wollte sich in Freiheit und

in Besitz seiner königlichen Macht durch eine feige Unthat setzen. Er ließ Heinrich von Guise am 23. Decbr. 1588 meuchlings niederstoßen. Aber was ihn retten sollte, führte ihn erst ins Verderben. Die Ligue, die in den meisten und größten Städten, unter dem katholischen Adel dominirte, erhub sich gegen ihn wie ein Mann. Die Parlamente, die Universitäten erklärten sich gegen ihn: ein Ketzer sei er, der nicht länger König in Frankreich sein könne. Karl von Mayenne, des Ermordeten Bruder, trat an die Spitze der Ligue, die sich von nun an die heilige Union nannte. Karl von Mayenne ward Reichsverweser. Heinrich III. konnte sich nur noch schwach auf die gemäßigtern Katholiken, deren Anzahl gering, stützen. In dieser Noth warf er sich den Calvinisten und seinem Vetter, Heinrich von Navarra, in die Arme. Heinrich von Navarra war oft aufgefordert worden, katholisch zu werden, aber bis jetzt hatte er keine Geneigtheit dazu gezeigt, wohl aber verkündet, daß er als König beiden Glaubens- und Kirchen-Parteien gleiches Recht geben werde. Beide erschienen vor Paris, um den Heerd der Union zu zwingen. Die Jesuiten verkündeten damals mit großem Eifer, weil sie dieselbe eben brauchten, die Lehre von der Souverainetät des Volkes, welches Könige nehmen und Könige richten könne, wie es wolle, und mit größerem Eifer die Lehre von der Verdienstlichkeit des Tyrannenmords. Tyrann aber ist jeder, der nicht in der Weise katholisch ist, wie die Jesuiten es wollen. Ein Jesuitenjünger ging hinaus und erstach Heinrich III., daß er am 2. August 1589 starb. Die Ligue rief nun in Paris Karl von Bourbon als König Karl X. aus. Derselbe befand sich aber in der Haft seines Neffen, Heinrichs von Navarra, der in seinem Lager als König Heinrich IV. ausgerufen ward. Dabei versprach er den gemäßigten Katholiken, die zu Heinrich III. ge-

standen, sich im katholischen Glauben unterrichten zu lassen. Aber er that es nicht und die meisten Katholiken verließen ihn. Heinrich IV. versuchte, ob es eine Möglichkeit sei, Calvinist zu bleiben und zugleich wahrer König in Frankreich zu werden. Erst, als er klar erkannt hat, daß er mit dem Calvinismus das Reich verlieren werde, verläßt er denselben.

Es folgt nun ein langer und verworrener Kampf, in den Philipp II. vielfach eingreift. Wenn Heinrich IV. seine Sachen gut durch Rüstigkeit und Tapferkeit gestellt, wenn er etwa Paris, das Haupt der heiligen Union, bedroht, eilen die spanischen Truppen aus den Niederlanden herbei. Nicht Geld und nicht Menschen schont Philipp II., um Frankreich für sich oder doch für sein Haus zu gewinnen. König Karl X. aber ist am 8. Mai 1590 gestorben und die heilige Union muß an die Aufstellung eines Königs denken. Zur Wahl eines solchen werden die Generalstaaten in Blois am 26. Jan. 1593 eröffnet. Auf derselben aber zeigte sich ein großer Zwiespalt. Philipp II. warb offen zwar nicht für sich, aber für seine Tochter Clara Eugenie. Doch das französische Nationalgefühl erhob sich dagegen, und das Haus Guise war sehr unzufrieden, sich durch Spanien um seine Erwartungen betrogen zu sehen. Also arbeitete eine Partei der andern entgegen. Heinrich IV. aber hatte nun die Ueberzeugung gewonnen, daß er nicht Calvinist bleiben und auch König werden könnte. Also ward er, um noch zu rechter Zeit die Generalstaaten an einer neuen Königswahl zu hindern, am 23. Juli 1593 katholisch. Und wie wenig es anfangs bei ihm Werk der Ueberzeugung war, beweißt wohl der Umstand, daß, so wie eine fünfstündige Rede des Erzbischofs von Bourges von ihm gehört worden, er erklärte, sattsam sei er von der Wahrheit des katholischen Glaubens erzeugt. Damit ward der nächste

Zweck erreicht. Die Generalstaaten lösten sich auf, ohne daß es zu einer neuen Königswahl gekommen. Denn während die Eifrigsten dabei blieben, daß Heinrich IV. nie König werden könnte, meinten die milder Gesinnten, nun, da er katholisch geworden, könne man wohl Heinrich IV. als König anerkennen. Indessen war mit seinem Uebertritt zum Katholicismus noch keinesweges Alles für Heinrich IV. gewonnen. Nur eine andere große Frage war damit entschieden, daß Frankreich in den nächsten Jahrhunderten kein protestantisches Reich werden, ein katholisches bleiben müsse. Denn die Zahl der Calvinisten war in den langen und grausamen Religions- und Bürgerkriegen so zusammengeschmolzen, daß sie für sich allein nichts mehr vermochten, daß sie nur noch etwas würden vermocht haben, wenn das Königthum mit ihnen gestanden, mit ihnen gearbeitet. Aber Heinrich IV. hatte den Calvinismus eben deßhalb aufgeben müssen, weil die bei weitem größere Zahl der Franzosen einen akatholischen König nicht dulden wollten.

Für den deutschen Protestantismus war aber von nun an von dieser Seite nur noch Eines zu erwarten und zu hoffen, daß sich Heinrich IV. auf dem Throne behaupte, daß ein selbstständiges französisches Reich fortdaure, daß die beiden katholischen Hauptmächte, Spanien und Frankreich, nicht zusammenflössen in eine Macht, nicht in eine zusammengebracht würden von Philipp II. Wie die Reformation in Deutschland emporgekommen war unter der Feindschaft der Häuser Spanien und Frankreich, so konnte sie auch nur unter der Fortdauer derselben sich zu erhalten hoffen. Der deutsche Protestantismus würde vielleicht im dreißigjährigen Kriege untergegangen sein, wenn der alte Gegensatz zwischen Spanien und Frankreich nicht fortgewirkt.

Philipp II. strengte alle Mittel und Kräfte seines Reiches an, um Heinrich IV. wieder herunterzustürzen von seinem Throne und sich die Möglichkeit des Gewinns von Frankreich offen zu erhalten. Darum unterstützte er die eifrigsten Theile der Union, die mit Karl von Mayenne noch immer gegen Heinrich IV. unter den Waffen blieben. Aber die Anstrengungen Philipps II. blieben insgesammt vergeblich. Je länger die Zeit verlief, desto mehr überzeugten sich die französischen Katholiken, daß es Heinrich IV. diesesmal ein Ernst mit dem Katholicismus sei, daß er nicht wieder zum Calvinismus zurücktreten werde. In dem Maße als diese Ueberzeugung stieg, fiel ein Glied der Union nach dem andern ab. Auch die französisch-nationalen Gefühle machten sich geltend; man wollte nicht unter Spanien fallen. Schon im Jahre 1594 unterwarf sich die Stadt Paris. Auch ward endlich die Aufnahme in den Schooß der römischen Kirche von Heinrich IV. gewonnen. Sixtus V., der 1590 starb, hatte drei kurz-regierende Nachfolger gehabt, Urban VII., Gregor XIV., Innocenz IX. Seit 1591 saß Clemens VIII. auf dem apostolischen Stuhl. Dieser gab 1595, den Spaniern zum Trotz, die Absolution, und im folgenden Jahre war ganz Frankreich unter dem Gehorsam des Königs. Heinrich IV. gab nun seinen ehemaligen Glaubensgenossen das Toleranzedict von Nantes am 13. April 1598. Philipp II. aber sah alle seine Entwürfe auf Frankreich gescheitert, Entwürfe, um derentwillen er seinen eigenen Staat ruinirt hatte. Denn als er am 13. Septbr. 1598 von dem schmerzlichsten Tode hinweggenommen ward, war sein Staat banquerot. Der Kampf gegen Nord-Niederland ward zwar damals noch von Spanien fortgesetzt, aber ohne Aussicht auf Erfolg.

Fünftes Kapitel.

Näher noch als die Vorgänge im Westen Europa's, wo der Protestantismus nur zum Theil sich behauptete und befestigte, zum andern Theil vor dem siegenden Katholicismus weichen mußte, hingen mit den deutschen Angelegenheiten der Zukunft die Ereignisse zusammen, von denen in derselben Zeit ein Glied der nordischen Welt, das Reich Schweden, berührt, ja erschüttert ward. In Schweden sah der Protestantismus zwar auch einen Kampf, aber er endete glücklich und endete so, was von einer großen Wichtigkeit war, ehe noch in Deutschland der offene Glaubensstreit ausbrach. In der Geschichte dieses Kampfes können nun zugleich die Ahnen des großen Gustav Adolf auf die Bühne der Ereignisse geführt und sein eigenes Erscheinen auf derselben vorbereitet werden. Auch in Schweden war die Reformation in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts noch eine junge Pflanze. Junge Pflanzen aber können leicht von dem Sturme wo nicht umgebrochen, doch erschüttert werden. Die lutherische Kirche Schwedens, diese junge Pflanze, lag noch in großer Verwirrung. Es fehlte dem neuen Baue an Ordnung und Halt, es fehlte an tüchtig herangebildeten Lehrern, katholische Vorstellungen waren noch unter dem Volke, von den Priestern ward die untergegangene Herrlichkeit der Hierarchie schmerzlich bedauert. Wie hätte die Reformation wohl im Stande sein sollen, hier mit einem Schlage Alles zu erneuen. Daß nun in Schweden noch eine Zeit des Schwankens und der Unbestimmtheit, des

Dahinschwindens des Alten und des allmäligen Werdens des Neuen sei, das begriff Rom, das begriffen die Jesuiten wohl. Auf das Aeußerliche, auf das Weltliche verstehen sich beide immer sehr wohl, ihre Rechnungen wissen sie immer mit Feinheit und Geschick anzulegen. In dem Zustande des Schwankens und der Unbestimmtheit, wie das Alte noch nicht völlig vergangen und das Neue noch nicht völlig geworden, wollen sie Schweden fassen, das Neue wieder unterdrücken, das Alte, den Katholicismus, wieder vollständig herstellen.

Die Gunst der Verhältnisse scheint sich für die Jesuiten zu gestalten, die in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts allenthalben lauren und lauschen, wo die neuen protestantischen Staaten noch eine Sturmlücke für sie eröffnen möchten. Gustav Erichson, gewöhnlich Wasa zugenannt, hatte über das Reich eine Verordnung gemacht, die sein großer Enkel Gustav Adolf mit Recht einen schweren Fehler nennt. Der älteste seiner Söhne Erich XIV. hatte das Königreich empfangen, die jüngern Brüder Herzogthümer in dem Lande, Johann Finnland, Magnus Oestergothland, Karl Südermannland. Die beiden jüngsten waren beim Tode des Vaters noch jung. Johann aber war schon zu Gustavs Lebzeiten in den Besitz des Herzogthums Finnland gesetzt worden. Magnus trat sein Herzogthum erst gleich nach dem Tode des Vaters an. Das Verhältniß der Abhängigkeit, in dem die Herzöge zu dem König gestellt worden, war schwankend und unbestimmt. Um so größer mußten die Zwistigkeiten werden, die darüber in dem königlichen Geschlechte ausbrachen.

Zwischen König Erich und Johann von Finnland nehmen die Streitigkeiten, die sich schon aus den Verhältnissen ergeben, bald einen sehr bösen Character an. Johann von Finnland wollte sich in seinem Gebiete wie ein unabhängiger Fürst

betragen, den königlichen Beamten keine Gewalt, den königlichen Truppen nicht einmal den Durchzug zugestehen. Dazu begehrte er noch den nördlichsten Theil Finnlands, der ihm von dem Vater nicht mit angewiesen worden. Erich ist schon mit bitterm Mißtrauen gegen den Bruder erfüllt, als sich dieser 1562 schnell und heimlich aus dem Reiche begiebt, um mit Katharina, der Schwester König Sigismund II. von Polen, eine Vermählung zu schließen. Dabei scheint Johann von Finnland dem König von Polen versprochen zu haben, sich fortan als ganz unabhängiger Fürst zu betragen. Polen hat ein Interesse daran die schwedische Macht zu schwächen, denn Schweden und Polen streiten damals um den Besitz von Esthland und Liefland. Erich betrachtet daher Johanns, ohne sein Wissen und seine Zustimmung, geschlossene Ehe als einen Verrath an Schweden. Der schwedische Reichstag spricht auch ein Todesurtheil über Johann aus, der erfolglos die Finnen zu seiner Vertheidigung aufruft. In Abo am 12. Aug. 1563 gefangen ward er sammt seiner Gemahlin auf das feste Schloß Gripsholm in strenge, doch nicht unfürstliche, Haft gethan. Erich gedachte der Vollziehung des Todesurtheils über seinen Bruder nicht. In der Gefangenschaft, bei der katholischen Gemahlin und unter noch andern katholischen Umgebungen gewinnt Johann immer größere Vorliebe für den Katholicismus.

Bald nach diesen Ereignissen wird König Erich von einem schweren Unglücke befallen. Die Klarheit und Helligkeit des Geistes verläßt ihn für geraume Zeit, und kehrt ihm nur in seltenen Zwischenräumen zurück, also daß sein Leben fortan ein seltsames Gemisch von Vernunft und Irrsinn darbietet. Wenn, wie zumeist, der letzte sich seines Geistes bemächtiget hat, ist er wie von höllischen Furien gepeitscht, die ihn allenthalben

Verschwörungen, Verrath und drohenden Mord erblicken lassen. In den Sternen glaubt er dann bald dieses, bald jenes, bald von dieser, bald von jener Seite Gefahr für sich verkündet zu sehen. Sein Verdacht trifft besonders die hohen und edlen Geschlechter Schwedens, die er von sich entfernt, um sich gemeinen Günstlingen in die Arme zu werfen, die seinen unglücklichen Seelenzustand benutzen, um ihre gemeinen Zwecke zu erreichen. Unter diesen Günstlingen zeichnet sich besonders Göran Parssen durch Habsucht und Grausamkeit aus. Das Land ward mit förmlich besoldeten Spähern angefüllt, die den angeblichen Verschwörungen auf die Spur kommen sollten; manches edle Haupt fiel unter dem Beile des Henkers. Auch gegen den gefangenen Johann von Finnland war das Mißtrauen Erichs groß. Doch findet sich nicht, daß Härte gegen denselben angewendet worden. Die Haft, in der sich Johann mit den Seinen befindet, ist immer anständig und fürstlich.

Am Anfange des Jahres 1567, welches er selbst das unglücklichste seines Lebens nennt, hat König Erich einen Anfall von Irrsinn, heftiger als er je gewesen. In diesem meinet er eine abermalige Verschwörung der mächtigsten Geschlechter des Landes entdeckt zu haben. Diesesmal war die Vermuthung des Königs vielleicht nicht ganz unbegründet. Bestand aber eine Verschwörung mit dem Zwecke, ihn von der Herrschaft zu entfernen, so war es erst sein Irrsinn, der sie hervorgerufen. Eine bedeutende Anzahl Edler des Landes ward in Haft genommen; unter ihnen die Sturen, von den großen und edlen Geschlechtern Schwedens das genannteste und berühmteste, der alte Svante Sture und seine Söhne Nils und Erich. Ihre Sache schwebte noch vor dem Gericht, da kam dem König die falsche Kunde zu, Johann sei der Haft entronnen und das Banner der Empörung schon aufgepflanzt. Da,

rasend vor Grimm, stürmte Erich am 24. Mai 1567 in das Gefängniß und befleckte die königliche Hand mit Nils Sture's Blute, den er selbst niederstieß. Darauf ließ er noch mehrere Gefangene, unter ihnen auch den Vater und den Bruder des Gemordeten niederhauen. Wie die blutige Unthat geschehen, flüchtet der König Erich, als müsse er vor sich selber fliehen, hinaus in Wälder und Wüsten, in denen er Tage lang umherirrt.

Aber dem wilden Sturme seiner Sinne folgt wieder eine Ruhe, eine Zeit, in der sein Irrsinn eine stillere Gestalt annimmt und Handlungen von ihm geschehen, die wenigstens als überlegt und überdacht angesehen werden konnten. Den Bruder Johann läßt er plötzlich frei, doch nur gegen das Versprechen, daß er seine, des Königs Buhlerin, Karine Mans, als künftige Königin und deren Kinder als erbfähig anerkenne. Diese Karine ließ Erich wirklich als Königin in Stockholm krönen am 4. Juli 1568. Mit den Zurüstungen dazu viel beschäftiget scheint er kaum bemerkt zu haben, daß die Brüder Johann und Karl rüsteten, um sich gegen ihn zu erheben. Der andere Bruder, Herzog Magnus, war in dieser Zeit von der Bühne der Ereignisse bereits verschwunden; auch ihn hatte Wahnsinn überfallen. Als die Herzöge die Waffen gegen den unglücklichen, irrsinnigen König nun erhuben, fiel ihnen bald Alles zu. In Stockholm mußte sich Erich am 17. Septbr. 1568 ergeben. An dem Anfange des Jahres 1569 kamen die Stände des Reiches zusammen, sprachen die Absetzung über ihn aus, verurtheilten ihn zu ewiger, doch fürstlicher Gefangenschaft. Aber diese Bestimmung des Reichstages ward von dem Manne, auf den die Gewalt überging, von dem Bruder, von Johann von Finnland, auf das schmählichste gebrochen. Der wilden Grausamkeit unbarmherziger Wächter

ward der arme Erich überantwortet. Hunger und Kummer, Kälte und Finsterniß, ja Schläge und Wunden peinigten den unglückseligen Mann bis an seinen Tod. Vergebens schreibt er aus dem Gefängniß heraus die demüthigsten und jammervollsten Briefe an den Bruder, der sich auf seinen königlichen Thron gesetzt. Nicht ein brüderliches Gefühl, nur der Tod wird einst dem armen Erich Erlösung aus seinen Leiden bringen. Das ist nun König Johann, welcher den ersten Versuch wagte, den Katholicismus wieder in Schweden einzuführen.

Während des Aufstandes gegen Erich hatten sich beide Brüder, Johann und Karl, gemeinschaftlich huldigen lassen. Nachmals aber trat Karl freiwillig zurück, mit der Regierung seines Herzogthumes sich begnügend, übte indessen durch sein Ansehn stets einen starken Einfluß auf die allgemeinen schwedischen Verhältnisse aus. Johann aber, kaum auf dem Throne befestiget, begann die Geneigtheit zu offenbaren, die er lange innerlich zu dem Katholicismus gehabt, im Anfange indessen mit großer Vorsicht und Zurückhaltung. Nun mag es wenigstens nicht allein eine innere Ueberzeugung gewesen sein, die Johann den Armen des Katholicismus entgegengeführt. Auch durch einen andern Grund noch scheint diese Geneigtheit herbeigeführt zu werden. Schon trachtet er nach einem neuen Reiche, nach dem Reiche von Polen. Das königliche Geschlecht der Jagellonen ist in Polen mit Siegismund II. 1572 ausgestorben. Unter den Candidaten für die erledigte Königswürde meldet sich auch Johann von Schweden. Seine Gemahlin Katharina ist ja eine Jagellonin, dieses macht ihm Hoffnung. Die Krone Polens war nicht zu gewinnen, ohne wenigstens Geneigtheit für den Katholicismus zu offenbaren. Auch mit aus diesem Grunde mag daher Johann

diese Geneigtheit eben jetzo zeigen. Seine Erwartungen aber werden getäuscht. Die Polen wählen zuerst den Franzosen Heinrich von Valois, und als dieser 1574 die Herrschaft Polens freiwillig wieder aufgegeben, Stephan Batori 1576 zum König. Johann von Schweden behält indessen Polen fortwährend im Auge, und hofft den Thron entweder für sich, oder, wie es ihm nachmals auch gelingt, für seinen Sohn Siegismund zu gewinnen. Schon hierdurch ist ihm also die Geneigtheit für den Katholicismus zur Nothwendigkeit gemacht. Es hat aber auch allerdings eine innere Stimme für denselben in ihm, wenn auch nicht zu allen Zeiten und nicht immer mit derselben Gewalt, gesprochen. Als nun Laurentius Petri, Schwedens erster lutherischer Erzbischof, 1573 gestorben, bringt Johann einen Mann seiner Gesinnung, Lorenz Petersson Gothus genannt, auf den erzbischöflichen Stuhl. Nicht selten ist damals, wo die Reformation noch eine junge Pflanze ist, die Erscheinung, daß selbst protestantische Prediger die untergegangene Herrlichkeit der Hierarchie bedauren. Ist doch ein so großer Unterschied zwischen der freien und fast fürstlichen Stellung eines katholischen Bischofs und der kleinen und weltlich-unbedeutenden eines evangelischen. In solcher Erinnerung an die vergangene Herrlichkeit ersehnen dann nicht wenige der protestantischen Bischöfe und Prediger den Katholicismus zurück. Also auch Gothus, der neue Erzbischof.

Nun fingen König und Erzbischof, unter dem Vorwande die älteste, rein-christliche Kirche wieder herstellen zu wollen, an, die Bräuche und Kirchen-Ceremonieen den katholischen wieder zu nähern. Schon stand der König im geheimen Zusammenhang mit Rom und schon kamen 1576 die Jesuiten Florentius Feyt und Laurentius Norvegus unter der Verkleidung protestantischer Gelehrter und Prediger nach Schweden.

Sie entwarfen eine Liturgie für die schwedische Kirche, welche unter dem Namen des Erzbischofs Gothus erschien. Sie wiederholte fast nur die Schlüsse, welche die Tridentiner Synode in Beziehung auf das Rituale aufgestellt. Dadurch sollte dem Katholicismus in Schweden wieder Bahn gebrochen werden. Eine Kirchenversammlung ward genöthigt, diese Liturgie anzunehmen. Wer sie nicht annehmen wolle, ging seines Amtes verlustig und mußte flüchtig werden. Auch die Reichsstände wurden zur Annahme dieser Liturgie ohne große Schwierigkeiten gebracht. Theils sahen Viele nicht, daß dieselbe die Wiedereinführung des Katholicismus vorbereiten sollte, theils waren noch allerdings Reste des Katholicismus in den Menschen übrig. Jetzt machte sich Karl, Herzog von Südermannland, bemerkbar. Ueber die Liturgie ließ er das Gutachten protestantischer Universitäten einholen, und als diese sie verworfen, duldete er sie in seinem Herzogthume nicht. Im Gegentheil nahm er alle auf, die wegen der Liturgie hatten flüchtig werden müssen. Karl mußte fortan als Haupt und Stütze des Protestantismus in Schweden angesehen werden und er ward es. König Johann aber schien in seinem Werke weiter vorschreiten zu wollen. Schon hatte er wieder Klöster, besonders ein Kloster zu Wadstena, aufgerichtet, schon unterhandelte er mit dem damaligen Pabst Gregor XIII. Der Pabst, verlangt Johann, solle nur gestatten, daß die Messe in schwedischer Sprache gehalten, beim Abendmahl auch den Laien der Kelch gegeben werde, von der Kirche die einmal eingezogenen Güter nicht wieder in Anspruch genommen würden. Wenn das Pabstthum nur diese Dinge nachgäbe, hofft Johann wohl, Schweden wieder katholisch machen zu können. Der Katholicismus meint schon, wenigstens den König von Schweden wieder erobert zu haben. Ein römischer Kardinal, Stanislas

Hosius, freut sich in einem 1577 geschriebenen Briefe bereits, daß Johann von Schweden bekehrt sei.

Des Königs steigende Geneigtheit für den Katholicismus scheint in Zusammenhang mit einer blutigen Unthat, einem ungeheuren Verbrechen zu stehen, mit dem er eben damals sein Gewissen belastet. Es scheint, als habe Johann in der Angst seiner verbrechenschweren Brust geglaubt, nur der Schooß der römischen Kirche könne für so ungeheuern Frevel Absolution gewähren. Brudermord hieß das Verbrechen, mit dem er seine Seele belastet. Für den armen, gefangenen Erich hatten sich schon mehrere Verschwörungen gebildet. Ja im Jahre 1573 hatten seine Anhänger offen die Waffen erhoben. Der Aufstand ward zwar wieder unterdrückt, aber König Johann findet seit dieser Zeit keine Ruhe mehr. Des Bruders Leben muß geopfert werden, damit er sicher auf seinem Throne sei. Schon 1576 läßt er sich von dem Reichsrathe den blutigen Auftrag geben, Erich dem Tode zu weihen, wenn es der Fall der Noth erheische. Mehrere Bischöfe und Prediger, die vom reinen Protestantismus abgefallen und die Liturgie angenommen, unter ihnen auch Gothus, der Erzbischof, hatten diesen blutigen Bescheid mit ausgefertigt und unterschrieben. Ob nun gleich der angegebene Fall der Noth nicht eintrat, und ein neuer Empörungsversuch der Anhänger Erichs nicht erfolgte, glaubte Johann doch, nur durch den Tod seines unglücklichen Bruders Ruhe und Sicherheit auf dem Throne zu gewinnen. Also ließ er ihm Gift beibringen; daran starb der arme Erich am 26. Febr. 1577. Nicht einmal die grausamen Wächter, die ihn im Leben gepeinigt, wollten sich mit diesem Morde besudeln. Durch seine eigene Dienerschaft hatte König Johann ihn müssen umbringen lassen.

Der Welt ward nun zwar vorgelogen, Erich sei eines na-

türlichen Todes gestorben, aber die Rachegeister des ermordeten Bruders ließen nicht auf sich warten. König Johann scheint die entsetzlichsten Gewissensqualen empfunden zu haben. In dieser Lage der Dinge erschien, vom Pabst Gregor XIII. gesendet, der Jesuit Possevin bei dem König. Er sollte ihn bewegen von den Anforderungen, die er wegen der schwedischen Sprache, des Laienkelches, der Kirchengüter gestellt, abzustehen. Der Pabst begehrte die Wiedereinführung des vollen und unbedingten Katholicismus. Dem König Johann aber scheint es jetzo in der Qual seines Gewissens besonders darum zu thun gewesen zu sein, eine Absolution zu empfangen, die seine Brust wegen des Brudermordes erleichtere. Der Jesuit giebt die gewünschte Absolution willig und gern, und am 16. Mai 1578 tritt König Johann im Stillen in den Schooß des römischen Kirchenthumes ein. Für seine Person war dem König genug gethan; es hatte ihm besonders an der Absolution seines blutigen Verbrechens gelegen. Was aber das Reich Schweden anlangte, so blieb er dabei, daß jene Puncte, die bereits angegeben, von dem römischen Stuhle nachgegeben werden müßten, wenn er die Wiedereinführung des Katholicismus versuchen sollte. Der Jesuit eilte abermals nach Rom; Gregor XIII. aber meinte, die Sachen in Schweden stünden bereits so günstig, daß Nachgeben unnöthig sei. Possevin brachte dem König eine verneinende Antwort, was Johann mit großem Unwillen vernimmt.

Von nun an tritt bis zu dem Tode des Königs ein seltsamer und verworrener Stand der Dinge ein. Das Gemüth Johanns ist durch die Botschaft von Rom über das, was er zu thun und zu lassen habe, zweifelhaft und ungewiß geworden. Indessen erkennt er doch, daß es eine Unmöglichkeit ist, den Katholicismus so unbedingt und so mit einem Schlage,

wie es der Pabst begehrt, in Schweden einzuführen. Er will doch deshalb seine Krone nicht auf das Spiel setzen. Er ist um so bedenklicher geworden und glaubt um so weniger Adel und Volk reizen zu dürfen, je höher Karl von Südermannland in den Augen der Menschen steht und je mehr er auch mit diesem in fast fortwährendem Zwiespalte steht. Er fürchtet, es möge ihm gethan werden, was von ihm selbst früher gethan worden war gegen Erich. Es ist schwer, überhaupt etwas Weiteres für den Katholicismus zu thun, denn die Protestanten sind aufmerksam und wach geworden, zumal da gleich nach Johanns heimlichem Uebertritt die Jesuiten in Schweden mit ungestümem Stolz auftreten. Die gleichzeitigen Ereignisse in andern Theilen Europas, die Bartholomäusnacht in Frankreich, die Metzeleien in den Niederlanden, die Mordversuche gegen Elisabeth von England waren freilich nicht geeignet den schwedischen Protestanten die mangelnde Neigung für den Katholicismus und Jesuitismus noch einzuflößen. Johann fand, je länger die Zeit verlief, es immer bedenklicher, sich für den Katholicismus auszusprechen. Sein früherer Eifer erkaltete, zumal als Katharina Jagellonica 1583 verstorben und er mit Gunnila Bjelke, einer jungen schwedischen Dame, die eifrige Protestantin war, 1585 ein neues Ehebündniß geschlossen. Die katholischen Kirchen werden geschlossen, ja die Jesuiten aus dem Reiche vertrieben.

Zweifelhaft ist dabei, ob Johann innerlich anderen Sinnes geworden, oder ob es nur Furcht war, die ihn von dem eingeschlagenen Wege zurückbrachte. Es scheint, daß mehr das Erste als das Letzte angenommen werden muß, es scheint, daß er selbst sich nicht Kraft genug zutraut die Wiedereinführung des Katholicismus herbeizuführen, daß er nur die Zeiten für ungünstig hält. Das Werk soll einer spätern Zeit vorbe-

halten werden, er will es auf die Schultern seines Sohnes Siegismund wälzen, den er im katholischen Glauben hat auferziehen lassen, den er zum künftigen König Polens bestimmt hat. Ist derselbe einst König von Polen geworden, stehen ihm dann noch andere als schwedische Mittel und Kräfte zu Gebote, kann wohl die Einführung des Katholicismus mit besserer Aussicht auf Erfolg unternommen werden. Damit aber der Katholicismus wenigstens einen Fuß in Schweden behalte, fährt Johann fort auf seiner Liturgie zu bestehen. Im Jahre 1582 schärfte er den Gehorsam gegen sie aufs neue unter den strengsten Strafen ein, und der größte Theil der Geistlichkeit fügte sich. Karl aber von Südermannland ließ zu Stregnäs in seinem Gebiete 1587 eine Synode halten, auf welcher die Liturgie als eine Annäherung zum Katholicismus unbedingt verworfen ward. Alle reine und wahre Protestanten, d. h. die bei weitem größere Zahl der Schweden von Adel und Volk, blickten auf Herzog Karl als auf ihren Hort und ihren Schirm, sollte einst eine wahre Gefahr den Protestantismus bedrohen.

Also war die Lage der Dinge in dem Reiche Schweden. Eine Gefahr schwebte über der Reformation und dem Protestantismus des Landes. Von großer Bedeutung war sie indessen nicht und wenig wahrscheinlich, daß der Katholicismus den Schweden wieder aufgedrängt werden könnte. Denn allmälig war der bei weitem größere Theil der Nation von dem Geiste der Reformation ergriffen worden. Zeit sich zu befestigen hatte dieselbe allerdings hier, wie allenthalben, bedurft. Aber diese Zeit hatte sich nun auch gewonnen. Selbst die Liturgie König Johanns, als man deutlich bemerkte, daß sie zu einer Annäherung an den Katholicismus führen sollte, verlor ihre Freunde und Anhänger immer mehr. Der neue Erzbischof,

Andreas Björnmann, nach dem Tode des Gothus, der 1579 erfolgt war, eingesetzt, starb unter Gewissensqualen, daß er sich vom reinen Protestantismus entfernt. Die Hoffnungen aber, welche sich Johann von Schweden für sein Geschlecht auf den polnischen Königsthron gemacht, gingen endlich in Erfüllung. König Stephan Batori starb am 12. Decbr. 1586, und Johann warb nun für seinen Sohn Siegismund.

Damals hatten sich zum Theil die günstigen Aussichten, welche die Reformation in Polen bis in den Anfang der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts für sich gehabt, wieder verloren. Auch in Polen waren durch den Kardinal Hosius die Jesuiten 1569 angesiedelt worden, und sofort bemerkt man, wie der Katholicismus die leidende und duldende Stellung, in der er bis jetzt verharrt, verläßt und zum Angriff übergeht. Zwar schließt der protestantische Adel 1570 einen Bund, Conföderation, wie es in Polen genannt wird, zur Vertheidigung und Aufrechterhaltung der Glaubensfreiheit, zwar setzen sie auf dem Reichstage von 1573, wie Heinrich Valois zum König gewählt wird, einen sehr günstigen Beschluß für sich durch, in Kraft dessen Niemand wegen seiner Religion beleidigt oder verletzt werden durfte, und der König schwören mußte, den Frieden unter den verschiedenen Glaubens-Parteien aufrecht zu erhalten, zwar gelang es sogar, viele Protestanten auf die bischöflichen Stühle zu bringen, aber der größere Theil des Adels, auf den in Polen fast Alles ankam, war doch katholisch geblieben. Daher auch die Staatsgewalt genöthiget, im Geiste des Katholicismus zu handeln. Nachdem Heinrich Valois sich aus Polen heimlich entfernt, der Thron für erlediget erklärt und Stephan Batori, Woiewode von Siebenbürgen, zum König erwählt worden, fing der Katholicismus an, von der Ruhe zum Angriffe überzugehen. König

Stephan sorgte dafür, daß die bischöflichen Stühle nur noch an gute Katholiken kämen; auch ward die immer weitere Ausbreitung der Jesuiten gefördert, die Schlüsse der Tridentiner Synode größtentheils angenommen. Schon erfuhren die Protestanten gewaltsame Angriffe, wie 1574 und 1577 in Krakau, schon wurden die Bestimmungen des Reichstags von 1573, die für Polen dasselbe werden sollten, was der Religionsfriede für Deutschland, vielfach verletzt. Der Katholicismus hatte sich bei dem Tode Stephans wieder gehoben, die Reformation war in Polen gewissermaßen zum Stillstand gebracht, das Reich mußte als ein wesentlich katholisches angesehen werden. Als nun der Adel Polens zu einem Königswahltage 2. Febr. 1587 zusammenkam, zerfiel er, wie von nun an gewöhnlich, in zwei Parteien. Die Zamoiski wählten Siegismund von Schweden, die Zoborowsky den Erzherzog Maximilian aus dem Hause Spanien-Habsburg. Aber der schwedische Siegismund behauptete das Feld gegen Maximilian. Schwere Bestimmungen waren Siegismund vorgelegt worden. Er sollte die Reichstagsbeschlüsse von 1573 halten, Esthland und die Theile von Liefland, die in der Schweden Hände gerathen, an Polen bringen. Letzteres durfte Siegismund nicht geloben; die Schweden duldeten es nicht.

Für Schweden und den schwedischen Protestantismus war es eine Sache von der größten Wichtigkeit, daß der katholische Siegismund, an den nach Johanns Tode nach dem Erbrecht einst auch der schwedische Thron fallen wird, den polnischen bestiegen. Hat dieser Siegismund doch damit eine fremde und wesentlich katholische Macht gewonnen, mit der er einst für den Katholicismus auf Schweden, gewaltsam und furchtbar in der Weise der Jesuiten, denen er sich sehr ergeben zeigt, wirken könnte. Die Schweden haben sich nach

Möglichkeit gegen solche Dinge zu sichern gesucht, und Johann und Siegismund haben die calmarischen Statuten 7. Septbr. 1587 unterschreiben und beschwören müssen. Ihre politischen und religiösen Freiheiten suchen die Schweden durch diese Statuten zu sichern. Siegismund darf dereinst in Schweden nichts vornehmen ohne die Zustimmung der Stände. Ohne sie darf kein Gesetz gegeben, über Krieg, Frieden und Bündnisse nichts entschieden werden, weder fremde Beamte, noch fremde Truppen darf er in das Reich führen, in den Angelegenheiten der Religion und der Kirche nichts verändern. Vor der Hand soll Johanns Liturgie fortgelten, später wird eine schwedische Kirchenversammlung entscheiden. Indessen war ein Gefühl in den Menschen, daß diese Bestimmungen nicht genügten, daß sie keine Sicherheit böten gegen einen katholischen König. Dieses Gefühl mußte um so lebhafter sein, als die Protestanten die Lehre der Jesuiten, daß Ketzern weder Versprechen noch Eidschwur, so wie es die Sache der katholischen Kirche galt, gehalten zu werden brauche, sehr wohl kannten. Es entstand daher Furcht, Spannung und Unruhe in den Seelen der Menschen, und mit Besorgniß blickte Alles in die Zukunft, was sie wohl in ihrem Schooße bergen möge.

Diese Besorgniß stieg, als bald bemerkt ward, welchen Weg Siegismund in Polen einschlage. Obwohl er bei dem Antritte seiner Regierung hier die Freiheiten der Protestanten, wie er nicht anders konnte, bestätiget hatte und obwohl er auf geradem Wege nichts gegen sie unternehmen konnte, trat doch sonst seine Gesinnung gegen sie vielfach hervor. Immer von Jesuiten umgeben, ganz von dem Geiste des Jesuitismus beherrscht, war sein einziges Sinnen und Trachten darauf gerichtet, mit allen Mitteln, die ihm zu Gebote standen, die Nicht=

Katholischen in den Schooß der römisch-katholischen Kirche zu führen. Nicht-katholisch waren in Polen nicht allein die Protestanten, sondern auch die griechischen Christen, ursprünglich die alleinigen Bewohner der alt-russischen Provinzen, welche allmälig von Polen erobert worden. Sie wurden beide zusammen Dissidenten genannt. Dadurch hatte ein König von Polen, obwohl die Staatsgewalt eigentlich bei dem Adel auf dem Reichstage war, immer noch einen sehr großen Einfluß, daß die Besetzung der großen und einträglichen Aemter sich in seiner Hand befand. Auf den Rath der Jesuiten Peter Skarga und Justus Rath machte es sich Siegismund zur heiligen Pflicht, solche Aemter nur an Katholische zu geben. Der protestantisch gewordene Adel wollte sich nicht von dem Staate, von den Würden und einträglichen Aemtern, ausschließen lassen. Er trat zum Theil zum Katholicismus zurück, und wer es that ward in der Regel mit hohen Würden und Aemtern dafür belohnt. War der Edelmann einmal wieder katholisch geworden, so mußten seine Unterthanen sich gewöhnlich auch fügen. Reichte die Ueberredung nicht aus oder konnte offene Gewalt nicht füglich angewendet werden, wurden die Unterthanen gedrückt und geplagt, bis sie sich gefügt. Die Reformation schritt in Polen sichtbar zurück, wie das Ende des Jahrhunderts nahte. König Siegismund entwickelte immer heftigern katholischen Eifer, und unaufhörlich trieben ihn die Jesuiten an, zuerst die griechischen Christen in den Schooß der römischen Kirche zu zwingen, meinend, daß man dann leichter mit den Protestanten fertig werden würde.

Also sah Schweden einer trüben Zukunft entgegen. Handelt Siegismund schon so in dem Reiche, das ihm nur durch Wahl zugefallen, wie wird er erst in seinem Erbreiche, in Schweden, verfahren? Die Protestanten sahen immer bestimm-

ter auf Karl, den Herzog von Südermannland als ihren Hort, ihren Schützer. Die letzten Lebensjahre des Königs Johann aber flossen sehr trübe dahin. Die Verwaltung des Reiches war in die größte Unordnung und Verwirrung gerathen. Karl dagegen stellte in seinem Herzogthum ein Muster von Ordnung, Sparsamkeit und Fleiß dar. Auch hierin verstand er sich den Menschen zu empfehlen. Im Uebrigen verhielt er sich still, erwartend, welche Rolle ihm die Zukunft anweisen werde. Denn es war fast vorauszusehen, daß König Johanns Tod wichtige Veränderungen in dem Reiche herbeiführen müsse. Johann aber starb am 17. Novbr. 1592 und Karl eilte sogleich herbei, um die Reichsregierung zu übernehmen, bis Siegismund aus Polen würde herübergekommen sein.

Bestimmte Entwürfe sich des Thrones zu bemeistern, hegte der Herzog wohl noch nicht. Aber er war entschlossen, Schweden nicht zu einer polnischen Provinz werden zu lassen, entschlossen, den Protestantismus zu behaupten. Auch erwachte nun der protestantische Eifer der Schweden, der geraume Zeit geschlummert zu haben schien, jetzo, da eine nahe und unzweifelhafte Gefahr drohete, mit voller Kraft. Der Herzog verband sich mit den Reichsräthen zur Aufrechterhaltung der Freiheit und der Religion des Landes. Es kam darauf an, ehe Siegismund kommen könnte, unabänderliche Reichs- und Kirchengesetze aufzustellen, die der neue König zu beschwören habe. So gedachten sich die Schweden gegen den katholischen König zu sichern, und bedienten sich dabei ihrer alt-herkömmlichen Rechte. Denn die Könige Schwedens herrschten nur nach dem Gesetze und waren an die Bestimmungen des Reichstages gebunden. Zuerst kam 25. Febr. 1593 die Kirchenversammlung zu Upsala zusammen, deren Andenken in Schweden jedes Jahrhundert gefeiert wird. Sie schaffte die Liturgie Johanns

ab und führte das lautere Lutherthum wieder ein: nur lutherischer Gottesdienst soll fortan noch in dem Reiche geduldet werden. Abraham Angermann, eifrig der lutherischen Reformation zugethan, empfängt das eben erledigte Erzbisthum Upsala und Alles wird wieder auf streng lutherischen Fuß eingerichtet.

Die Schlüsse der Upsala-Versammlung befestigen die Reformation in Schweden und durch ihre Folgen zugleich auch in Deutschland. Die Jesuiten in Siegismunds Umgebung hatten große Hoffnungen auf die Liturgie und das halb-katholische Wesen gesetzt, das Johann in Schweden aufgerichtet. Auf diesem Grunde wollten sie weiter bauen. Aber durch die Schlüsse der Upsala-Versammlung sahen sie sich diesen Grund plötzlich unter ihren Füßen weggezogen. Indessen verzagten sie nicht. Sie vertrauten den Gesinnungen Siegismunds, der sich standhaft weigerte, jene Beschlüsse zu bestätigen. Von Jesuiten und katholischen Priestern umgeben, auch von dem apostolischen Legaten Malaspina begleitet, kam Siegismund, erst spät im Jahre 1593, nach Schweden herüber. Nur wenn Siegismund mit einer starken polnischen Heeresmacht hätte nach Schweden kommen können, wäre für den Katholicismus noch etwas zu erwarten gewesen. Denn, wo auch immer der Katholicismus jetzo wieder emporkommt, allenthalben geschieht es nur, was die Masse der Menschen anlangt, mit gewaltsamen Mitteln. Es sind immer nur Einzelne, die aus Ueberzeugung, aus Glauben sich vom Protestantismus zum Katholicismus zurückwanden. Aber solche Anstrengungen waren von den Polen nicht zu erwarten. Schon damals herrschte auf den polnischen Reichstagen die gräßlichste Verwirrung, schon damals hielt es der Adel Polens für gefährlich, irgend eine Macht den Händen des Königs anzuvertrauen, fürchtend, daß er eine solche zu andern als den erst bestimmten Zwecken, vielleicht gegen

den Adel selbst, anwende. Mit Mühe hatte der polnische Reichstag bewogen werden können, dem König Siegismund auch nur die Erlaubniß zur Reise nach Schweden zu gewähren.

Also stand derselbe allein, nur von seinen Priestern und Jesuiten umgeben, in seinem Erbreiche da. Die letztern vergaßen diesesmal sogar ihre gewöhnliche Weltklugheit. Sie begannen sofort zu schimpfen, zu schmähen und zu toben, als sollten die, welche noch nicht aufmerksam und besorgt waren, aufmerksam und besorgt über ihre düstern Entwürfe gemacht werden. Ihnen entgegen traten die Stände des Reiches, die gesammte Nation der Schweden, entschlossen, keinen König anzuerkennen, der nicht die Schlüsse von Upsala als unabänderliches Grundgesetz des Reiches anerkenne und beschwöre. Standhaft weigerte sich dessen Siegismund; Spannung und gegenseitige Bitterkeit stieg auf den höchsten Grad.

Die Stände des Reiches kamen am Anfange des Jahres 1594 zu Upsala zusammen, wo des Königs Krönung vor sich gehen sollte. Karl von Südermannland fand sich auch ein, umgeben von mehrern tausenden Bewaffneten. Schon trugen die Bauren ihm Schwedens königliche Krone an, schon waren auch andere diesem Gedanken geneigt. Denn Siegismund ward als ein Fremder betrachtet und man fühlte, daß sein jesuitischer Katholicismus zwischen ihm und dem Lande eine unausfüllbare Kluft eröffnet habe. Karl aber ging auf solche Entwürfe noch nicht ein, denn er wollte den Thron nicht rauben. Wohl aber mag er jetzo schon entschlossen gewesen sein ihn zu nehmen, wenn die Gewaltsamkeit der Umstände drängen würde, damit dem Geschlechte Gustav Erichsons das Herrnthum über Schweden nicht verloren gehe. Die Stände aber schwuren sich unter einander in feierlichem Gebet, die Schlüsse von Upsala aufrecht zu erhalten. Sie bestimmten

auch als künftige Reichs=Gesetze, daß kein Katholik in Schweden ein Amt erhalten könne, jeder Schwede, der zum Katholicismus zurücktrete, sein Staatsbürgerrecht verliere, kein öffentlicher katholischer Gottesdienst in dem Reiche geduldet werden solle. Die Jesuiten waren es, die durch ihr Drohen die Härte dieser Bestimmungen hervorrufen. Denn je heftiger sie droheten, desto bestimmter glauben die Protestanten auftreten zu müssen. Die ganze Nation der Schweden kam in Bewegung und selbst im Heere entstanden Verbindungen für die Aufrechterhaltung des Protestantismus. König Siegismund aber kam in die schwerste Verlegenheit. Bewilligte er das Verlangte, so verletzte er seine katholische Ueberzeugung, bewilligte er es nicht, so verlor er die Krone Schwedens. Denn unverholen erklärten die Stände dem Zögernden, weder Krönung noch Huldigung könne Statt finden, dafern er die protestantische Verfassung des Landes nicht beschwöre. Die Jesuiten fanden endlich hier, wie allenthalben, Rath. Sie riethen dem König, immer zu schwören, da er sonst das Reich verlieren würde, aber zu schwören mit dem stillen Vorbehalte, den Schwur nicht zu halten. Siegismund setzte nun, um doch die Stimme seines Gewissens zu beschwichtigen, im Stillen eine Protestation auf. Gewissermaßen schwur er den Protestanten die protestantische Landesverfassung aufrecht zu halten, dem Pabste aber und den Jesuiten, sie zu stürzen. Dieses gethan, bestätigte nun Siegismund 29. Febr. 1594 alle jüngst gefaßte Beschlüsse mit Schwur und Eid, empfing dagegen Huldigung und Krönung.

Gleich darauf zeigte er ziemlich offen, daß er Eid und Schwur nicht zu halten gesonnen. Katholische Schulen und katholische Kirchen wurden eröffnet, Katholiken als Statthalter über die Provinzen gestellt, dem Herzog Karl zwar in Ver=

bindung mit dem Reichsrathe die Regierung aufgetragen, die Statthalter aber ihm nicht zu gehorsamen im Stillen angewiesen. Es ward, meint der große Gustav Adolf, darauf abgesehen, Unruhe und Verwirrung in dem Reiche herbeizuführen, um von den Häuptern der Nation einen durch den andern vernichten zu können. So schied Siegismund 14. Juli 1594 plötzlich aus Schweden, wieder nach Polen sich zurückwendend.

Aber die Verbindung Polens und Schwedens unter einem königlichen Haupte, an sich selbst durchaus unnatürlich, konnte nicht dauren, seitdem sich Siegismund dem Jesuitismus in die Arme geworfen. Entweder mußte ein innerer Kampf entstehen, zu dem Siegismund indessen der Mittel nur wenige besaß, oder die Schweden mußten durch eine neue Königswahl Siegismund feierlich für einen Fremden erklären, der unmöglich König sein könnte, weil er sich zum Katholicismus gewendet und zu einem solchen Katholicismus, der allen Anders-Gläubigen Untergang und Verderben geschworen. Das mußten die protestantischen Schweden über kurz oder über lang thun, oder sie mußten untergehen.

In diesen Zeiten der Spannung, Besorgniß und Ungewißheit ward am 19. Decbr. 1594 Gustav Adolf geboren. Karl von Südermannland war schon einmal verheirathet gewesen mit Maria von der Pfalz. Nach dem Tode derselben hatte er 1592 seine zweite Ehe geschlossen mit Christinen, der Tochter des Herzogs Adolf von Schleswig-Holstein. Sie, eine zarte und schöne Frau, ward Gustav Adolfs Mutter. In seine ersten Lebensjahre fiel der Streit, der den Vater auf den Thron von Schweden führte. Durch Wiedererrichtung der Hochschule von Upsala feierte Herzog Karl die Geburt seines Sohnes. Sie war von König Johann aufgehoben worden.

Als Siegismund sich nun aus Schweden entfernt, bemeisterte sich Herzog Karl der Reichsverwesung, die ihm als schwedischen Erbfürsten in des Königs Abwesenheit gebühre. Die Beschränkung, welche Siegismund aufgestellt, daß Karl nur gemeinschaftlich mit dem Reichsrathe das Reich verwesen sollte, erkannte der Herzog nicht an. Schon begann Karl sich als freier Fürst über Schweden zu betragen. Ganz ohne Zuziehung des Königs schloß er 18. Mai 1595 einen ehrenvollen Frieden mit Rußland, durch den Esthland an Schweden abgetreten ward. Schon in dieser Zeit strebten die Russen, obwohl noch vergeblich, nach dem Besitz der Küstenländer am baltischen Meerbusen. Eben so eigenmächtig berief und eröffnete Karl 30. Septbr. 1595 einen Reichstag in Süderköping. Die heftigsten Beschlüsse gegen den Katholicismus wurden hier gefaßt: alle noch vorhandene katholische Kirchen und Klöster werden geschlossen; alle Katholiken verlieren ihre Stellen und müssen binnen sechs Wochen das Land räumen. Auch sollen die königlichen Befehle aus Polen erst dann gelten, wenn sie von dem Herzoge und dem Reichsrathe bestätiget worden. So mußte Siegismund seine Hoffnung auf die Vernichtung des Protestantismus in Schweden sich immer weiter entfernen sehen. Nur in dem Reiche Polen gingen ihm seine Bestrebungen glücklich fort. Beinahe zu derselben Zeit bewog er den Wladika von Wladimir und mehrere griechische Bischöfe sich der römischen Kirche zu unterwerfen. Aber dieser Eifer für Rom entfernte nur die Schweden immer weiter von ihm.

Daß aber Herzog Karl von nun an nach der Krone trachtete, dürfte nicht als zweifelhaft angesehen werden. So wenig als es bei Philipp II. immer rein und allein der Katholicismus ist, für den er arbeitet, so wenig ist es bei Herzog Karl rein und allein der Protestantismus. Allenthalben mischen sich in

die religiösen Bestrebungen der Menschen auch die irdischen Berechnungen ein. Beinahe schon offener Krieg brach zwischen Schweden und Karl auf der einen, König Siegismund auf der andern Seite aus. Der König genehmigte nicht allein die Reichstags-Schlüsse von Süderköping nicht, sondern er versprach sogar allen denen, die sich ihnen widersetzen würden, seinen Schutz und verbot, die Abgaben zu zahlen, die Karl ausgeschrieben. Der bei weitem größte Theil aber der Nation stand in diesem Streite auf Karls Seite. Die Unnatürlichkeit der Verbindung mit Polen, die Gefahr, die der jesuitische Katholicismus drohete, ward lebhaft von der Nation gefühlt. Indessen auch an einer Widerpart fehlte es nicht. Manche vom Adel sahen doch gerade den fremden König gern. Denn, war der König fern, ließ sich hoffen, eine Adelsherrschaft auch in Schweden, wie in Polen, zu begründen. Andere hielten zu Siegismund, weil sie seine religiös-kirchlichen Ueberzeugungen theilten. Zu diesen gehörte besonders Clas Flemming, den Siegismund zum Oberstatthalter von Finnland und Admiral der Flotte ernannt. Hier in Finnland brach schon der offene Krieg auf eine furchtbare Weise aus. Die Bauren griffen zu ihren Keulen, um Flemmings Bedrückungen abzuwehren, weshalb der Krieg auch Klubbekrieg (Keulenkrieg) genannt ward. Aber der Oberstatthalter siegte über die Bauren und mehr als zwölftausend derselben fanden den Untergang. Auch nach dem Tode Flemmings 13. Mai 1597 ward Finnland von dem neuen Statthalter Erichson Sturlam größtentheils in Siegismunds Gehorsam erhalten. Nur der Flotte konnte sich Karl nach Flemmings Tode bemeistern.

Karl aber und die Schweden nahmen eine immer bestimmtere und feindlichere Stellung gegen den König ein. Der Reichstag von Arboga bestätigte Karl in der Reichsverweser-

würde, bestätigte die Schlüsse von Süderköping. Ein kleiner Theil des Adels hielt indessen an Siegismund; mehrere Reichsräthe flüchteten nach Polen. Der König aber entschloß sich zu einem entscheidenden Schritte. Von Finnland her sollte Schweden angegriffen werden, er, der König selbst, gedachte auch einen Angriff zu thun. Er hatte doch etwa fünftausend Polen zusammengebracht. Mit diesen ging er 20. Juli 1598 unter Segel auf gemietheten Schiffen und landete wenige Tage darauf in Schweden. Sein katholischer Eifer war mächtig gestiegen. Ihn reuete, daß er früher der sogenannten Ketzerei Zugeständnisse gemacht. Unfälle, die ihn seitdem getroffen, schrieb er dem Zorne des Himmels zu. Je eifriger katholisch aber König Siegismund geworden, um desto sicherer war der Bruch vorauszusehen. Einen günstigen Erfolg konnte das Unternehmen kaum haben. Viel zu gering dazu war die Macht, die Siegismund mitbrachte.

Noch immer groß waren indessen am Ende des Jahrhunderts die Hoffnungen, welche sich der Katholicismus machte, die europäische Welt wieder unter sich zu vereinigen. Wie in einer neuen Jugendkraft schien er sich zu bewegen. Die Erwartungen wenigstens und die Aussichten, welche man sich bildete, zu Rom besonders und in den Jesuiter-Collegien, waren groß, weitaussehend. Nicht allein die neuen Feinde, die in den Protestanten aufgestanden, auch die alten, die griechischen, die morgenländischen Christen gedachte man wieder in das römische Kirchenthum zu bringen. Der Höhe dieser Erwartungen wollten freilich die Thatsachen nicht allenthalben entsprechen. Um diese Zeit waren doch fast alle Aussichten und Wahrscheinlichkeiten auf England und Nord-Niederland verloren gegangen. Von um so größerer Wichtigkeit war, ob sie in Schweden, ob sie im scandinavischen Norden würden erfüllt werden oder nicht.

Schon vor der Ankunft Siegismunds hatten die Schweden zwei abermalige Reichstage zu Upsala und Wadstena gehalten. Dort hatten die Stände geschworen, an allen früheren Beschlüssen festzuhalten und nicht zu dulden, daß ihnen selbst oder dem Herzog Karl Gewalt um dieser Beschlüsse willen widerfahre. Wie indessen Siegismund kam, traten doch der Schweden nicht wenige zu ihm über. Selbst Stockholm öffnete dem König seine Thore. Denn nicht alle waren der Meinung, daß der Protestantismus über allem weltlichen Rechte stehe, daß Siegismund durch seinen Katholicismus sein gutes Recht auf Schwedens Thron verloren habe. Bei dem größeren Theile der Nation war's aber der Fall. Sie stand zu Herzog Karl, weil er protestantisch war, sie hatte die Krone des Reiches ihm schon oftmals angeboten, er aber sie bis jetzt immer ausgeschlagen. Den größten Eifer für ihn und für den Protestantismus bewiesen jetzt die Bauren, die früher dem Katholicismus am längsten treu geblieben. Die Uplandsbauren allein wiesen siegreich den Angriff der königlichen Truppen, die von Finnland her kamen, zurück. Karl aber erwartete den König mit den Waffen in der Hand. Auch Siegismund war mit den Waffen gekommen. Waffen also sollten hier die Entscheidung geben. Indessen ward noch einige Zeit unterhandelt. Es war beinahe, als scheuete sich Karl, als scheueten sich die Schweden, den Abfall von Siegismund auszusprechen. So hoch stehet in gesunden Gemüthern das angeborene Königsrecht. Nur durch die äußerste Nothwendigkeit mag es entschuldiget werden, wenn es für aufgehoben erklärt wird. Karl begehrte von Siegismund die Entfernung des königlichen Heeres, die Uebertragung der Entscheidung der Reichsangelegenheiten auf einen Reichstag; dann wollte auch er sein Heer entlassen. Siegismund verwarf diese

Bedingungen. Er war ja nicht nach Schweden gekommen, um die protestantische Verfassung des Landes abermals von einem Reichstage bestätiget zu sehen, er war ja nur gekommen, um hier eine Bahn für den Katholicismus zu gewinnen.

Also kam es am 25. September 1598 bei Stängebro zu einer Schlacht. Gering war die Zahl der Streiter, die hier auf beiden Seiten stritten, aber darum nicht minder groß und bedeutend die Entscheidung. Schwedens Protestantismus siegte und in seinem Siege lag zugleich die Rettung des deutschen. So schwer war die Niederlage der Polen, daß Siegismund würde gefangen worden sein, hätte Karl ihn gefangen haben wollen. Aber er bewilligte einen Waffenstillstand. Noch immer ward von Karl und den Schweden gezögert, den Abfall von Siegismund bestimmt auszusprechen. Karl hatte bei dem Abschlusse des Waffenstillstands die Berufung des Reichstages verlangt, den Siegismund früher geweigert, Siegismund nun die Entscheidung eines solchen Reichstages anzunehmen gelobt. Daß er das Reich Schweden verlieren solle, davon war, laut und öffentlich wenigstens, noch immer keine Rede. Bei dem Abschlusse dieses Tractates hatte Siegismund die Feigheit begangen, fünf von den Reichsräthen, die zu ihm nach Polen geflüchtet waren, an Karl auszuliefern. Statt aber nun jenen Reichstag abzuwarten, ging Siegismund plötzlich aus Schweden nach Polen zurück. Und jedermann mußte den Grund dieses Benehmens des Königs durchschauen. Er ging, weil er die Schlüsse des Reichstages, die jedenfalls den Protestantismus nur befestigen würden, nicht zu bestätigen gedachte. Damit war der Bruch vollständig ausgesprochen.

Die unparteiische Geschichte, keine andere Herrin als die Wahrheit über sich erkennend, erzählt und rügt das Uebele,

wo es sich immer findet. Die Revolution, welche in Schweden ein protestantisches Königshaus auf den Thron setzte, war unter den damaligen Verhältnissen eine unabweisbare Nothwendigkeit. Der Katholicismus, ein katholischer König, so wie Siegismund es war, den Jesuiten unbedingt ergeben, bedrohete Schweden in seinem innersten Dasein. Also mochte die Revolution, wo nicht gerechtfertiget, doch durch menschliche Zustände und Verhältnisse entschuldiget erscheinen. Aber nicht zu entschuldigen waren die Grausamkeiten, welche gegen die übrig gebliebenen, wenigen Anhänger Siegismunds begangen wurden, zumal wenn sie etwa auch noch der Neigung zum Katholicismus verdächtig waren. Die Bauren standen in mehreren Provinzen auf und tödteten solche Anhänger Siegismunds, wo sie gefunden wurden, sonder Urtheil und Recht. Karl selbst blieb hinter dieser Grausamkeit nicht zurück. Einer ziemlichen Anzahl edler Herren und Reichsräthe ward ihre Anhänglichkeit an Siegismund zum todeswürdigen Verbrechen gegen das Reich gemacht, und ihre Häupter fielen unter dem Beile. Wurden sie auch durch niedergesetzte Gerichte verurtheilt, so kann doch die Beobachtung rechtlicher Formen dabei nicht für das Recht an sich selbst angesehen werden. Treue ist eine zu schöne germanische Tugend, als daß man wünschen könnte, sie für irgend eine Sache, für irgend eine Partei als ein Verbrechen betrachtet zu sehen. Indessen waren die Herzen der Menschen damals durch die Heftigkeit des Hasses, der zwischen Katholicismus und Protestantismns war, versteinert und verhärtet.

Als nun aber Siegismund aus Schweden entwichen, kamen die Reichsstände zu Linkopinz am Anfange des Jahres 1599 zusammen und immer noch zögernd, den Abfall auszusprechen, luden sie den König ein, in das Reich zurückzukeh-

ren, sonst würde Treue und Gehorsam ihm aufgekündet werden. Siegismund kam auf diese Ladung nicht. Im Sommer desselben Jahres verfügte ein neuer Reichstag zu Stockholm, daß Siegismund binnen sechs Monaten seinen Sohn Wladislas nach Schweden senden solle, damit er im Protestantismus zum König des Landes auferzogen werde. Geschehe dies nicht, so werde dieser Stamm auf ewige Zeiten seines Erbrechtes in Schweden verlustig erklärt werden. Auch auf diese Ladung that Siegismund nichts, um die protestantischen Schweden zu begütigen. Im Gegentheil wendete er sich an den polnischen Reichstag, um Schweden mit Krieg überziehen zu können, versprach auch Liefland und Esthland von Schweden an Polen zu bringen. Da ging der schwedische Reichstag des Jahres 1600 wieder einen Schritt, jedoch nur einen halben, weiter. Von einem Theile der Stände ward dem Herzog Karl die Krone angeboten. Da er sie indessen ausschlug, setzte man dem König Siegismund eine fünfmonatliche Frist. Indessen brach noch in diesem Jahre der offene Waffenkampf aus. Karl ging nach Liefland und Esthland, diese Provinzen den Polen abzukämpfen. Des Knaben Gustav Adolf wird dabei gedacht; er befindet sich in seines Vaters Begleitung. Kaum aus der Wiege, umgeben schon Waffen, Krieg und Sieg den Knaben. Denn die Provinzen werden den Polen abgenommen, auch Finnland zu dem schwedischen Reiche zurückgebracht.

Es verlaufen nun noch mehrere Jahre und die Schweden gewöhnen sich, Siegismund als einen Fremden und einen Feind, den Herzog Karl, der den Titel eines regierenden Erbfürsten angenommen hat, als König zu betrachten. Nur der Name fehlte ihm noch, den die Stände oftmals geboten. Erst im Jahre 1604 läßt sich Karl bewegen, diesen königli-

ihren Namen angelegen. Es hat vorher noch eine andere Schwierigkeit entfernt werden müssen. König Johann hat aus seiner zweiten Ehe noch einen Sohn, ebenfalls Johann genannt, hinterlassen. Ihm, dem keiner der Vorwürfe gemacht werden kann, von denen willen Sigismund und Wladislaus des Erbrechtes auf Schweden verlustig erklärt worden, gebühret eigentlich der Thron. Aber es wird von dem fünfzehnjährigen Jüngling eine freiwillige Entsagung seiner Rechte gewonnen. Nun erst legt Karl den königlichen Titel an, das Reich wird für erblich in seinem Geschlecht, Gustav Adolf zum Kronprinzen erklärt. Die beiden jüngern Brüder Karl und Philipp werden zu schwedischen Erbfürsten erhoben, zugleich festgesetzt, daß jeder König Schwedens nothwendigerweise lutherisch sein, und keine andere Gemahlin als eine lutherische haben dürfe.

Die lutherische Reformation hat den vollständigsten Triumph in Schweden gewonnen; kaum ist ein anderes Land, wo diese [illegible] ist der Staat [illegible], wie in Schweden, in das [illegible]. Das neue königliche [illegible] auf den Protestantismus. [illegible] seinen andern Grund und [illegible] Linie der Katholicismus [illegible] die tiefe Rechte. [illegible] und Wladislaus, an [illegible] König Karl IX. und sein [illegible] nicht allein in [illegible] Sache des Protestantis- [illegible] einzuhalten [illegible] verwachsen.

Sechstes Kapitel.

Durch die gesammte abendländische Welt, so weit sie römisch-katholisch gewesen, ist der Streit für und wider die Reformation; nur seine Grade und seine Maße sind verschieden. Später als in den benachbarten Niederlanden, in Schweden, in England, in Frankreich, ist dieser Streit in dem Reiche der Deutschen zu finden. Nach den besondern und eigenthümlichen Verhältnissen des Reiches nimmt er auch eine besondere und eigenthümliche Gestalt in Deutschland an. Aber auch ein anderer Umstand noch tritt hinzu, der dem Glaubens- und Kirchenstreite gerade in Deutschland einen besondern und eigenthümlichen Character aufprägt. Nirgends als hier wird es von so großer Wichtigkeit und Bedeutung, daß die Reformation gleichsam in zwei Familien auseinander gegangen ist, welche, obwohl einer Wurzel entsprossen, auf einem Stamme ruhend, sich doch allerwärts als fremd nicht allein, auch als feindlich betrachten. Denn nirgends als hier, in dem Reiche der Deutschen, erreicht diese Feindseligkeit einen so hohen Grad, oder es wird doch nirgends diese Feindseligkeit so sehr dem Katholicismus zum Vortheil. Nicht um eine Sache, wie bei den anderen Völkern Europa's, die von diesen Dingen überhaupt berührt werden, nicht um die Frage über Katholicismus und Protestantismus allein, bewegt sich die Geschichte der Deutschen in dieser Zeit. Es ist hier ein Zwiefaches, das der Betrachtung entgegentritt, der Kampf zwischen dem Katholicismus und dem Protestantismus, der Kampf und der

chen Namen anzulegen. Es hat vorher noch eine andere Schwierigkeit entfernt werden müssen. König Johann hat aus seiner zweiten Ehe noch einen Sohn, ebenfalls Johann genannt, hinterlassen. Ihm, dem keiner der Vorwürfe gemacht werden kann, um deren willen Siegismund und Wladislas des Erbrechtes auf Schweden verlustig erklärt worden, gebührt eigentlich der Thron. Aber es wird von dem fünfzehnjährigen Jüngling eine freiwillige Entsagung seiner Rechte gewonnen. Nun erst legt Karl den königlichen Titel an, das Reich wird für erblich in seinem Geschlecht, Gustav Adolf zum Kronprinzen erklärt. Die beiden jüngern Brüder Karl und Philipp werden zu schwedischen Erbfürsten erhoben, zugleich bestimmt, daß jeder König Schwedens nothwendigerweise lutherisch sein, auch keine andere Gemahlin als eine lutherische haben dürfe.

Die lutherische Reformation hat den vollständigsten Triumph in Schweden gewonnen; kaum ist ein anderes Land, wo diese Reformation so tief und innig, wie in Schweden, in das Leben und in den Staat eingewachsen. Das neue königliche Haus aber stehet ganz und durchaus auf dem Protestantismus. Seine Rechte auf den Thron haben keinen andern Grund und Boden als den Protestantismus. Käme der Katholicismus wieder in Schweden auf, dahin wären alle diese Rechte. Das Reich müßte dann an Siegismund und Wladislas, an die katholischen Wasa, zurückfallen. König Karl IX. und sein Sohn Gustav Adolf, sie müssen und werden nicht allein in Schweden, sondern allenthalben die Sache des Protestantismus als ihre eigene betrachten.

Sechstes Kapitel.

Durch die gesammte abendländische Welt, so weit sie römisch-katholisch gewesen, ist der Streit für und wider die Reformation; nur seine Grade und seine Maße sind verschieden. Später als in den benachbarten Niederlanden, in Schweden, in England, in Frankreich, ist dieser Streit in dem Reiche der Deutschen zu finden. Nach den besondern und eigenthümlichen Verhältnissen des Reiches nimmt er auch eine besondere und eigenthümliche Gestalt in Deutschland an. Aber auch ein anderer Umstand noch tritt hinzu, der dem Glaubens- und Kirchenstreite gerade in Deutschland einen besondern und eigenthümlichen Character aufprägt. Nirgends als hier wird es von so großer Wichtigkeit und Bedeutung, daß die Reformation gleichsam in zwei Familien auseinander gegangen ist, welche, obwohl einer Wurzel entsprossen, auf einem Stamme ruhend, sich doch allerwärts als fremd nicht allein, auch als feindlich betrachten. Denn nirgends als hier, in dem Reiche der Deutschen, erreicht diese Feindseligkeit einen so hohen Grad, oder es wird doch nirgends diese Feindseligkeit so sehr dem Katholicismus zum Vortheil. Nicht um eine Sache, wie bei den anderen Völkern Europa's, die von diesen Dingen überhaupt berührt werden, nicht um die Frage über Katholicismus und Protestantismus allein, bewegt sich die Geschichte der Deutschen in dieser Zeit. Es ist hier ein Zwiefaches, das der Betrachtung entgegentritt, der Kampf zwischen dem Katholicismus und dem Protestantismus, der Kampf und der

Zerfall in dem Schooße des Protestantismus selbst. In dem Gegensatze zwischen dem Lutherthume und dem Calvinismus erscheint dieser innere Zerfall des Protestantismus in seiner höchsten Spitze und Bedeutung, zugleich auch in seinem größten Schaden für die allgemeine protestantische Sache. Gering sind in der That die Ursachen eines fast glühenden Hasses, der sich zwischen die Anhänger der Lehre Luthers und die Freunde der Lehre Calvins stellt. Man müßte sich wundern über die Gluth dieses Hasses, über die Heftigkeit der Verfolgungs- und Verketzerungssucht, die unter Protestanten gegen andere Protestanten entbrennt, bringt man nicht, wie es geschehen muß, will man vernünftig und will man billig sein, in Anschlag, daß der katholische Geist unter den Menschen damaliger Zeit noch nicht ganz erstorben sein kann. In der Gewohnheit sich über dem Menschen oftmals unverständliche und unerreichbare Dinge zu verdammen, zu verketzern, zu verfolgen, hat der Katholicismus das Geschlecht der Menschen auferzogen. Langsam nur konnte dieser Geist einem anderen, einem bessern Platz machen. Daher kam es, daß die junge protestantische Welt sich allerdings in einer sehr unerquicklichen Gestalt im Anfange ihrer Laufbahn durch die Welt zeigte, indem die wildesten dogmatischen Fehden in ihr ausbrachen. Sie wurden so wild, daß es geraume Zeit den Anschein gewann, als werde die Welt in eine neue Barbarei versinken, ja daß diese Barbarei in vielen Stücken schon wirklich vorhanden war. Aber der Grund und Boden, auf dem die protestantische Welt stand, war ein gesunder. Darum zog, wenn allerdings auch nur langsam, die Gefahr dieser Barbarei glücklich vorüber.

Der Religions-Friede des Jahres 1555 hat in Deutschland keinen sichern und ruhigen Stand der Dinge schaffen können. Die Noth des Augenblickes hat ihn geschlossen, die Herzen

sind nicht dabei gewesen. Die Protestanten erklären gleich nach dem Abschlusse desselben, ihr Glaube sei die alleinige Wahrheit, ihre Pflicht dieser Wahrheit die Herrschaft in dem Reiche zu schaffen, den Katholicismus, den sie nicht anders als Abgötterei nennen, abzustellen. Und wie glänzend scheinen doch die Aussichten für die protestantische Partei zu sein! Etwa neun Zehntheile der Nation sind für sie gewonnen. Doch ist dieser Glanz, wenigstens zum Theil, ein täuschender. Der Katholicismus hat so große Stützpuncte in dem Reiche durch die geistlichen Fürsten und Herren behalten. Darum denken auch die protestantischen Fürsten und Stände darauf, den sogenannten geistlichen Vorbehalt, der, jedoch ohne ihre Einwilligung, in dem Religions=Frieden eingestellt worden, in irgend einer Weise aufzuheben. Ihre Bestrebungen sind darauf gerichtet, diese letzte Barriere des Katholicismus in dem Reiche zusammenzubrechen. Sie würden glücklicher gewesen sein, diese Bestrebungen, wäre nicht bald die große Spaltung über die Protestanten gekommen, die Lutherische und Calvinisten von dem gemeinsamen Strebepunkte abzog. Deutschland würde dann die kirchlich=nationale Einheit erhalten haben, der Katholicismus würde in den nächsten Jahrzehnten verschwunden sein. Aber eine freie und selbstständige Kraft hatte der Katholicismus in Deutschland am Anfange der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts doch auch noch in dem Glauben, in der Ueberzeugung nicht weniger Menschen. Es waren nicht allein die äußern Umstände, das Dasein so vieler geistlicher Fürsten und Herren, die ihn begünstigten. An beide, an die äußeren und an die inneren Dinge, welche hier noch für ihn sind, hält sich dieser Katholicismus an, sucht sich an ihnen wieder emporzuarbeiten. Aber langsam geht es damit freilich und das Beste dabei muß die Gewalt thun.

Nur eine kurze Zeit waltete, nachdem Kaiser Karl V. abgetreten, sein Bruder Ferdinand I. über dem Reiche. Noch waren die Ereignisse, welche unter ihm geschehen, nicht von schlagender Wichtigkeit, aber ein gewaltiger Brandstoff war doch schon in ihnen vorhanden. Wie in dem benachbarten Frankreich zu derselben Zeit sahen sich auch in Deutschland die Parteien mit der größten Bitterkeit in die Augen; zufällige Verhältnisse nur führten es herbei, daß der Ausbruch des offenen Waffenstreites längere Zeit auf sich warten ließ. Erst am 24. März 1558 ward die Kaiserwürde feierlich auf Ferdinand I. übertragen; denn alle Angelegenheiten gingen in dem Reiche nach seinen schwerfälligen Verfassungs-Formen auch nur langsam und schwerfällig vor sich. Der neue Kaiser beschwur dabei auch den Religions-Frieden und die Kurfürsten gelobten sich unter einander, „daß keiner von ihnen gegen den andern Religion und Cerimonien halber Unwillen hegen, im Gegentheil sie sich unter einander alles freundlichen Guten befleißigen wollten.“ Dieser Kurfürstenverein schien eine nicht unbedeutende Verstärkung des Religions-Friedens zu enthalten. Aber der Grund und Boden desselben blieb ein holer und haltloser, die Gesinnungen der Menschen waren anders als ihre Worte und jeden Augenblick schien die Flamme hervorbrechen zu müssen.

Sie brach indessen noch nicht hervor, weil die Fürsten und Stände, welche die Reformation einmal angenommen, zu frei, selbstständig und unabhängig waren, als daß ihnen und den Ihrigen ihr Glaube und ihre Kirche hätte angetastet werden können. Es war noch Niemand da, der hierzu Macht und Gewalt gehabt hätte. Da sie so nur von den Gesinnungen, nicht von den Thaten der Gegner bedroht waren, nahmen sie um so weniger die Waffen, als sie das Reich durch

andere, lindere Mittel und Wege noch für den Protestantismus ganz zu gewinnen hofften. Mit rascher und zufahrender Gewalt hätte der Katholicismus damals in Deutschland wohl leicht ganz zusammengebrochen werden können. Aber das Ergreifen der Waffen schien den Protestanten unchristlich; auch die alterthümliche Hochachtung vor den Formen und Gesetzen des Reiches wehrte ihnen, an sie zu denken. Die linderen Mittel und Wege aber sahen die Protestanten in der Hinwegräumung des sogenannten geistlichen Vorbehalts. Auf dem Reichstage von 1559 trugen sie offen darauf an. „Sie könnten nicht dulden, daß jemand, der zu ihnen übertrete, dadurch, als sei er nun ein Unwürdiger geworden, seine geistlichen Aemter und Würden verliere." Eben so offen erklärten sie dabei ihren Glauben als den allein rechten und wahren, für dessen Ausbreitung und Allgemeinheit zu sorgen, ihnen Gewissenspflicht sei. Indessen kam es zu keinem Beschlusse des Reichstages, durch den diese letzte Schutzmauer des Katholicismus in Deutschland gefallen wäre. Das verhinderten die vielen geistlichen Fürsten, die mit auf dem Reichstage waren. Durch ihre Anwesenheit, die in den alten Formen des Reiches begründet, überwog die katholische Partei doch noch an Stimmenmehrheit die protestantische. Es ward dem Kaiser Ferdinand I. so möglich das Begehren der Protestanten zurückzuweisen. Diese aber erklärten nun auch schon, daß, wenn ein geistlicher Fürst protestantisch würde und deshalb seiner Würden entsetzt werden sollte, sie dazu nicht helfen würden. Damit widersetzten sie sich doch auch schon den Schlüssen des Reiches im Voraus.

Doch konnten die Protestanten wohl hoffen, auch ohne daß ein ihnen günstiger Schluß auf dem Reichstage durchgegangen, noch zu ihrem Ziele zu gelangen. Denn mit stei-

gender Kraft breitete sich die Reformation allenthalben aus. Wo noch bedeutende weltliche Fürsten katholisch geblieben, wie in Oestreich, Baiern, Braunschweig und Cleve, waren doch die Unterthanen entweder mit oder ohne die äussere Form protestantisch geworden. Wo die geistlichen Fürsten walteten war es in noch grösserem Maße der Fall. Selbst in den Bisthümern Salzburg, Mainz, Bamberg, Würzburg und andern, wo nachmals der Katholicismus in seiner herbsten und unbedingtesten Gestalt wieder begründet worden, war die Anhänglichkeit für die Reformation mehr oder weniger allgemein. Die Nation schien sich noch in einer vollständigen Kirchen-Einheit zusammenfinden zu wollen. Die Hoffnung, daß eine solche in der nächsten Zukunft werde begründet werden, fand Verstärkung in einer beinahe seltsamen Auskunft, welche der Protestantismus nahm, um den Buchstaben des geistlichen Vorbehalts nicht zu verletzen und ihn doch unschädlich zu machen. Diese seltsame Auskunft ließ sich der Katholicismus seltsamer Weise auch geraume Zeit gefallen. Sie behaupteten, die Protestanten, der geistliche Vorbehalt verbiete nur, daß ein bereits eingesetzter Fürst von der katholischen Kirche zu der protestantischen übertrete, aber es sei nicht verboten, daß ein evangelisches Capitel evangelische Bischöfe wähle. Es gelang, Evangelische in die Capitel, durch sie wieder Evangelische auf die bischöflichen Stühle zu bringen. So wurden Magdeburg, Bremen, Lübek, Verden, Minden, Osnabrück, Halberstadt mehr oder weniger vollständig und dauernd protestantisch. Pabst und Kaiser bestätigten solche Bischöfe oft, weil sie nicht anders konnten. Rom vermied einen vollständigen Bruch, gleichsam um dem Katholicismus doch nur noch einen Fuß in dem Reiche zu behalten.

Doch war es am Anfange der zweiten Hälfte des Jahr-

hunderts hohe Zeit, wenn nicht auch dieser Fuß noch verloren gehen sollte. Aber er verlor denselben nicht, erhielt ihn nicht allein, befestigte ihn auch bald wieder so, daß er kräftiger auftreten konnte. Noch sind nicht alle Stützpuncte verloren gegangen. Kaum ist aber Kaiser Ferdinand I. an sich selbst noch unter diese Stützpuncte des Katholicismus zu zählen. Hat er für denselben auch vielleicht nicht ganz den strengen und unbedingten Eifer seines Bruders, Kaiser Karls V., gehabt, ist er auch einigen reformatorischen Gedanken, wie seine Vorschläge auf der Tridentiner Synode beweisen, geneigt, streng katholisch hält er sich doch. Nur vermag sein katholischer Sinn nicht dem gesammten Katholicismus bedeutenden Vorschub zu leisten. Wenn er auch die Gültigkeit des Religions-Friedens für seine Erblande nicht anerkennt, breitet sich doch die Reformation in Böhmen, Schlesien und Oestreich immer weiter aus. In Ungarn vermag er kein einziges Gesetz zu Ungunsten des Protestantismus durchzusetzen. Ihm waren fortwährend die Hände durch die Türken gebunden. Denn noch immer stand Sultan Suleiman furchtbar da, seine Schaaren gen Ungarn wälzend und sinnend, wie er Deutschland, wie er den ganzen Westen dem Hufschlage osmanischer Rosse unterwerfe. Siebenbürgen, welches er schon einmal gewonnen, mußte der Kaiser im Frieden von 1562, der auf acht Jahre geschlossen ward, wieder herausgeben. So in steter Gefahr konnte der Kaiser in seinen Erblanden nichts Gewaltsames gegen die Protestanten unternehmen. Es war dabei für die Zukunft von besonderer Bedeutung, daß es besonders in Böhmen und in den böhmischen Nebenländern nicht geschehen konnte.

Nicht von diesem Puncte, nicht von dem Kaiserthume aus, konnte die Wiedererweckung des Katholicismus in Deutschland erfolgen. In der That, es war eine Wiedererweckung.

Denn was vom Katholicismus bei den Deutschen noch übrig, das schien eben in den ewigen Schicksalsschlaf gehen zu wollen. Da erfolgte bei den Romanen die Stiftung der Gesellschaft der Jesuiten, deren schon früher gedacht worden, und bald kamen Jesuiten nach Deutschland und der Jesuitismus fand da Aufnahme und Förderung, wo die Fürsten noch katholisch geblieben. Die Jesuiten haben in Deutschland dieselbe Bedeutung, wie allenthalben, sie zeigen sich mit demselben Geiste. Die katholischen Elemente, die noch vorhanden, sammeln, ordnen, begeistern sie zu neuer Thatkraft. Bald entstehen ihre Collegien, ihre Schulen in des Kaisers Gebiet, in Baiern, wo sie Ingolstadt das deutsche Rom nannten, in den Gebieten der geistlichen Fürsten und Herren. Und eben so bald siehet man die Früchte ihres Geistes, die Folgen ihrer Bestrebungen. Herzog Albrecht V. von Baiern tritt 1563 zuerst gewaltsam gegen den Protestantismus in Baiern auf. Ohne die Mittel viel zu bedenken, greift er zu entscheidenden Maßregeln. Er duldet das protestantische Bekenntniß in Baiern nicht mehr. Mögen Einzelne auswandern, die Menge muß sich fügen.

Diese Gegen-Reformation, wie sie wohl genannt werden könnte, beginnt auf einem Punkte, wo die protestantischen Fürsten und Stände Klage dagegen eigentlich nicht erheben können. Denn sie selbst bedienen sich des sogenannten Reformationsrechtes und nöthigen ihre Unterthanen, denselben Glauben mit ihnen zu bekennen oder auszuwandern. Dieses Reformationsrechtes bedienet sich nun auch der bairische Herzog, wendet es aber gegen die Reformation an. Der Grundsatz indessen war derselbe, die protestantischen Fürsten und Stände mußten das anerkennen. In der Ausübung dieses Grundsatzes Seitens der Fürsten war nun thatsächlich ein gewaltiger



Grabmahl Kaiser's Ferdinand I., seiner Gemahlin Anna und seines Sohnes Maximilian II. in der Schlosskirche zu Prag.

[illegible] Druck von Eduard Pietzsch u. Comp. in Dresden.



Unterschied. Wo die protestantischen Fürsten ihn anwendeten für ihren Glauben und für ihre Kirche, da traf seine Härte und seine Gewaltsamkeit nur einzelne, da die Masse der Deutschen sich frei zu der Reformation wendete. Wo die Anwendung dagegen von den katholischen geschah, traf sie die Massen. Konnten nun aber die Protestanten das Recht des Baiern-Herzogs, so sein Land zu reformiren, nicht bestreiten, so kamen sie doch darüber in Bewegung, daß es überhaupt angewendet ward.

Daher hatte die Spannung, als Kaiser Ferdinand I. 1564 starb, schon bedeutend zugenommen. Die habsburgischen Lande fielen damals in drei Theile auseinander, die erst unter Kaiser Leopold I. wieder in eine Staatenmasse vereinigt worden sind. Denn der ältstgeborene Sohn Maximilian erbte nur Ungarn, Böhmen und Oestreich, die steirischen Länder fielen an den Erzherzog Karl, Tirol und Vorderöstreich an Ferdinand. Von den drei Söhnen Kaiser Ferdinands I. ist der ältere Maximilian von der grösseren geschichtlichen Bedeutung. Noch bei Lebzeiten des Vaters war er 24. Novbr. 1562 zum römischen König gewählt worden, und hieß als solcher Maximilian II. Unter die ausgezeichnetesten Männer seines Jahrhunderts gehörte dieser Kaiser Maximilian II., ja er erhob sich über die engen Schranken des Geistes dieses Jahrhunderts in mehr als einer Beziehung. Eine allgemeine Bildung hatte sein ganzes Wesen durchleuchtet und durchwärmt, ihn empfänglich für alles Reine, Große und Gute gemacht, ihn mit Willensstärke und Thatkraft erfüllt. Unermeßlich viel hätte ein Mann wie Maximilian II. für das Reich der Deutschen schaffen und wirken können, wenn das Kaiserthum noch eine wirkliche und wahre Gewalt gewesen wäre, zumal da bei ihm zu so großen und schönen Eigenschaften des Herzens und

des Verstandes sich noch eine biedere, deutsche Gesinnung gesellte. Gute, runde und deutsche Worte versprach er bei dem Antritte seines Regimentes einem der Fürsten des Reiches. Solcher Sinn machte den Kaiser zum entschiedenen Gegner des Jesuitismus und der treulos-blutigen Maßregeln, welche, dem Geiste desselben gemäß, von Katholiken gegen Protestanten ergriffen wurden. Die Greuel der Bartholomäusnacht beklagt der edle Kaiser bitter, spricht seinen tiefsten Unwillen darüber aus.

Aber noch durch ein Anderes ist der edle Mann ausgezeichnet. Er ist der einzige Kaiser, das einzige Glied des Hauses Spanien-Habsburg, das mit Karl V. und Ferdinand I. beginnt, in dem eine klare und unzweideutige Hinneigung zu dem Protestantismus sich ausspricht. Tritt Kaiser Maximilian II. nicht förmlich und äußerlich zu diesem Protestantismus über, so scheint es nur durch Umstände, nicht durch seine Ueberzeugung, gehindert worden zu sein.

Obwohl er lange in dem Lande gewesen, wo der Katholicismus am vollständigsten herrschte, in Spanien, obwohl er nur besonders in katholischen Umgebungen gelebt, ist doch Maximilian II., wie er König und Kaiser wird, dem Protestantismus als innerlich angehörend zu betrachten. Er hat protestantische Gelehrte an sich gezogen, die Bücher der Protestanten sich zu verschaffen gewußt; sie haben seine Seele ergriffen. Die katholischen Umgebungen sind sehr besorgt über Maximilian geworden; so Maria, seine Gemahlin, die Tochter Kaiser Karls V., und ihre Schwester, Isabella von Portugal. Der römische Kardinal Hosius wird 1560 zu ihm gesendet, damit er bekehrt werde. Aber Maximilian scheint nur durch Schweigen geantwortet zu haben. Er will doch nicht gegen seine ganze Familie sein und darum bleibt er äu-

herlich in dem Schooße der römischen Kirche. Aber wie gefährlich in seiner eigenen Familie seine Stellung geworden, sieht man aus einem Schreiben von 1561. Er gedenkt darin des Falles, wenn er um des Glaubens willen vertrieben würde, fragt, welche Hülfe er dann wohl von den protestantischen Fürsten erwarten könne. Wie nun darauf Maximilian zum römischen König erwählt wird, ist der damalige Pabst Pius IV. voll schwerer Besorgnisse. Er begnügt sich nicht mit dem gewöhnlichen Königseide, daß Maximilian den katholischen Glauben schützen und erhalten wolle, sondern begehrt den ausdrücklichen Zusatz, daß darunter der Glaube Roms zu verstehen sei. Nun erwarteten die Protestanten, daß er übertreten, daß er ganz offen und unzweideutig sich für sie aussprechen sollte. Es geschah nicht, der Kaiser täuschte ihre Erwartungen. Aber geneigt, innerlich angehörend blieb er dem Protestantismus doch; seine Schriften beweisen es wie seine Thaten. Die Streitigkeiten, die unter ihnen obwalten, besonders die zwischen Lutherischen und Calvinisten ausgebrochen, sucht er friedlich auszugleichen; „sie sollten doch durch solche Dinge dem Pabstthum nicht das Schwert in die Hand geben." Als Freunde, ja als Glaubensbrüder, behandelt er die protestantischen Fürsten in seinen Briefen. Auf dem Bette seines Todes selbst soll er von seinem Beichtiger begehrt haben, zu ihm nur von dem Verdienste Christi zu reden, welche Lehre damals als das unterscheidende Merkmal des Protestantismus betrachtet wird.

Aber der Form nach war er nicht zu demselben getreten. Ueber die engen Schranken des Schulgezänkes, in die sich der damalige Protestantismus verloren, in welche er nicht herabsteigen wollte, erhob sich, wie es scheint, der gute Kaiser zu größern und freiern Gedanken und Erwartungen. Den wah-

ren Grund und Boden des Protestantismus, der ebenfalls jenem Schulgezänk fern steht, erkennend, hofft er, daß der Protestantismus dereinst in dem Reiche, auch ohne seinen unmittelbaren Uebertritt, noch obsiegen werde. Es geschieht auch der Uebertritt von ihm um so weniger, als er sich durch denselben gewaltsam aus seiner ganzen Stellung, aus seiner Familie herausreißen, manchen weltlichen Erwartungen entsagen müßte. Erwartungen auf den Gewinn der spanischen Monarchie für seine Linie, für die deutsche Linie des Hauses Spanien-Habsburg, kann der Kaiser hegen, als Philipp II. 1568 seinen Sohn Don Karlos hingeopfert, Erwartungen auf Polen für sich oder seinen Sohn hegt er, als 1572 das Haus der Jagellonen ausgestorben. Diese Dinge, auch der streng-katholische Sinn seiner Maria, halten ihn am Katholicismus fest. Aber dieses Festhalten ist wohl, selbst in den letzten Lebensjahren Maximilians II., nur eine äußere Form. In dem Heiligthume seines Herzens und seines Glaubens gehörte der Kaiser den Evangelischen an.

Zeigen aber und offenbaren konnte Maximilian II. seine Geneigtheit für den Protestantismus schon darum nicht in einer ganz schlagenden und ganz durchgreifenden Weise, weil er eben Gründe hatte, äußerlich bei dem Katholicismus zu bleiben. Darum muß, was er thut, immer noch so gethan werden, daß der Bruch mit Rom, mit der gesammten katholischen Welt, vermieden wird. Der Kaiser befindet sich in verschiedenen Lagen und Verhältnissen. Als König von Böhmen, als Erbfürst der habsburgischen Lande, als König in Ungarn, vermag er freier zu handeln denn als Kaiser in dem eigentlichen Reiche. Man siehet da, wie er den Protestantismus fördert. Besonders die lutherische Reforma-

tion hatte sich in Böhmen mächtig ausgebreitet. Aber ihre Bekenner nannten sich noch immerfort Utraquisten. Sie thaten dieses, um unter dem Schutze des Religions-Friedens zu stehen, der 1512 zwischen den Katholiken und den Utraquisten in Böhmen aufgerichtet worden. Kühn gemacht durch des Kaisers Begünstigung begehrten sie von ihm, daß fürderhin der sogenannten Compactaten bei Bestätigung der Landes-Freiheiten nicht weiter gedacht werde. Die Compactaten erinnerten ja zu sehr an die alten und eigentlichen Utraquisten, die sich nur durch den Gebrauch des Kelches im Abendmahl von den Katholiken unterschieden. Kaiser Maximilian II. erfüllte dieses Begehren und die Utraquisten übergaben ihm 1575 ein Glaubensbekenntniß, das beinahe nur eine Abschrift des Augsburgischen war. Mündlich versicherte ihnen der Kaiser, daß er sie in diesem Glauben nicht antasten noch durch andere werde antasten lassen. Auch sollten die Utraquisten, welche immerfort diesen alten Namen behielten, sich eine Anzahl Personen erwählen dürfen, um über ihre Religion Schutz und Hand zu halten. Weiter that der Kaiser nichts, urkundlich versicherte er nichts, um den offenen Bruch mit Rom zu vermeiden.

Eben so deutlich offenbarte sich des Kaisers Gesinnung in dem eigentlichen Oestreich. Hier gestattete er den Ständen von Herren und Ritterschaft 1568 urkundlich, den Gottesdienst der Augsburgischen Confession gemäß einzurichten. Nur sollten sie sich des Schimpfens und Schmähens gegen die Katholischen enthalten, und über jene Confession hinaus keine Neuerungen machen. Wenn nun auch die Städte Oestreichs sich das Recht der öffentlichen Ausübung nahmen, so duldete es der Kaiser stillschweigend. Nicht in Widerspruch mit dem Landesherrn, sondern unter seiner Leitung breitet sich die neue

Lehre in Oestreich so gewaltig aus, daß ihr bald fast Alles angehört. Die Klöster behandelt der Kaiser schon fast wie die wirklich protestantischen Fürsten. In den steirischen Landen sah Erzherzog Karl sich etwas später 1578 genöthiget, den Herren, der Ritterschaft und den Städten seines Gebiets gleiche Freiheiten zu bewilligen. Nur nach Tirol drang die gereinigte Lehre fast gar nicht ein, nach Tirol, welches wieder ein Endpunct der germanischen Welt ist, wo sie mit der romanischen zusammenstößt, wo der fremde, undeutsche Geist schon von größerem Einfluß auf die Menschen ist. Welch ungeheuren Fortschritt des Protestantismus schien das nicht zu enthalten, daß er fast alle deutsche und slavische Gebiete der Habsburger sich gewonnen, wie stark schien das nicht die Hoffnung zu begründen, daß er in den Osten Europa's sieghaft sich würde verzweigen können, zumal da er in Polen, in Ungarn schon bedeutende Stützpuncte besaß. Auch in Ungarn trat Maximilian weder durch neue Gesetze noch durch die Vollziehung der alten der Sache der Reformation entgegen. Die Feldherrn, welche seine Kriege gegen die Türken stritten, waren Protestanten, unter ihnen der eben so tapfere als für das Lutherthum eifrige Lazarus Schwendi. Also sank auch in Ungarn der Katholicismus bedeutend. Wo die Türken herrschten, gediehen die Protestanten ruhig, denn die Barbaren frugen nach dem Unterschiede unter den Christen nicht. Johann Siegismund Zapolya, der Fürst von Siebenbürgen, verfolgte sie eben so wenig.

Im Uebrigen veränderte sich zu Maximilian II. Zeit im Osten Deutschlands die Lage der Dinge, welche seit dem Anfange der Reformation gewesen. Die große Gefahr, welche die Türken lange der protestantischen wie der katholischen Welt gezeigt, minderte sich. Am Anfange der Herrschaft des Kai-

fers lebte der alte, furchtbare Suleiman noch. Nachdem 1565 Malta vergebens von den Türken angegriffen worden, wälzte sich noch einmal des Sultans Heer in schauerlicher Majestät von Konstantinopel über die Donau nach Ungarn. Es war der dreizehnte Feldzug, den Suleiman der Große in Person unternahm. Unterweges kam Johann Siegismund Zapolya und der Sultan gelobte, ihn zum König der Theile Ungarns zu machen, die nicht zum Reiche der Türken gehörten.

Aber auch die Deutschen hatten sich tüchtig zusammengenommen; mit mehr als hunderttausend Streitern stand Maximilian bei Raab, doch eine offene Feldschlacht sorgsam vermeidend. Da warf sich der Sultan auf die Festungen Ungarns. Besonders Erlau und Szigeth gedachte er zu nehmen; ihr Fall sollte die Schmach von Malta verlöschen. Szigeth am Flusse Almas, in der Nähe von Fünfkirchen gelegen, ward von einer kleinen Schaar tapfrer Männer, die Niclas Zrinyi befehligte, vertheidiget. Lange vermochten die wüthenden Angriffe der Türken weder den Muth der Tapfern zu beugen, noch die Feste zu gewinnen. Endlich drangen die Türken ein und Zrinyi zog sich in das innere Schloß zurück. Da raffte der Tod 6. Septbr. 1566 den alten Sultan hinweg, aber der Großvesir verheimlichte ihn schlau. Maximilian, dem dieser Tod unbekannt geblieben, wollte mit dem alten furchtbaren Feinde sich nicht messen, rückte nicht vor, blieb bei Raab stehen. Mehemed Szokoli aber ließ Szigeth nun stürmen. Der tapfere Zrinyi sprengte sich mit den Seinen in die Luft; nie waren Männer größer gefallen.

Selim II. ward nun Sultan der Osmanen. Der Geist, welcher ihnen in Szigeth entgegengetreten, mochte sie schrecken, und der Sultan wendete sich lieber zu einem leichtern Unter-

nehmen gegen die Republik Venedig, der er die Insel Cypern abgewann. Der Kaiser aber gewann 1567 einen Frieden von den Türken, durch den ihm gegen jährlichen Tribut der Besitz eines Theiles von Ungarn blieb. Jene stete Gefahr, die von Ungarn her seit dem Anfange des sechszehnten Jahrhunderts den Deutschen gedroht, jene Gefahr, die zugleich auch den Katholischen auf die Protestanten zu fallen gewehrt, die auch ein Schutz und Schirm für den Protestantismus gewesen, hörte allmälig auf. Darum mußte für denselben in Schweden ein anderer Beschützer erwachen.

Also auch jetzo hatte die Reformation noch ihr Glück in Deutschland. Unaufhaltsam, gleichsam von höheren Geschicken herbeigeführt, schien der Fortgang der protestantischen Meinungen in dem Reiche zu sein, damit die nationale Einheit, welche im Politischen fehlte, doch im Glauben und in der Kirche vorhanden sei. Nicht allein in den habsburgisch-österreichischen Landen schritt die Reformation in Deutschland gewaltig vor; auch in dem Herzogthum Braunschweig ward sie, lange von den Menschen ersehnt, vom Herzog Julius 1568 eingeführt. Aber in demselben Momente erhob sich auch der neue Katholicismus, der Katholicismus der Jesuiten, wieder. Alle geistliche Fürsten Deutschlands hatten, bis die Jesuiten mit ihren Entwürfen auftraten, mit ihrem katholischen Eifer und ihrer Verfolgungswuth, ruhig im Ganzen genommen ihren protestantischen Unterthanen die Gewissens- und Kirchen-Freiheit gelassen. Es war diese in dem Religions-Frieden selbst eigentlich nicht ausbedungen; sie beruhete nur auf einer Neben-Declaration Kaiser Ferdinand I., über welche in der Eile nicht einmal ein Protocoll entworfen worden. Plötzlich erhoben sich unter Maximilians II. Regierung zuerst die geistlichen Fürsten von Trier, Mainz und Fulda gegen die Refor-

mation in ihren Gebieten. Die Pfarrer wurden vertrieben, Jesuiten und Mönche herbeigeführt, die Menschen von ihrem Glauben zum Katholicismus zurückgezwungen. War auch der herangewachsenen Generation nicht zu trauen, war von ihr, selbst durch die Gewalt, kaum mehr als ein äußerliches Bekenntniß des Katholicismus zu erwarten, so vertraute man um so mehr den Anstalten, die für die heranwachsende getroffen wurden. In der Schule ward wieder der strengste und unbedingteste Katholicismus gelehrt, glühender Haß gegen die Reformation eingeprägt. Daher auch die spätere, noch jetzo bemerkbare Erscheinung, daß in Ländern, die einst ganz protestantisch gewesen, der Katholicismus glühender und unbedingter als da geworden, wo die Reformation weniger oder gar keinen Fuß gewonnen. Jene geistliche Fürsten läugnen bei diesem Verfahren sogar das Dasein der Neben-Declaration Kaiser Ferdinands. Sie beriefen sich auf ihre fürstliche Macht, auf den von den Protestanten selbst ausgesprochenen und durchgeführten Grundsatz, daß der Unterthan glauben müsse wie sein Fürst und Herr. Ging diese Gegen-Reformation weiter, wie sie denn wohl bei dem Eifer und dem Treiben der Jesuiten weiter gehen mußte, nachdem einmal das Beispiel gegeben, so drohete der Sache der Reformation große Gefahr, da gerade der geistlichen Fürstenthümer in Deutschland so viele waren.

Kaiser Maximilian II. aber befand sich hier in dem Reiche in einer anderen Lage als in seinen Erblanden, in Böhmen, in Ungarn. Er konnte seine Geneigtheit für den Protestantismus nicht offenbaren. Das Kaiserthum war dazu gleich an sich selbst viel zu ohnmächtig. Wenn er gegen die geistlichen Fürsten doch hätte aufschreiten wollen, mit Rom, mit der ganzen katholischen Welt würde er damit vollständig gebrochen haben.

Also der Kaiser vermochte es kaum, den Protestanten hier zu helfen. Er hätte einen Kampf gegen den gesammten Katholicismus, gegen die katholischen Mächte deshalb eröffnen müssen. Nicht kräftig und entschlossen, nicht protestantisch genug war er dazu. Die Fürsten und Stände, welche der Reformation anhingen, hätten sich selbst helfen müssen. Es gab doch nur eine Weise, in welcher sie sich helfen konnten, mit den Waffen, mit Gewalt. Aber ihre ganze Gesinnung stand nicht auf Waffen und Gewalt. Ihrer waren zu viele, als daß ein kräftiger Entschluß, so lange eine große, unzweideutige, allgemeine Gefahr da stand, gefaßt werden mochte. Unter den vielen Fürsten und Ständen durchkreuzten sich die Ansichten und Absichten zu vielfach. Auch war der Protestantismus in Deutschland um dieselbe Zeit, da die katholische Gegen-Reformation sich erhob, völlig in sich selbst zerfallen. Nicht allein daß große theologische Entzweiungen in dem Schooße des Lutherthums selbst ausgebrochen, wo sie sich über die Erbsünde, die guten Werke, die gleichgültigen Werke, die göttliche Vorherbestimmung und andere Dinge mehr mit Heftigkeit und Erbitterung stritten. In der damaligen Welt sind die Fragen über diese Dinge von einem allgemeinen Interesse. Alle Klassen und Stände der Menschen nahmen an ihnen Theil, wie in unseren Tagen alle Klassen und alle Stände von der Entscheidung der politischen Fragen in Bewegung gesetzt werden, und der eine von dieser, der andere von jener Staatsform Heil und Segen für das Leben erwartet. Aber die größere und wahrhaft gefährliche Spaltung ist in den deutschen Protestantismus dadurch gekommen, daß nun der Calvinismus förmlich Platz unter den Fürsten und Ständen des Reiches genommen.

Lange schon hatten die eifrig Lutherischen dieses Eindringen

des Calvinismus gefürchtet, endlich traf sie der Schlag, daß es wirklich geschah. Im Jahre 1559 ging die Pfalz auf den Kurfürsten Friedrich III. über. Sogleich führte er den Calvinismus in seinem Lande ein und ließ den Heidelberger Katechismus aufstellen. Das deutsche Fürstenthum hatte durch die Reformation eine sehr seltsame Gestalt angenommen. Es war auch eine Gewalt über die Kirche und den Glauben der Menschen geworden. Friedrich III. reformirte nun sein Land im Sinne des Calvinismus und wendete das fürstliche Reformationsrecht wieder gegen die Lutheraner an. Wer die Form der Reformation nicht annehmen wollte, welcher sich der Fürst zugewendet, ward von Haus und Hof getrieben. Besonders war das der Lehrer und Prediger, welche sich nicht fügen wollten, gewöhnliches Schicksal. Oft kam der schnellste und seltsamste Wechsel. Nach den wechselnden Vorstellungen der Fürsten sollten und mußten sich die Menschen bequemen. So in der Kurpfalz. Als 1576 Friedrich III. starb und sein Sohn Ludwig, der Lutheraner, folgte, ward das Land wieder im Sinne des Lutherthums reformirt. Und als nach dessen Tode Friedrich IV. 1583 folgte, ward die Kurpfalz von dessen Vormunde eben so gewaltsam wieder calvinisch gemacht. Die Lutheraner aber wurden gleich durch den Uebertritt Friedrichs III. zum Calvinismus auf das Aeußerste aufgeregt und erbittert. Es fehlte wenig und sie hätten auf dem Reichstage von 1566 sich von dem Kurfürsten förmlich getrennt und erklärt, daß er von den Wohlthaten des Augsburgischen Religions-Friedens nunmehr ausgeschlossen sei. Kaiser Maximilian II., der den im Protestantismus ausgebrochenen Streit immer vergeblich zu schlichten suchte, gebot dem Kurfürsten umsonst, sich des Calvinismus zu entschlagen. Friedrich III., voll Eifer für denselben, erklärte, daß er in Glaubens- und

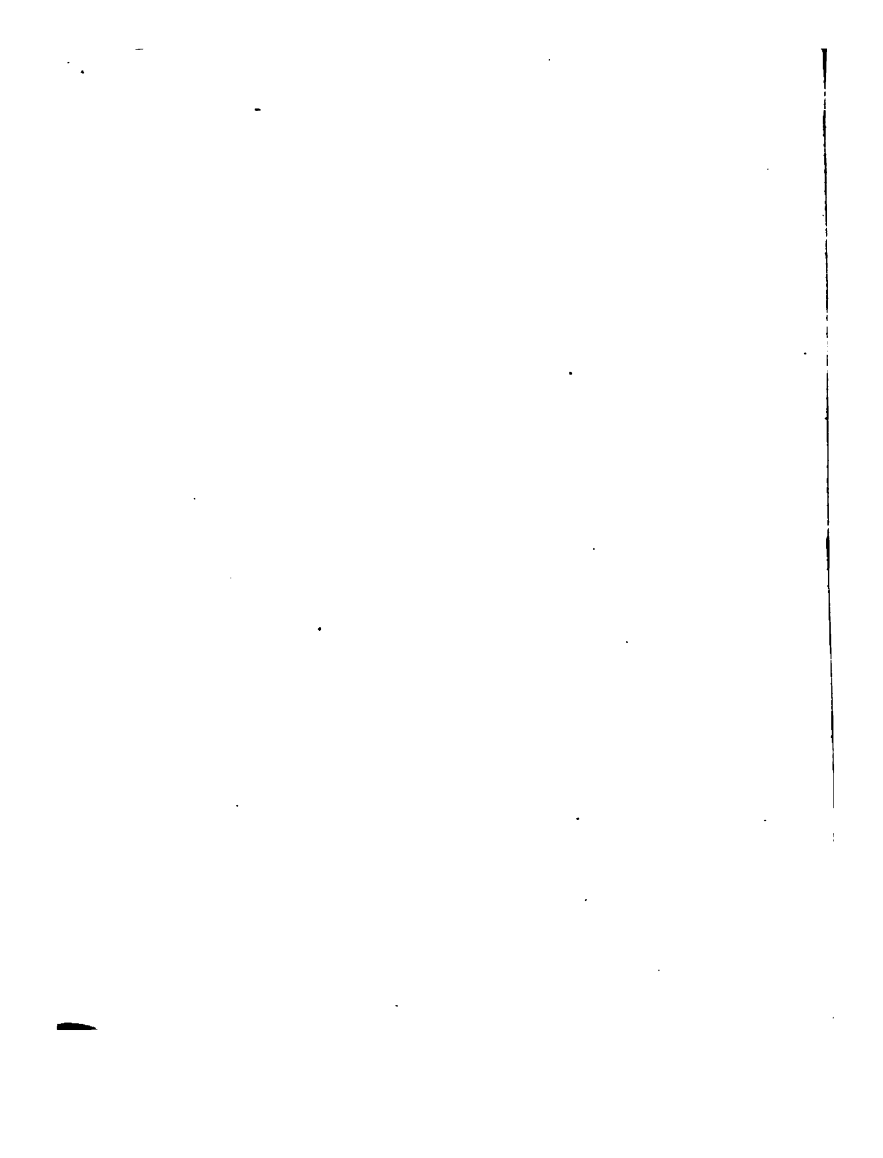
Gewissenssachen nur den Herrn aller Herren als seinen Herrn anerkenne und entferne sich von dem Reichstage. Nun gestaltete sich besonders zwischen den Häusern Kurpfalz und Kursachsen ein scharfer und heftiger Gegensatz. In Kursachsen wurden alle, die sich dem Calvinismus auch nur zu nähern schienen, mit der größten Heftigkeit verfolgt. August ließ, nachdem er sie alle vertrieben und alle calvinische Vorstellungen in seinem Lande ausgetilgt zu haben meinte, eine Siegesmünze schlagen, auf welcher er als der Triumphator des reinen und unbedingten Lutherthums erscheint. Als nun auch in der Stadt Bremen der Calvinismus die Oberhand gewann, stieg die Wuth und Erbitterung der alten Lutheraner so hoch, daß Hamburg und Lübek ihrer Schwesterstadt die alte Handelsverbindung aufkündeten, Danzig sogar Beschlag auf bremische Waaren und Schiffe legte.

Diese Spaltung im Protestantismus mußte natürlich von Einfluß auf seine Stellung gegen den Katholicismus sein. Nicht in Eintracht, sondern in Zwiespalt kämpfte er ja fortan gegen denselben. Wie viel sich der Protestantismus durch diese Spaltung schadete, sah man deutlich auf dem Reichstage von 1576. Kurpfalz trug auf die Abschaffung des geistlichen Vorbehalts an. Weder gegen die Türken, noch für Polen, wo Maximilian eben zum König erwählt worden, sollten die Protestanten ihre Hülfe bewilligen, bevor nicht dieser Forderung Genüge gethan worden. Kursachsen aber und Kurbrandenburg waren selbst dagegen, zum Theil wenigstens nur deshalb, weil der Antrag von dem verhaßten Calvinismus ausgegangen war. Es verblieb nun bei den Bestimmungen des Religions-Friedens; unerschüttert blieb die Schutzmauer des Katholicismus in Deutschland stehen. Kaiser Maximilian II. aber ward am



Lith. u. Druck v. Ed. Pietzsch & C. in Dresden.

Römisch-deutsche Kaiser.



12. Octbr. 1576 durch plötzlichen Tod aus den Wirren der Zeit gerissen.

Von den sechs Söhnen Maximilians II. war Rudolf, der erstgeborene, schon 1575 zum römischen Kaiser erwählt worden. Kaiser Rudolf II. war ein seltsamer, mit physicalischen, chemischen, astronomischen und astrologischen Studien, die ihm in seiner Stellung als Fürst und Kaiser wenig ziemten, weit mehr als mit dem Leben beschäftigter Mann. Die Söhne Maximilians II. waren von der Gemahlin Maria im eifrigen Katholicismus auferzogen worden. Rudolf II. indessen ist von den Brüdern noch der am wenigsten eifrige. Daß sein Eifer geringer, kommt aber den Protestanten nicht zu Gute, denn die Staats-Angelegenheiten überläßt er seinem Bruder Karl, bei dem, wie bei den übrigen Gliedern der deutschen Linie des Hauses Spanien-Habsburg, der Same der Mutter auf einen sehr empfänglichen Boden gefallen ist. Bald mußten die Protestanten der österreichischen Lande es empfinden, daß sich die Ansichten des Staatsoberhauptes umgeändert. In dem eigentlichen Oesterreich wurde den Städten der öffentliche protestantische Cultus entrissen, den Bürgern wieder katholisch zu werden geboten. Kaiser Maximilian II. hatte auch nur den Herren und Rittern die Kirchen-Freiheit gegeben, die Städte hatten sich dieselbe nur unter des Kaisers Duldung genommen. Indessen wollte es hier mit der Wiedereinführung des Katholicismus noch nicht vorwärts gehen. Es bedurfte dazu noch der gewaltsamsten Mittel und Maßregeln.

Indessen erwachte der von den Jesuiten neu befeuerte Katholicismus zu immer größerer Thatkraft. Die leidende und duldende Stellung, in welcher der Katholicismus, zumal in Deutschland, bald ganz untergehen mußte, ward von den Fürsten und Häuptern dieses Kirchenthums mit dem Gedanken

an kecken Angriff und Vergewaltigung, an Bezwingung der Menschen vertauscht. Und die Protestanten hatten nichts entgegenzusetzen als ihre Spaltung, ihre innern Zwistigkeiten. Mit ungeheurer Mühe brachte Kursachsen, um das Lutherthum ganz von dem Calvinismus zu entfernen, die lutherische Eintrachtsformel (Formula concordiae) zu Stande, die 25. Juli 1580 von sechsundachtzig Fürsten und Ständen unterschrieben ward. Es ist nicht zu verkennen, daß die Lutherischen auf dem Puncte waren, den Geist in eine neue Buchstaben- und Formen-Fessel zu schlagen, die sich von der, in welche der moderne Katholicismus der Jesuiten die Geister der Menschen bannte, immer noch sehr vortheilhaft dadurch unterschied, daß er der Urquelle aller Freiheit, dem evangelischen Worte, näher verwandt geblieben.

Die verderbliche Spaltung ließ den Protestantismus zu keinem Vortheile von Bedeutung mehr gelangen. Gebhard Truchseß, Erzbischof von Köln, wohin die Reformation bis jetzt wenig gedrungen, hatte ein Ehebündniß mit der Gräfin Agnes von Mannsfeld geschlossen, war dadurch aus der römischen Kirche geschieden, hatte seinen Unterthanen Glaubens- und Gewissens-Freiheit verkündet, also daß beide Religionen frei in dem Fürstenthume neben einander sollten ausgeübt werden können. Es zeigte sich die Aussicht ein schönes und großes Fürstenthum, dessen Besitzungen sich bis weit in den Norden Deutschlands verzweigten, für die Reformation zu gewinnen, ja die Aussicht ein neues protestantisches Fürstenhaus zu gründen, obwohl Gebhard versprochen, die Wahlrechte des Domcapitels zu ehren. Unglücklicherweise aber wendete sich Gebhard zum Calvinismus und machte sich dadurch die mächtigen lutherischen Fürsten von Sachsen, Brandenburg, Braunschweig, Meklenburg und Würtemberg abgeneigt. Sie

sahen, daß wenn sie für den Kölner Kurfürsten kräftig und mit den Waffen auftreten wollten, bei der jetzigen, feurigen Stimmung der Katholischen ein allgemeiner Kampf unvermeidlich sei. Um des verhaßten Calvinisten willen wollten sie einen solchen nicht. Also ließen sie Gebhard von Truchseß fallen. Sie klagten und jammerten zwar, aber sie ließen ihn fallen; und sie würden ihn schwerlich haben fallen lassen, wenn er sich zum Lutherthume gewendet. Pabst Gregor XIII. that Gebhard in den Bann, das Domcapitel wählte Ernst von Baiern zum Erzbischof, Baiern griff gegen Gebhard zu den Waffen. Der Pabst zahlte dazu Hülfsgelder, selbst spanische Truppen kamen aus den Niederlanden an den deutschen Rheinstrom. Vergebens nahmen die Calvinisten unter dem Pfalzgrafen Johann Casimir für Gebhard auch die Waffen. Im Jahre 1584 war Alles beendet, Gebhard aus allen seinen Besitzungen getrieben.

Es war kaum anders möglich, die katholische Partei, indem sie die Schwäche und Haltlosigkeit der protestantischen sah, mußte zu immer kühnern Erwartungen und Entschlüssen kommen. In der Kölner Sache angegriffen und dabei zuerst nur vertheidigungsweise auftretend, wendet sich der Katholicismus rasch und entschlossen dem Angriff zu. Gleich mit dem Jahre 1584 bemerkt man, wie er sich zu diesem Angriff erhebt. In den steirisch-österreichischen Landen tritt der eifrige Erzherzog Karl auf, bald folgten ihm die Bischöfe von Würzburg, Salzburg, Münster, Paderborn, Hildesheim. Mit Gewalt wird der Protestantismus ausgerottet, die Menschen von ihrem Glauben hinweggezwungen. Auch in den Reichsstädten, wie in Augsburg und Regensburg, erhebt die katholische Partei wieder mächtig das Haupt. In den Reichsstädten zwar geht die neue katholische Bewegung wirklich aus einem Theile der

war 11. Febr. 1586 gestorben. Sein Sohn Christian I. begünstigte die calvinischen Vorstellungen, noch mehr geschah das aber von dem Kanzler Crell. Die streng Lutherischen wurden nun auch in Sachsen verfolgt, aber es währte nur eine kurze Zeit. Denn als Christian I. 25. Septbr. 1591 starb und für den minderjährigen Christian II. Friedrich Wilhelm von Sachsen-Altenburg die vormundschaftliche Regierung übernahm, erfolgte eine grausame Reaction gegen die Calvinisten und der Kanzler Crell ward sogar hingerichtet.

Auf der andern Seite stand in Deutschland dessen katholische Partei wahrhaftig in einer noch eigenthümlichern und seltsamern Lage als die protestantische. In der ungeheuren Mehrheit der Nation, wann und wo diese nur frei, selbstständig und ungezwungen leben konnte, hatte sie keinen Stützpunct. Ihr nationaler Stützpunct beruhete nur in einer sehr kleinen Minderzahl der Nation selbst, in den geistlichen Fürsten und Herren, in einigen weltlichen Fürsten, unter denen nur Oesterreich und Baiern noch von Bedeutung waren. Sie mußte vom Auslande leben und zehren, vom Auslande her in Bewegung gesetzt werden. Dennoch hatte sie vor der protestantischen Partei Vieles voraus. Sie war in sich selbst einig und geschlossen, sie wußte mit Klarheit und Bestimmtheit, was sie jetzo wollte, die Unterdrückung des Protestantismus, sie ward von einem Mittelpuncte aus, von Rom her, geleitet, sie war von einem Geiste, von dem Geiste der Jesuiten, erfüllt, und völlig unbedenklich über die Mittel und Wege, welche anzuwenden waren, um zum Ziele zu gelangen.

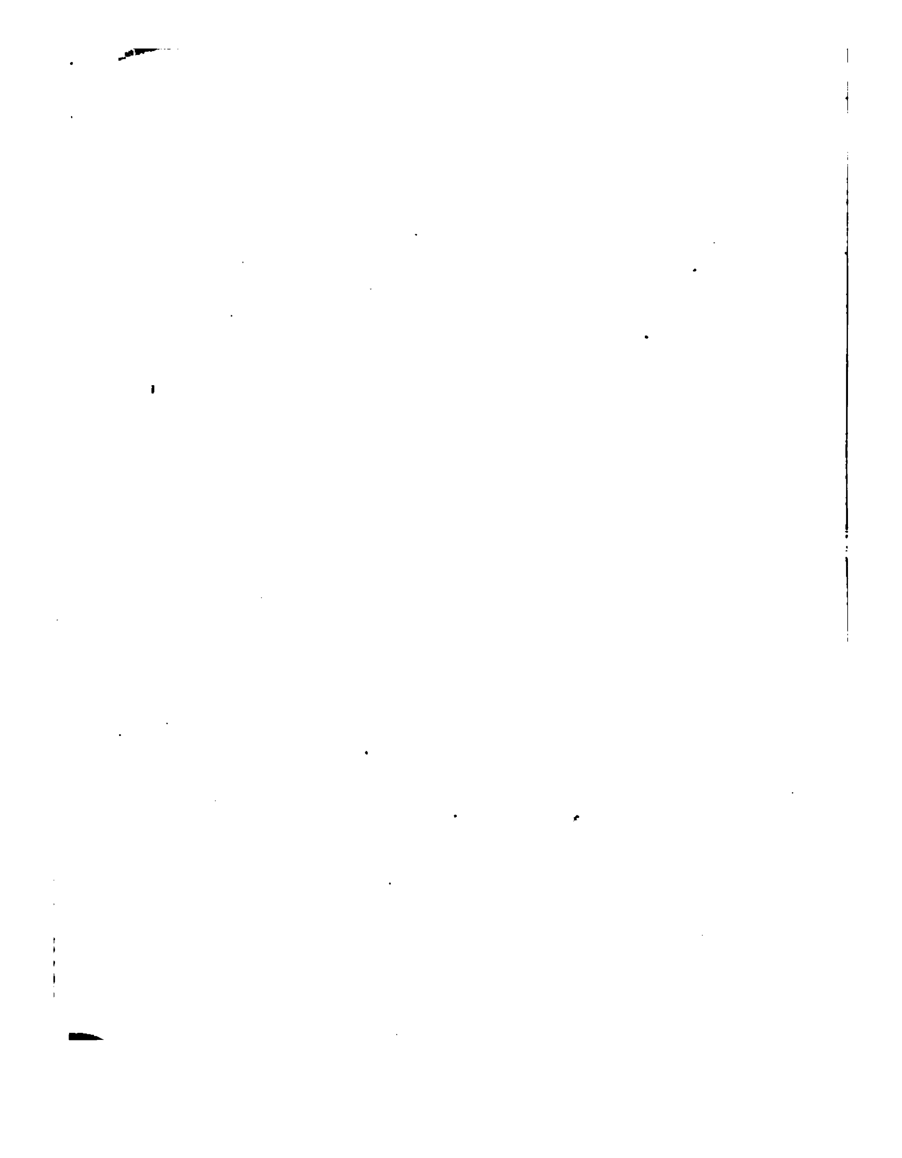
Nun waren die Jesuiten bereits geraume Zeit in Deutschland wirksam gewesen und die, welche von ihnen auferzogen, welche ganz mit ihrem Geiste erfüllt, welche ihnen ganz gehörten, fingen an heranzuwachsen, auf der Bühne der Ereig-



Reiterstatue Maximilian's I.

in München.

Lith. u. Druck v. Ed. Pietzsch & C.o in Dresden.



nisse zu erscheinen, auf derselben zu handeln. Zwei junge Männer bemerkt man besonders unter ihnen, Herzog Maximilian I. von Baiern, welchem sein Vater Wilhelm 15. Octbr. 1597 des Landes Regierung abtrat, Erzherzog Ferdinand, der nachmalige Kaiser Ferdinand II., der 1596 die Herrschaft über Steiermark, Kärnthen und Krain angetreten. Von beiden wird noch oftmals in diesen Geschichten die Rede sein müssen. Beide sind Freunde, sind Geistesverwandte, unbedingte Jesuitenjünger, von denselben mit dem glühendsten Hasse gegen den Protestantismus erfüllt. Noch vor dem Ende des Jahrhunderts macht sich der junge Ferdinand auf eine die Protestanten schreckende Weise in dem Reiche bemerkbar. Er ist im Jahre 1597 über Loretto, wo sich das hochheilige Muttergottesbild befindet, nach Rom gepilgert zu den Füßen Pabst Clemens VIII. Dort hat er das Gelübde gethan, die katholische Religion selbst mit Gefahr seines Lebens in seinen Erblanden wieder herzustellen. Der Pabst bestärkt ihn in diesem Entschlusse und mit ihm kehrt Ferdinand zurück.

Mit einer Festigkeit, Härte und Gewaltsamkeit, wie sie bis jetzt noch nicht erschienen war, begann er sogleich das Werk der sogenannten Gegen-Reformation. Für alle seine Lande, für Steiermark, Kärnthen und Krain erschien 1598 ein Befehl, daß alle lutherische Prediger sofort das Land räumen sollten. Vergebens widersetzten sich die Stände der drei Lande. Weder Bitten noch Drohungen vermochten hier über den eisernen Ferdinand etwas. Er war entschlossen, lieber Land und Leute zu verlieren, als das protestantische Bekenntniß in seinem unmittelbaren Gebiete zu dulden. Als er den schwachen Widerstand der Stände besiegt hatte, fuhr er mit rascher Entschlossenheit in der Ausführung seines Willens fort. Die protestantischen Gotteshäuser wurden allenthalben geschlossen, allen

Einwohnern, die nicht binnen einer kurzen Frist katholisch werden wollten, geboten das Land zu räumen. Der Erzherzog ernannte eine besondere Inquisitions-Commission. Von bewaffneten Knechten umgeben, zog sie von Stadt zu Stadt, von Ort zu Ort. Widerstand zeigte sich freilich hin und wieder, aber Ferdinand, völlig unbedenklich über die Mittel, durch welche ihm sein Ziel gewonnen würde, ließ durch das Schrecken des Todes und der Waffen Alles niederschlagen. Viele tausend fleißige und vermögliche Einwohner verließen das Vaterland. Es ist eine Zeit der Angst, des Jammers und der Noth für den Protestantismus überhaupt. Wie viele müssen doch um des Glaubens willen den bittern Tod leiden, wie viele das Vaterland und das Vaterhaus mit dem Rücken ansehen, in der Fremde unter Mühen und unter Sorgen sich eine neue Stätte suchen. Werden die Lande Ferdinands auch von Tausenden verlassen, die Menge muß sich doch der landesfürstlichen Gewalt fügen. Diese stellte den katholischen Gottesdienst auf den Trümmern des protestantischen wieder her. Die Prediger waren verjagt, die Kirchen und Schulen niedergerissen, die Bibeln und Erbauungsbücher verbrannt. Mehr als zehntausend derselben ließ Ferdinand 8. Aug. 1600 bei Grätz verbrennen. Auf der Stelle, wo es geschehen, errichtete er ein Capuzinerkloster. Die gegenwärtige Generation war freilich, das wußte Ferdinand, das wußten die Jesuiten wohl, für den Katholicismus auch hier nicht zu gewinnen. Wie sollten Glaube und Ueberzeugung durch Zwang und Gewalt begründet und geschaffen werden! Aber man sorgte für das heranwachsende Geschlecht. Es ward den Jesuiten, den Mönchen überantwortet und das Land allen protestantischen Vorstellungen und Gedanken auf das Strengste verschlossen. So ward allmälig ein neues Geschlecht gewonnen, das den Protestantis-

mus nicht mehr kannte, das nur noch einen heftigen, von den Jesuiten eingeprägten Haß gegen ihn kannte.

Etwa fünf Jahre, an der Wende des Jahrhunderts, wüthete des Erzherzogs Ferdinands Inquisition in dem Lande. Dann hatte er sein Ziel gewonnen und meinte damit ein großes, Gott gefälliges Werk vollendet zu haben. So hatten ihm die Jesuiten, die Verderber des Christenthums, die Verdreher des göttlichen Worts, unter deren Händen sich die Liebe in Haß, Verfolgung und Tod verwandelt, gelehrt. Und diesen Jesuiten war Ferdinand unbedingt ergeben. Nichts unternahm er ohne ihren Rath, nichts anders als mit ihrem Rath; kaum daß er ohne sie zu athmen wagte. Darin stand ihm sein Freund, Herzog Maximilian I. von Baiern, ziemlich, doch nicht vollständig gleich. Lebhafteren und tieferen Geistes als Ferdinand wird er doch nicht so unbedingt, wie dieser, von den Jesuiten geleitet. Doch ist auch ihm ihre Sache die seinige, doch gehet auch er die Bahn, auf welche die Jesuiten ihn gewiesen.

Nicht ohne Schmerz und Bedauren kann man auf diese beiden jungen Männer, und besonders auf Maximilian von Baiern sehen. Eine ursprünglich reine und edle germanische Natur, als solche bieder und gerade, der Zweideutigkeit und Treulosigkeit fern, ist von den Jesuiten eingenommen und verdreht, daß er undeutsch und zweideutig zu sein, wenn es die Sache der Kirche gilt, sogar für eine Pflicht erachtet. Maximilian meinet es nicht, indem er es thut, glaubt es nicht, daß es so sei, aber es ist. Seine Bestrebungen sind Unheil für Deutschland gewesen. Er verschuldet es besonders mit, daß die Spaltung der Kirche und des Glaubens geblieben. Sie sind auch, seine Bestrebungen, zugleich für die Christlichkeit der deutschen Nation sonder Vortheil geblieben.

Zweites Buch.

Die Union und die Liga. Tod Heinrichs IV. von Frankreich und Karls IX. von Schweden. Regierungsantritt Gustav Adolfs. Ausbruch des Krieges in Böhmen.

Erstes Kapitel.

Finster und trübe endet das sechszehnte, finster und trübe geht der Morgen des siebenzehnten Jahrhunderts auf. Ueber die sanfte Religion der Liebe und des Hoffens ist das Geschlecht der europäischen Menschen in die äußerste Wuth unter sich selbst gesetzt. Tücke, Zweideutigkeit, Verrätherei gegen den Feind des Glaubens geübt, werden fast als Tugenden oder doch wenigstens als Erfordernisse eines Glaubenseifrigen betrachtet. Der Krieg wüthet hier in seiner wenigstens offenen und ehrlichen Gestalt, dort schleicht der feige Meuchelmord herum, welchen die verirrte Zeit, welchen wenigstens die eine der kämpfenden Parteien kaum als minder ehrenhaft denn offenen und ehrlichen Kampf ansiehet. So ist allenthalben der Dämon des Bösen losgelassen. Keine der beiden Parteien mag sich einer Reinheit der Gesinnung und der Handlung rühmen, die nicht vorhanden gewesen. Sicher aber ist doch und unzweifelhaft, daß der Unthaten geringere Zahl auf der Seite der Protestanten gefunden wird.

Wie nun aber an dem Abend des alten and am Morgen des neuen Jahrhunderts in dem Reiche der Deutschen sich die Ereignisse immer wirrer und verwickelter zur nahen Lösung im blutigen Waffenstreite gestalten, muß die Betrachtung auch auf die Nachbarschaft Deutschlands, im Westen, Norden und Osten besonders, sich richten. Denn nicht allein standen die Deutschen in der Welt, nicht eine einzelne und eigene Sache war es, welche sie stritten, welche sie in Zukunft streiten werden. Es ist eine allgemeine europäische Sache und darum ist es für die Nachbarn von Wichtigkeit, wie es in Deutschland werden wird, für die Deutschen von Wichtigkeit, wie es geworden, wie es ist in der Nachbarschaft, ob hier der Katholicismus obgesiegt oder der Protestantismus. Das ist für Alle von um so größerer Wichtigkeit, als der Deutschen Land das Herz Europa's ist, ein offener Kampf zwischen den Glaubens- und Kirchen-Parteien in Deutschland fast mit Nothwendigkeit auch die Nachbarn in den Streit hereinziehen wird, eben weil die Gestaltung des Herzens der europäischen Welt ihnen Allen von großer Wichtigkeit sein muß.

Was zuerst den Westen anlangt, wie er, das Reich der Deutschen als den Mittelpunkt genommen, gelegen, so haben die deutschen Protestanten von dorther der Hülfe wenig zu erwarten. Denn dieser Westen ist zum bei weitem größeren Theil dem Katholicismus verblieben. Selbst in dem protestantischen England, das auch in dem katholischen Irland einen bösen Anhang behalten, ist eine für die protestantische Sache nachtheilige Veränderung eingetreten. Die große und jungfräuliche Königin Elisabeth stirbt 1603 und mit ihr endet das Geschlecht Tudor. Jacob, der Sohn Maria Stuarts, vereinigt zuerst die Kronen von England und Schottland. Zwar ist Jacob im Protestantismus auferzogen. aber er ist lau in dem-

selben und wird sogar des heimlichen Katholicismus verdächtig. Jacob I. wird für den deutschen Protestantismus nicht zu den Waffen greifen, nicht wie es die Parlamente verlangten und wie es die große Elisabeth würde gethan haben, beim Ausbruche des deutschen Religionskrieges ein Heer protestantischer Engländer nach Deutschland senden. Frankreich hat seine großen Stürme schon überlebt, wie die deutschen noch nicht begonnen. Der Protestantismus dort ist, wie beschrieben, unterlegen, die Staatsgewalt, die Mehrzahl der Nation katholisch geblieben. Nicht von der geringen Anzahl der französischen Protestanten kann Deutschland Hülfe erwarten, nur von der Staatsgewalt in Frankreich kann sie etwa noch erwartet werden, wenn, wie zur Zeit Kaiser Karls V., die Vernichtung des Protestantismus zugleich eine Steigerung der Macht des Hauses Spanien=Habsburg sollte zu enthalten scheinen. Eifersüchtig bewacht schon König Heinrich IV. die Bewegungen und die Entwürfe dieses Hauses von der deutschen sowohl als von der spanischen Linie. Größer und bedeutender als die deutsche, erscheinet im Aeußerlichen die spanische. Sie ist unter Philipp II. durch den Gewinn Portugals und der portugiesischen Colonienlande gestiegen, ging dabei auch Nord=Niederland verloren. Innerlich aber war der spanischen Monarchie schon Saft und Kraft entnommen, als sie von Philipp II. auf seinen schwachen Sohn Philipp III. überging, durch dessen Schwäche der Staat zu einer Beute der Höflinge ward. Die Niederlande, so weit sie spanisch geblieben, hatte zwar schon Philipp II. seiner Tochter Klara Eugenia und dem mit ihr vermählten Erzherzog Albrecht von Oesterreich aufgetragen, doch waren es noch spanische Mittel und Kräfte, durch welche der Krieg gegen das abgefallene Nord=Niederland fortgesetzt ward. Große und interessante Momente bot derselbe an dem

Anfange des neuen Jahrhunderts nicht mehr dar. Der Feldherr des Erzherzogs Spinola eroberte mit ungeheuren Anstrengungen 1604 die Stadt Ostende, deren Belagerung er schon 1601 begonnen. Sonst trat Moritz von Oranien, der an der Spitze der neuen Republik stand, den Spaniern fast allenthalben mit Glück entgegen. Als Spinola 1606 noch einmal das Eindringen in die Nord-Provinzen versuchte, lief das Unternehmen unglücklich aus. Alle Hülfsmittel Spaniens und der spanischen Niederlande waren auf das Tiefste erschöpft, der Friede für Spanien eine bittere Nothwendigkeit geworden. Nicht in demselben Maße war er es für Nord-Niederland, besonders für die Provinzen Holland und Seeland. Sie hatten sich während des Krieges eine Handelsstraße nach Indien gebahnt und der indische Handel warf unermeßlichen Gewinn ab. Schon 1607 erbot sich der Erzherzog die abgefallenen Nord-Provinzen als freie Länder und Staaten anzuerkennen, auf welche er keinerlei Anspruch zu machen habe. Indessen standen sich doch noch die Ansichten zu schroff entgegen, als daß ein eigentlicher Friede hätte geschlossen werden können. Es kam nur 9. April 1609 zum Abschluß eines zwölfjährigen Waffenstillstandes. Nicht einmal diesen sah Heinrich IV. von Frankreich, der Freund der niederländischen Provinzen, gern. Denn er meinte, bald Krieg gegen Spanien beginnen zu müssen, damit in Friede und Ruhe dessen Macht nicht wieder auf eine Frankreich bedrohende Art steige. Doch durch den Abschluß jenes Waffenstillstandes neigte sich auch in den Niederlanden der Glaubenskrieg, noch ehe er in Deutschland begonnen, zu Ende.

Der ganze Westen Europa's bot dem deutschen Protestantismus, sollte er bedroht werden von so schwerer Gefahr, daß er sich nicht allein würde zu erretten vermögen, sehr ge-

ringe Aussicht dar. Darum war es von so großer Wichtigkeit, daß gerade an der Wende des Jahrhunderts, wie bereits erzählt, durch die Thronbesteigung Karls IX. in Schweden eine Stütze gewonnen ward. Auch stand Schweden in dem scandinavischen Norden nicht allein als eine solche Stütze da. Auch Dänemark war bei dem Protestantismus, und zwar in der Form des strengsten Lutherthums, stehen geblieben. Der Katholicismus hatte hier nicht einmal einen bedeutenden Versuch zu einer Reaction zu machen vermocht. Das Reich der Dänen hatte indessen viel weniger wahre Kraft als Schweden, denn der Adel hatte hier die Königsmacht fast vernichtet. Ein vielköpfiges Herrnthum aber paßt nicht zur Leitung großer Dinge. Im Uebrigen war auf Christian III., dessen zuletzt gedacht, 1559 Friedrich II. und auf diesen wieder 1588 Christian IV. gefolgt, der auch eine kleine Rolle im dreißigjährigen Kriege gespielt hat.

Was den Osten der europäischen Welt anlangte, so konnte von daher der deutsche Protestantismus Hülfe auch nicht erwarten. Polen hatte sich, obwohl der Protestantismus sich noch immer daneben behauptete, fast wieder zum Katholicismus zurückgewendet und ging unter dem katholischen Wasa, unter Siegismund III., Karls IX. von Schweden und Gustav Adolfs geschworenen und natürlichen Feind, immer weiter fort auf der eingeschlagenen Bahn. Alle Stellen und Aemter gab der König nur an Streng-Katholische. Die Jesuiten erzählen, daß das eine ungeheure Wirkung auf den Adel hervorgebracht habe. Besonders den Senat füllte der König mit so Streng- und Alt-Gläubigen an. Nun wurden die den Protestanten früher bewilligten Freiheiten und Rechte unaufhörlich bald von der Staatsgewalt selbst, bald unter stillschweigender Duldung dieser Staatsgewalt verletzt. Alle Mittel, die ein Staat besitzt, um eine Meinung zu fördern, eine andere zu unterdrücken — und diese

Mittel sind groß, würden in Polen für den Katholicismus und gegen den Protestantismus in Bewegung gesetzt. Die Protestanten verbündeten sich mit den griechischen Christen, die von den Jesuiten in gleicher Weise gepreßt wurden, und schlossen 1599 eine sogenannte Föderation. Sie erhuben, was in Polen nicht als Aufruhr, nur als Recht des Adels angesehen ward, selbst die Waffen, um ihre Rechte zu schirmen; aber sie erlagen 1607 vor der Macht des Königs und der Katholischen. Indessen ward 1608 eine allgemeine Amnestie bewilligt. Mehr durch die Künste, die gegen ihn in Bewegung gesetzt wurden, als durch offene Gewalt schrumpfte der Protestantismus in Polen allmälig zusammen. Von dieser Seite her war für den deutschen Protestantismus somit wohl nur Feindschaft und Angriff zu erwarten.

Auch in dem anderen Theile des Ostens, der an Deutschland grenzte und wohin der Protestantismus bedeutend eingedrungen, hatten sich die Verhältnisse in dieser Zeit mehr zum Nachtheile als zum Vortheile umgewandelt. Die Sonne des osmanischen Reiches, die so lange blutigroth geleuchtet, begann zu verbleichen, die Institute, welche den Christen furchtbar gewesen, besonders die Janitscharen, ihre alte Kraft zu verlieren. Dazu durchbebten furchtbare Empörungen das Reich und schwächten seine Kraft. Die Symptome vom Falle des Reiches waren deutlich schon unter Selim II. hervorgetreten, der 1574 starb. Noch deutlicher wurden sie unter seinem Nachfolger Amurad III. Fast nur Niederlagen und Verluste sahen die türkischen Heere in Ungarn, wo der Krieg eigentlich nie aufhörte. Da war an jene furchtbaren Unternehmungen, mit denen einst Suleiman der Große die ganze christliche Welt bedroht und, ohne es zu wollen, die Katholischen vom Angriff auf die Protestanten abgehalten,

nicht weiter zu denken. Als Amurad III. 1595 gestorben und Mohammed III. den Thron der Sultane bestiegen, brach er wieder selbst in Person auf, die in Ungarn jüngst oft erlittene Schmach mit Blut und Sieg abzuwaschen. Und bei Kerestes im Octbr. 1596 erlitten in dreitägiger Schlacht die Christen eine furchtbare Niederlage. Der Mantel des Propheten, des Islams heilige Reliquie, welche der Sultan umgeworfen, schien noch einmal seine alte Kraft, bevor er scheide und verschwinde, erproben zu wollen. Dennoch förderte dieser Sieg die Sache des Groß-Türken nicht weiter und die Fortdauer des Krieges in Ungarn führte eher Verluste als Ausdehnung der osmanischen Macht herbei. Das einreißende Weiberregiment, die Empörungen der Provinzen, der Uebermuth und die beginnende Feigheit der Janitscharen und der Sipahi, Niederlagen durch die Perser erlitten, zehrten, als Mohammed III. 1603 starb, mächtig an dem Marke des Reiches. Ahmed I., der Nachfolger, sah sich genöthiget, den Frieden von Zsitva-Torok 11. Novbr. 1606 auf zwanzig Jahre mit Kaiser Rudolf II. abzuschließen. Die Steuerpflichtigkeit für die Theile Ungarns, welche den Türken nicht gehörten, endete und der Kaiser brauchte den schimpflichen Tribut, der bis dahin gegeben worden, nicht mehr zu zahlen. Es war der erste namhafte Rückschritt, welchen das Reich der Osmanen, in deren Gewalt indessen noch immer der größere Theil Ungarns blieb, that. Sie werden keine große Rolle in den europäischen Verhältnissen mehr spielen; die alte Furchtbarkeit ist dahin, wenn auch im Aeußern das Gebäude der alten Macht stehen geblieben. Nicht weiter konnte, wie zu Zeiten Kaiser Karls V. mehr als einmal geschehen, erwartet werden, daß die Türken durch einen furchtbaren Angriff auf Deutschland, ohne daß doch die Protestanten von ihnen gerettet sein wollten, ohne daß

die Türken dieselben retten wollten, der osmanische Halbmond Erlösung vom Untergange der Reformation werden würde.

Auch sonst hatte sich in Ungarn die Gunst der Verhältnisse für den Protestantismus, welche zur Zeit Kaiser Maximilians II. gewesen, zum Nachtheil umgewandelt. Zuerst war in Siebenbürgen, welches Fürstenthum fortwährend in Abhängigkeit von dem Reiche der Türken blieb, Johann Siegismund Zapolya 1570 gestorben. Durch die Wahl der Stände, wie's in Siebenbürgen Sitte war, kam Stephan Batori auf den Fürstenstuhl, der edelste ungarische Mann an Kraft, Geist und Gesinnung, aber durch Ueberzeugung dem Katholicismus zugethan. Eben derselbe ward, wie bereits erwähnt, nachdem Heinrich Valois von dort entronnen, König in Polen. Von Polen aus schwärzte er die Jesuiten in Siebenbürgen, einem fast ganz protestantischen Lande, ein, die Jesuiten ruheten indessen Anfangs und erwarteten die Zeit. Nur allmälig setzten sie sich in Bewegung. Als Stephan Batori 1586 starb und das Fürstenthum auf seinen Neffen Siegismund Batori überging, fingen die Protestanten an, von den Jesuiten zu fürchten. Sie begehrten deren Vertreibung von dem Fürsten und erhielten sie. Später aber brachte sie Siegismund Batori doch wieder zurück. Wo aber die Jesuiten sich einmal festgesetzt, da fehlte es auch an neuer Ausdehnung des Katholicismus nicht. Also auch in Siebenbürgen. Allenthalben überhaupt gewinnt der Katholicismus damals wieder Boden.

In dem eigentlichen Ungarn waren die Rückschritte der Reformation bis auf den Regierungsantritt Kaiser Rudolfs II. weniger bemerkbar. Zwar waren auch nach Ungarn schon unter Ferdinand I. die Jesuiten gedrungen; aber ihre Wirksamkeit hatte nur eine unbedeutende sein können. Es gab in

Ungarn gegen 900 lutherische Gemeinden, der calvinischen noch mehr. Alle Würdenträger fast des Reiches waren Protestanten, ein großer Theil des Adels war es ebenfalls. Indessen regten sich hier in Ungarn nicht allein die Jesuiten, auch die Bischöfe zeigten sich lebendig. Die katholischen Institute suchten sie wieder zu beleben, den Priesterstand besonders wieder zu Ehre und Ansehn zu bringen. Mit Kaiser Rudolf II. aber beginnt für Ungarn eine lange Kette von Ereignissen, in denen die Reformation und die Jesuiten, die Macht des Gemüths und das Unvermögen der äußern Gewalt, Nationalsinn und Cabinetsdespotismus im heftigsten Kampfe sich darstellen. Hülfe und Unterstützung konnte der Protestantismus Deutschlands auch von Siebenbürgen und Ungarn her kaum erwarten.

Was nun aber den Süden Europa's anlangte, so konnte er in diese Rechnung gar nicht hineinfallen. Denn von dorther, wo der Sitz des Pabstthums und der Hauptsitz des Jesuitismus war, konnten die Protestanten etwas Anderes nicht als glühenden Haß und glühende Feindschaft erwarten. Das, was sie von Rom aus empfingen, erwiederten sie mit derselben Münze, mit glühendem Haß und glühender Feindschaft. Der Pabst und der Groß-Türke standen den Protestanten auf völlig gleicher Linie und das Gebet war, daß Gott vor dem Einen wie vor dem Andern als vor dem Grundstoffe alles Unheils bewahren möge. In diesem Hasse verwarfen die Protestanten überhaupt Alles, was von Rom kam, auch das Gute, auch wenn es mit dem religiös-kirchlichen Angelegenheiten nicht in Verbindung stand. Pabst Gregor XIII. hatte eine von Aloys Lilli zu Stande gebrachte Verbesserung der fehlerhaften julianischen Zeitrechnung angenommen und sie der Christenheit empfohlen. Mehrere katholische Länder nahmen

die verbesserte Zeitrechnung schon 1577 an. Die päbstliche Bulle vom 24. Febr. 1581 forderte nun die ganze Christenheit auf, die Verbesserung anzunehmen. Die Anhänger der Reformation aber in Deutschland meinten, der Pabst wolle sie damit nur versuchen; man müsse nicht auf sein a b c eingehen, man müsse sich nicht das Band anlegen lassen, an dem Rom allmälig wieder in sein Joch hereinzuziehen gedenke. Die meisten Protestanten blieben bis zum Jahre 1700 bei der unrichtigen Zeitrechnung, welche in Rußland noch jetzo gilt. England nahm die verbesserte Zeitrechnung erst 1752, Schweden 1753 an. Dafür gebot aber auch Pabst Gregor XIII. in der Nachtmahlsbulle, 25. März 1584, daß jährlich am Gründonnerstage alle Ketzer und ihre Beschützer von neuem verflucht werden sollten.

Auf dem römischen Stuhle saß noch Clemens VIII., der letzte Pabst, dessen Erwähnung geschehen ist, bis in den Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts hinein, denn er starb erst 1605. Drei Päbste kamen darauf auf den päbstlichen Stuhl, den größten Theil der Zeit, wo die religiös-kirchlichen Bewegungen in Deutschland und der sogenannte dreißigjährige Krieg dauerte. Erst Paul V. bis 1621, dann Gregor XV. bis 1623, endlich Urban VIII. bis 1644. Waltend aber in Rom blieb immer ein und derselbe Geist. Man wollte die Kirchen und Pabstherrschaft, wie sie in den finstersten Jahrhunderten des Mittelalters gewesen, wo möglich wieder herstellen. Jedes Auflehnen gegen die Pabstgewalt in ihrem weitesten Umfange genommen ward in der Nachtmahlsbulle verdammt gleich einer Ketzerei gegen Glauben und Kirche. Weil Rom solche verfaulte und verrostete Dinge wieder herzustellen gedachte, scheuete es das Licht und die Untersuchung, denn dieses Werk konnte nur gedeihen in Nacht und Finsterniß.

Darum mehrten sich die römischen Censuredicte und Bücherverbote. Erst verboten sie von Rom aus die protestantischen Schriften, dann die Schriften wider die bösen Sitten der Geistlichkeit, dann die Schriften wider die Macht und die Freiheit der Kirche. Es gelang ihnen auch, in Spanien und in Italien besonders, das freiere Leben allmälig abzutödten.

In allen Stücken waren die Jesuiten die treuesten Helfer des römischen Stuhles. Galt es die Gewalt der Fürsten und Könige zu mindern, galt es die weltliche Staatsordnung aufzulockern, ihren Untergang vorzubereiten, die Gewalt dagegen des Pabstes über die Welt auf das unmäßigste zu erhöhen, die Jesuiten waren darin die ersten. Katholische Kleriker selbst, die theologische Facultät von Paris, die Sorbonne, erklärte schon damals die Jesuiten laut nicht allein für Kabalenschmiede und Ränkemacher, sondern auch für Feinde und Zerstörer jeder Staatsordnung. Wer diesen Lehren sich widersetzte, für die Freiheit des Staates, für die Einschränkung des Pabstthums auf das Kirchliche handelte und schrieb, der ward auch wohl mit jesuitischen Dolchstichen belohnt. So erging's dem Staatsconsultor der venetianischen Republik, dem gelehrten Fra Paolo Sarpi, der dem weltlichen Einfluß des Pabstes einen unversöhnlichen Haß geschworen. Zwischen der Republik und Pabst Paul V. brachen über die sogenannte Kirchenfreiheit die heftigsten Streitigkeiten aus. Diese Kirchenfreiheit begehrte, daß Kleriker, die ein Verbrechen begangen, nicht vor ein weltliches, sondern vor ein geistliches Gericht gestellt würden. Venedig hatte diese Kirchenfreiheit nicht geachtet, Paul V. sie dafür 1606 in den Bann gethan, Fra Paolo Sarpi gegen das Pabstthum dabei geschrieben. Mehr als einmal ward versucht, ihn zu ermorden.

In dem Werke der Verfinsterung standen die Jesuiten dem

apostolischen Stuhle nicht minder getreulich zur Seite. Man bemerkte, daß sie den gröbsten Aberglauben und den blindesten Fanatismus lehrten, ihn unter den Völkern zu verbreiten suchten, während sie die vornehme Welt durch die leichte Moral, welche sie als die wahrste und beste anempfahlen, für sich zu gewinnen suchten. Die Menschen sollten aufhören, frei und selbstständig zu denken, sich der geistigen Macht des Ordens der Jesuiten unterwerfen, und diese geistige Macht, wenn sie aufgehört frei und selbstständig zu denken und die Dinge richtig von einander zu unterscheiden, sich auch bald in eine weltliche verwandeln und umschlagen lassen. Endlich und zuletzt arbeiteten die Jesuiten überhaupt nur für sich, nicht für den römischen Stuhl. Erhöheten sie denselben über alle andere Erdenmacht, so geschah es nur, weil sie des Pabstes Bundesgenossenschaft zur Erreichung ihrer selbstsüchtigen Zwecke brauchten. Hätten sie diese jemals erreicht, sie würden die Bundesgenossenschaft mit dem Pabste dann wieder haben fallen lassen. Diese Gesellschaft kühner, entschlossener, ja verwegener, in dem Gewande der Frömmigkeit und des Katholicismus einherschreitender, immer in einem Gedanken und in einem Geiste geleiteter Männer zählte am Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts bei dreizehntausend Mitglieder, welche weit durch die Länder Europa's zerstreut, aber auch bis Sina und Japan, bis Ostindien und Amerika kräftig für die Ausbreitung des Katholicismus wirkend, insgesammt doch von Rom, wo stets bei dem Pabste der Jesuiten-General wohnte, den Druck empfingen, der ihr Handeln und ihr Denken leitete. Die Protestanten, die sie auch stets mit den wildesten Schmähungen und Verläumdungen überschütteten, wurden von ihnen als geschworene Feinde betrachtet. Die Jesuiten fühlten zu deutlich, daß ihr Werk nicht gedeihen könnte, so lange die

evangelische Freiheit des Protestantismus in der Welt vorhanden sei. Und diese Jesuiten, obwohl von einigen durchschaut und gewürdiget, standen so hoch im Glauben der katholischen Welt. Ihre Lehre, daß die Protestanten, wollten sie Protestanten bleiben, vernichtet werden müßten durch die Gewalt des Schwertes, fand immer größeren Eingang.

Also standen die Verhältnisse in der Nachbarschaft Deutschlands bei der Wende des Jahrhunderts. Drohende Zeichen umgaben die Protestanten allenthalben, besonders aber in diesem Augenblicke in dem Reiche. Dennoch gedachten sie einer Vereinigung unter sich selbst nicht; immer heftiger, ja wüthender ward der Haß zwischen den Lutherischen und den Calvinischen. Seitens der Ersteren ward er um so heftiger, je mehr sie durch den Calvinismus Boden im Reiche verloren. Moritz, Landgraf von Hessen-Cassel, reformirte 1604 sein Land calvinisch. Unter dieser innern Spaltung ging der Zusammenhang, welcher dem Protestantismus, dem Drohen des Katholicismus gegenüber, jetzo unbedingt nothwendig war, immer mehr verloren. Von offener Gewalt, von heimlichen Kabalen, mit denen die Jesuiten besonders die protestantischen Fürsten von ihrem Glauben zu verlocken suchten, und von richterlichen Sprüchen zugleich waren die deutschen Protestanten bedroht. Denn das oberste Tribunal, das Reichskammergericht, welches im Namen des Kaisers und des Reiches über dem Ganzen waltete, war auch wieder zu einem rein-katholischen Institute gemacht worden und entschied, wenn, wie oft geschah, protestantische Fürsten und Stände verklagt wurden, weil sie sich katholischer Klöster, Stifter und Besitzungen bemächtiget, immer gegen sie. Und die Protestanten mußten doch so, allerdings zuweilen gewaltthätig und selbst gegen den Buchstaben des Religions-Friedens, verfahren, sollte der

Katholicismus in ihren Gebieten, in dem Reiche verschwinden, was zu erwirken die Eifrigen unter ihnen als Gewissenspflicht betrachteten.

Unter diesen Umständen und fühlend, daß es über kurz oder über lang zu einem offenen Bruche kommen müsse, erkennend, daß man entweder die Waffen ergreifen oder vor dem jesuitischen Katholicismus allmälig untergehen müsse, hatte Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz seit den letzten Jahren des verwichenen Jahrhunderts gearbeitet, einen Bund der protestantischen Fürsten und Stände zusammenzubringen. Schon seit dem Jahre 1594 war der Kurfürst dafür in Bewegung, besonders mit Pfalz-Neuburg, Hessen-Cassel, Brandenburg, Braunschweig, Anhalt und Nassau unterhandelnd. Aber langsam und schwerfällig war damals die Natur der Deutschen und besonders der deutschen Protestanten. Der Protestantismus hatte die offensive Kraft verloren und dieselbe war auf den Katholicismus übergegangen. Es kam trotz vieler Besprechungen und Berathungen nichts zu Stande. Auch hatten die Fürsten eine gewisse Scheu gegen Kaiser und Reich aufzutreten, auch wirkte die verderbliche Spaltung fortwährend und nachtheilig ein. Während wohl einige der lutherischen Fürsten mit den calvinischen wegen eines allgemeinen Vertheidigungs-Bündnisses unterhandelten, hielten sich andere und besonders Kursachsens Herr, Christian II., fern von allem, was von Friedrich IV., dem Haupte der Calvinischen, ausging. So hoch stieg die gegenseitige Abneigung, daß Christian II. 1603 behauptete, die Calvinisten hätten ihn wollen ermorden lassen. Also verliefen die ersten Jahre des neuen Jahrhunderts in Spannung, Bewegung, Unruhe, Zank und Streit der Parteien auf den Reichstagen und anderwärts, aber ein Ausbruch erfolgte noch nicht. Höchst willkommen mußte dieser Stand der Dinge den

Jesuiten sein. Traten die Protestanten nicht auf mit offener Gewalt, wehrten sie sich nicht mit den Waffen, so konnten sie hoffen, schrittweise immer weiter zu kommen, nicht einen schnellen, aber einen allmäligen Untergang dem Protestantismus zu bringen.

Und einen Augenblick schien es ihnen also zu gelingen. Kaiser Rudolf II. war zwar eine schwache, doch auch jesuitische Natur. An dem Hofe Philipps II., wo er gelebt, hatte sich auch seiner Seele jener düstere Fanatismus bemeistert, dem gemäß in Spanien durch die Inquisition Alles, was nicht mit dem strengsten römischen Katholicismus übereinstimmte, erbarmungslos abgewürgt ward. Leicht war daher Rudolf II. von den Vettern seines Hauses, von den Jesuiten in Bewegung zu setzen, so wie nur durch Ferdinand von Steiermark das Beispiel gegeben worden, wie viel von dem Landesfürsten mit festem und rücksichtslosen Handeln erreicht werden könnte. Dennoch glaubte Rudolf II., der indessen immer weniger selbst handelte, als durch seine Brüder und Vettern handeln ließ, mit Vorsicht auftreten zu müssen; denn gar zu stark war der Protestantismus in seinen Landen geworden. In dem eigentlichen Oesterreich zogen seit 1599 landesfürstliche Commissionen umher, um die Ausübung des Protestantismus auf den genauen Inhalt der Bewilligungen Maximilians II. einzuschränken und in den Städten den protestantischen Gottesdienst abzustellen. Unklug war nun aber, daß der Kaiser und sein Haus ihre Feindschaft gegen den Protestantismus noch deutlicher als in Oesterreich in den Landen blicken ließ, wo die landesfürstliche Gewalt durch die Stände in engere Grenzen eingeschlossen. In Böhmen erließ der Kaiser 1602 ein Edict, daß die Kirchen der, älteren Evangelischen, der Waldenser und der böhmischen Brüder, geschlossen werden sollten. Zugleich wurden auch die

sogenannten Utraquisten bedroht. Denn der Kaiser erinnerte wieder an die Compactaten, die unter Maximilian II. stillschweigend aufgehoben worden. Nach denselben waren die Utraquisten nur durch den Gebrauch des Kelches im Abendmahl von den Katholischen unterschieden. Es waren aber die böhmischen Utraquisten seit der lutherischen Reformation zumeist etwas ganz Anderes, wahre Lutherische, geworden, was Kaiser Maximilian II. eben durch die stillschweigende Aufhebung der Compactaten stillschweigend geduldet. Die Spannung und Unruhe, welche in Böhmen durch die geoffenbarte Gesinnung des Kaisers, die Böhmen zum alten Utraquismus zurückzuführen, entstand, mag als der erste Anfang der böhmischen Religions-Bewegung, welche so inhaltschwer wird, angesehen werden.

Kühner noch, aber auch unkluger ward vom Kaiser der Protestantismus in Ungarn, dem Lande der Freiheit, ja der Unbändigkeit, angegriffen. Noch dauerte der Krieg mit den Türken und der Friede von Zsitva-Torok war noch nicht geschlossen, als Barbiano, Graf von Belgiojoso, ein ehemaliger Mönch, Commandant des Kaisers in Ober-Ungarn, den Befehlen desselben und seinem wilden Hasse folgend, in Kaschau und Klausenburg 1603 die protestantischen Kirchen schließen, die Prediger durch Soldaten vertreiben ließ. Auf die Klagen antwortete der wilde Kriegsmann, daß er Befehl vom Kaiser habe, den Protestantismus auszurotten. Die Kaschauer und die benachbarten Städte schickten eine Gesandtschaft an den Kaiser nach Prag. Aber sie ward gar nicht vorgelassen und kehrte, des langen Wartens endlich müde, wieder nach Ungarn zurück. Da entstand eine große Bewegung unter den ungarischen Protestanten, welche damals noch die Mehrzahl in der Nation bildeten. In Oesterreich, Böhmen und Ungarn zählte man damals auf einen Katholiken dreißig Anhänger der

Lehre Luthers und Calvins. In dieser Spannung ward am Anfange des Jahres 1604 ein Reichstag zu Presburg von Matthias eröffnet, der seit 1595 seines Bruders, des Kaisers, Statthalter in Oesterreich war. Matthias war von Rudolf II. beauftragt, ungeheure Dinge von diesem Reichstage zu begehren: die Verbannung aller lutherischen und calvinischen Prediger, die Auflösung der protestantischen Gemeinden, die Rückerstattung aller den Katholischen entrissenen Kirchen. Die protestantischen Edlen und Städte-Deputirten dagegen begehrten, daß ihnen freie und öffentliche Ausübung ihres Glaubens reichsgrundgesetzlich zugestanden werde. Matthias, welcher begriff, daß die Forderung des Kaisers nicht durchgesetzt werden könnte, ließ sie fallen und beförderte eine von den protestantischen Ständen gefaßte Bittschrift sammt den übrigen Reichstags-Schlüssen nach Prag. Da machte der Kaiser, Ungarns altes, freies Recht verachtend, aufgeregt von Erzherzog Ferdinand und den Jesuiten, statt die Bittschrift der Protestanten zu beachten, eigenmächtig einen Zusatz zu den Schlüssen des ungarischen Reichstages. In demselben wurden alle früher zu Gunsten des Katholicismus und gegen die sogenannte Ketzerei gegebene Gesetze neu bestätigt und ihre kräftige Handhabung in dem Reiche Ungarn anbefohlen, auch bei harter Strafe kirchliche Sachen wieder auf die Reichstage zu bringen verboten.

Die Protestanten hatten hier noch kein gesetzlich anerkanntes Dasein und durch die Bestätigung aller alten Ketzergesetze sahen sie sich plötzlich, trotz ihrer großen Zahl und ihrer großen Macht, auf das Aeußerste bedroht. Aber ungesetzlich selbst war der eigenmächtige Zusatz, den der Kaiser den Reichstags-Schlüssen angehängt. Es war ein Eingriff in die hergebrachten Rechte des Adels und der Städte. Darum hielten die

Ungarn nicht allein den Protestantismus, sondern auch ihre alten Rechte für bedroht und argwöhnten, der Kaiser wolle auf uneingeschränkte Fürstengewalt hinaus. Da stellte sich Stephan Bocskay von Kis-Maria an die Spitze der zahlreichen Unzufriedenen, die religiöse und politische Freiheit Ungarns gegen den Kaiser verfechten zu müssen glaubten. Mit reißender Schnelle verbreitete sich der Aufstand unter dem Adel und den Städten Ungarns. Ja es schien, als würde dieses Reich dem Kaiser ganz verloren gehen. Denn auf einer Versammlung zu Szerenes ward Stephan Bocskay, den auch Ehrgeiz mit getrieben, an die Spitze dieser Bewegung zu treten, zum Fürsten von Ungarn und Siebenbürgen ausgerufen, dabei auch allen drei Confessionen, der römisch-katholischen, der lutherischen und der calvinischen, völlige Freiheit und Gleichstellung ausbedungen.

Auf dem Puncte, Ungarn zu verlieren, mußte der Kaiser nothgedrungen nachgeben und Matthias beauftragen, einen Frieden mit den Protestanten zu schließen. Die Ausgleichung ward dadurch erleichtert, daß sich Stephan Bocskay mit dem Fürstenthume Siebenbürgen begnügte, welches er indessen nur kurze Zeit besaß, denn schon am Ende des Jahres starb er. Also ward 23. Juni 1606 der Wiener Religions-Friede für Ungarn abgeschlossen. Durch denselben ward allen Magnaten, Landherren, Freistädten und der Krone gehörigen Marktflecken freier Gebrauch und ungehinderte Ausübung ihres Glaubens gestattet, nur sollte es der römisch-katholischen Kirche nicht zum Nachtheil gereichen, d. h. sie in ihrem Besitz von den Protestanten nicht weiter gestört werden. Auch versprach der Kaiser künftig nur nach den alten Gesetzen Ungarns zu regieren und regieren zu lassen. Nicht allein der Kaiser bestätigte diesen Frieden, sondern es gaben auch die Stände von Böh-

men, Mähren, Schlesien und Lausitz ihre Bürgschaft, daß er würde gehalten werden. Seitdem nun in diesem Wiener Religions-Frieden ein Grundgesetz für die religiös-kirchlichen Angelegenheiten aufgestellt worden, kam es auf den Adel und die Städte selbst an, ob sie protestantisch sein wollten. Indessen hat die Staatsgewalt in Ungarn stets auf Seiten des Katholicismus gestanden, der Protestantismus ist mit ungünstigen Augen betrachtet, es ist stets gegen ihn gearbeitet worden. Auch jetzo gleich trat eine vollständige Ruhe in Ungarn nicht ein. Vor der Hand aber war die katholische Gegen-Reformation in Ungarn verunglückt und überhaupt ein Beweis gegeben, daß, wie kräftig auch der Katholicismus und mit wie vielen Mitteln sich emporarbeite, seine Bestrebungen doch nicht immer und allenthalben gelingen würden.

Indessen während dieser Versuch in Ungarn scheiterte, war schon in dem deutschen Reiche ein anderer gemacht und glücklich hinausgeführt worden. Unter den Reichsstädten war Donauwörth eine der unbedeutendern, der Protestantismus in ihr herrschend geworden, doch einige Katholiken und ein Kloster in ihr übrig geblieben. Aber gerade weil sie eine unbedeutendere Reichsstadt war, ward sie von der katholischen Partei herangenommen. Die Gegen-Reformation sollte ja nur langsam und allmälig aufschreiten. Es war gut mit den Kleinen anzufangen, damit die Großen nicht gar zu bedenklich gemacht, nicht zu That und Kraft aufgestachelt würden. Der Abt des Klosters zu Donauwörth hielt plötzlich, was er lange unterlassen, wieder eine katholische Prozession durch die Stadt. Jedesfalles war das ein vorausberechnetes Spiel und man wollte, daß etwas dabei entstehen solle, woran die kleine Stadt sich fassen ließe. Und also geschah es. Die katholische Prozession ward von dem Pöbel der Stadt gestört. Nun erhub der



Lith. u. Druck v. Ed. Pietzsch & C° in Dresden

Donauwörth wird im Jahr 1607 von Herzog Maximilian von Baiern eingenommen.



Bischof von Augsburg Klage bei dem Reichshofrathe, daß die Protestanten Religionsbedrückungen ausübten. Nun ward die Stadt mit Mandaten, Commissionen und Citationen gequält, endlich 3. Aug. 1607 von dem Kaiser, troß der demüthigen Unterwürfigkeit, welche sie zeigte, die Acht über sie ausgesprochen. Als sie ausgesprochen worden, zeigte die Stadt allerdings einen kecken Troß, meinend und hoffend, daß die benachbarten Protestanten sie nicht würden sinken lassen. Die Vollziehung der Acht wurde dem Herzog Maximilian von Baiern aufgetragen. Bairische Truppen rückten vor die Stadt und erzwangen gleich bei ihrem Erscheinen 15. Decbr. 1607 die Uebergabe auf Gnade und Ungnade. Herzog Maximilian I. von Baiern behielt die Stadt in Besiß, weil ihm seine Kriegskosten erst von dem Reiche gezahlt sein müßten, ehe er sie herausgeben könne. Wenn es gegen den Protestantismus galt, hegte Maximilian I. über Nichts Bedenklichkeiten. Sogleich ließ er die Einwohner Donauwörths, aller Ordnung und allem Gesetz des Reiches zuwider, auf alle Weise drücken und plagen, daß sie den Protestantismus verlassen sollten, welcher auch allmälig der angewendeten Gewalt weichen mußte. Es trat auch hier die ganz gewöhnliche Weise der katholischen Gegen-Reformation ein, die nur Härte und Druck, Zwang und Gewalt war.

In Donauwörth, wie allerwärts, zeigten sich auch die Jesuiten sehr thätig. Mit dem Laufe der Zeit scheinet ihr Eifer oder ihre Wuth zuzunehmen. In der Predigt und in Schriften behaupten sie, daß der Augsburgische Religions-Friede längst seine Gültigkeit verloren habe. Nicht länger als bis zum Tridentiner Concile habe er als eine Art Interim gelten können. Seitdem aber dort in letzter Instanz die Kirche entschieden habe, müßten sich ihr die Ketzer fügen.

Viele Jesuiten wenigstens reden so; die Gegen-Reformation geht ihnen zu langsam und sie wünschen, daß ein großer Kampf schnelle Entscheidung herbeiführe.

Indessen ward die katholische Partei doch belehrt, daß sie in der Donauwörther Sache zu scharf und zu schneidend aufgetreten sei. Denn diese zufahrende Heftigkeit war es, die wenigstens einen Theil der protestantischen Fürsten dahin brachte, an Wehr und Waffen zu denken. Rudolf II. hatte einen Reichstag nach Regensburg ausgeschrieben, welcher dort am Anfange des Jahres 1608 eröffnet ward. Nicht in Person erschien der Kaiser daselbst; seinen Neffen, den Erzherzog Ferdinand, hatte er als Stellvertreter gesendet, den Erzherzog, der keine Gelegenheit versäumte, den Protestanten seinen bittern und unversöhnlichen Haß sehen zu lassen. Die finstersten Gerüchte liefen um, und die protestantischen Fürsten wollten wissen, daß die katholischen mit Spanien und mit dem Pabste ein Geheimbündniß geschlossen, über sie herzufallen und sich ihrer Länder zu bemeistern.

Daher kamen sie auf den Reichstag in größerer Eintracht als sonst, und begehrten mit starker und entschlossener Sprache, daß der Religions-Friede von neuem bestätiget werde. Auch über Donauwörth redeten sie und verlangten, daß die Stadt zu ihrer Reichsfreiheit zurückgebracht werde. Auch die Hofprozesse, die gegen sie eingeleitet worden, wollten sie niedergeschlagen wissen. Aber dagegen hielten auch die Katholischen steif und fest wie eine Mauer in der Hauptsache zusammen. Nur mit einer Klausel wollten sie den Religions-Frieden bestätigen, mit der Klausel, daß Alles wieder in den Stand gesetzt werde, in welchem es vor dem Passauer Tractat gewesen. Die Protestanten sollten die Kirchen, Klöster und Stifter wieder herausgeben, die sie seitdem, allerdings den Wor-

ten des Religions-Friedens zuwider, eingezogen hatten. Hätten die Protestanten hier nachgegeben, so würde der Katholicismus mit einem Schlage wieder in dem Herzen der reformirten Lande angebaut gewesen sein. Das war der einzige Gedanke, welchen die katholische Partei bei dem Anerbieten, den Religions-Frieden mit dieser Klausel neu zu bestätigen, verfolgte. Sie wollte wieder einen Schritt vorwärts thun, und bei den künftigen Schritten würde sie wenig nach der Bestätigung des Religions-Friedens gefragt haben. Maximilian I. von Baiern begehrte sogar geradezu, daß ihm die Reichsstadt Donauwörth als Unterthanin überantwortet werde. Als selbst katholische Stände sich abgeneigt zeigten, weigerte er sich, eine Pfand-Rechnung abzulegen. Eben so bestimmt aber als die Ka-Katholischen sie begehrten, weigerten sich die Protestanten jene verhängnißvolle Klausel anzunehmen. Sie sahen, daß auf dem Reichstage nichts für sie zu machen sei. Denn im Kurfürstenrathe hatten die Katholischen noch gleiche Stimmen, im Fürstenrathe sogar die Stimmen-Mehrheit durch die vielen geistlichen Fürsten des Reiches, die Erzbischöfe und die Bischöfe für sich. Also verließen sie denselben im Monat Mai, Er löste sich nun auf, ohne daß ein Beschluß, ohne daß der gewöhnliche Reichstags-Abschied gefaßt worden. Schon hatte hatte sich die Einheit des Reiches thatsächlich aufgelöst.

Der Reichstag war indessen noch nicht auseinander gegangen, als doch schon wenigstens einige protestantische Fürsten eine Maßregel ergriffen, die aber immer nur erst eine halbe und zweideutige ist und den Stempel des langsamen, unentschlossenen und matten Characters an sich trägt, unter dessen Herrschaft damals besonders die deutschen Protestanten stehen. In dem Kloster Ahausen im Anspachschen sind Friedrich IV. von der Pfalz, Johann Friedrich von Würtemberg, Philipp Lud-

wig von Pfalz-Neuburg, Christian und Joachim Ernst von Brandenburg-Anspach, Georg Friedrich von Baden, Christian von Anhalt zusammen gekommen und haben das Bündniß besiegelt, das von der Ueberschrift des Protocolles den Namen „die Union" empfangen. Die Unirten verpflichteten sich, auf den Reichstagen zusammenzustehen und in einem Sinne zu stimmen, sich einander mit Rath und That, nöthigenfalls auch mit den Waffen beizustehen, wenn sie der Reichsverfassung zuwider angetastet würden. Sie beschlossen auch, sich sogleich in wehrhaften Stand zu setzen und bald, nachdem die Union selbst geschlossen, ward Joachim Ernst von Brandenburg zum obersten Feldhauptmann bestellt. Die Worte des Bündnisses lauten unverfänglicher, als es in der That war. Die Union war der Ausdruck des Entschlusses dieser Protestanten, solche Dinge, wie sie mit Donauwörth vorgefallen, fürderhin nicht mehr zu dulden, sondern dann mit den Waffen aufzutreten. Es waren die kräftigsten Gemüther, die sich bis zu diesem Entschlusse erhoben, und dennoch gingen sie nicht weiter. Mit den Waffen über den Katholicismus herzufallen und Gleiches mit Gleichem zu vergelten, kommt ihnen nicht in den Sinn. Doch haben die Stifter der Union die Absicht, alle protestantische Fürsten und Stände in ihr Bündniß zu ziehen, und jedes Mitglied übernimmt die Verpflichtung, bei andern zu werben. Dem geheimen Zusammenhang, der unter den Katholiken ist, soll ein offener Bund des protestantischen Deutschlands entgegengesetzt werden. Auch mit Heinrich IV. von Frankreich, der lange daran gearbeitet, daß ein solches Bündniß zu Stande kommen möge, mit England, mit Venedig, trat die Union in Verbindung.

Ungemein nahe drängen sich um diese Zeit die wichtigen Ereignisse aneinander. Wenigstens auf einem Puncte der

Welt erhebt sich der Protestantismus wieder zum Angriff. In dem Erzhause war schon seit geraumer Zeit eine Spaltung ausgebrochen. Schon am 25. April 1606 hatten die Erzherzöge, mißvergnügt, daß Kaiser Rudolf II. sich wenig um die Staatsangelegenheiten kümmerte und die Sachen des Hauses in Verfall kommen lasse, Matthias zum Oberhaupte und zur Stütze des Hauses, damit er alle Interessen desselben wahre, ernannt. Dieses Bündniß der Erzherzöge blieb dem Kaiser unbekannt und hatte auch weitere, unmittelbare Folgen nicht. Aber in der Seele des Matthias mögen dadurch ehrgeizige Gedanken, daß er eigentlich, und nicht der schwache Rudolf II., des Gesammt-Hauses Haupt sei, geweckt worden sein. Diese werden in Bewegung gesetzt und entflammt, als er erfährt, daß Rudolf II., Spaniens und des Pabstes Rathe folgend, ihm die Thronfolge zu entziehen und sie auf Ferdinand von Steiermark zu übertragen gedenke, auch mit den Fürsten des Reiches sich deshalb bereits besprochen. Dem drohenden Schlage meinet Matthias nur durch die Gunst der Protestanten, denen er bis jetzt als Statthalter seines Bruders in Oestreich und Ungarn nur hohe Ungunst erwiesen, ausbeugen zu können. Also erregt er Hoffnungen bei den Protestanten Oestreichs und Ungarns und sie setzen Hoffnungen auf ihn. Schon im Herbste 1607 berief er die bedeutendsten Magnaten Ungarns und östreichische Landherren nach Wien und ein geheimes Bündniß gegen den Kaiser ward beschworen. Die protestantischen Oestreicher waren eben erbittert auf Rudolf II., denn sie waren mit einer Klage gegen die Katholischen abgewiesen worden.

Im Januar 1608 kam Matthias von vierunddreißig östreichischen Landherren begleitet nach Preßburg, wohin er einen Reichstag eigenmächtig berufen. Heftige Klagen wurden hier

erhoben, daß der Kaiser den Wiener Frieden nicht erfülle, besonders die Ausländer nicht von den Aemtern und Würden des Reiches entferne. Ja es ward laut von der Absetzung Rudolfs II. und von der Erhebung des Erzherzogs auf den ungarischen Thron gesprochen. Indessen ward nur der Beschluß gefaßt, daß zu pünctlicher Erfüllung des Wiener Religions-Friedens und des Türken-Friedens von Zsitva-Torok mit den Ständen von Oestreich, Böhmen, Mähren, Schlesien, Steiermark, Kärnthen und Krain ein unauflöslicher Bund aufgerichtet, der König zu unweigerlicher Vollziehung desselben angehalten werden sollte. Zwei Dinge scheinen in diesem Schlusse des ungarischen Reichstages für die Zukunft des östreichischen Staatskörpers hervortreten zu wollen. Zuerst soll die oberste Gewalt von dem Fürstenthume hinweg auf die Stände gebracht werden. Dieses Erste drückt sich bereits thatsächlich in dem Schlusse selbst aus. Zweitens soll der Protestantismus herrschend in allen deutschen und slavischen Landen des Hauses Spanien-Habsburg gemacht werden. Ist hiervon auch in dem Schlusse selbst nicht ausdrücklich die Rede, so liegt es doch in den Gedanken der meisten von denen, die diesen Schluß herbeiführen, denn sie sind Protestanten. Alsbald ward nun auch 1. Febr. 1608 das Bündniß zwischen Ungarn und den protestantischen Ständen Oestreichs wirklich geschlossen. So schien der Protestantismus durch die Spaltung, die in dem fürstlichen Hause ausgebrochen, emporkommen zu wollen.

Nun rückte Matthias aus Ungarn in Mähren ein mit ungarischen und östreichischen Streithaufen. Die Mähren traten auch zu ihm über und Kaiser Rudolf II. gerieth in die schwerste Verlegenheit. Denn er konnte nicht zweifeln, daß der Bruder mit den Waffen in der Hand komme, um sich

aller seiner Lande und Herrthümer zu bemeistern. Schon eilten auch die angesehensten protestantisch-böhmischen Herren zu Matthias, der dem Protestantismus alles Liebe und Gute gelobte, wenn sie nur zu ihm treten und Böhmen zum Preßburger Bunde bringen wollten. Da sah sich auch Rudolf II. genöthiget, eine andere Miene anzunehmen. Auf einem eilends nach Prag berufenen Landtag versprach er alle Religionsbeschwerden abzustellen und dem Protestantismus freien Cultus und Gleichheit mit dem Katholicismus einzuräumen. Geschehen sollte das auf dem nächsten böhmischen Landtage. Auch rüsteten die Böhmen nun, ihren König gegen Matthias zu vertheidigen. Aber viel trauete ihnen Rudolf II. nicht und verständigte sich lieber mit dem Bruder. Am 17. Juni 1608 trat er demselben Ungarn, Mähren und Oestreich ab, versprach auch, ihm die Anwartschaft auf die böhmische Königskrone zu verschaffen. Damit war Matthias zufrieden und es legte sich vor der Hand der Bruderzwist. Länger hätte er dauern, länger von den Ständen genährt werden müssen, sollte alles gewonnen werden, was bei der Aufstellung des Preßburger Bündnisses war gehofft worden. Aber die Brüder Rudolf II. und Matthias versöhnten sich eben darum so schnell, weil sie fühlten, die Fortdauer des Streites mache sie beide abhängig von den Ständen, gefährte den Katholicismus, helfe dem Protestantismus empor.

Tief und innerlich demselben abgeneigt, versuchten sie beide gleich nach diesen Ereignissen sich wieder gegen ihn zu erheben. Auf eine mildere Weise geschah es von Matthias, auf eine härtere und unklugere Weise von Rudolf II., von dem einen aber wie von dem andern ohne Glück. Von Matthias begehrten die protestantischen Stände Mährens und Oest-

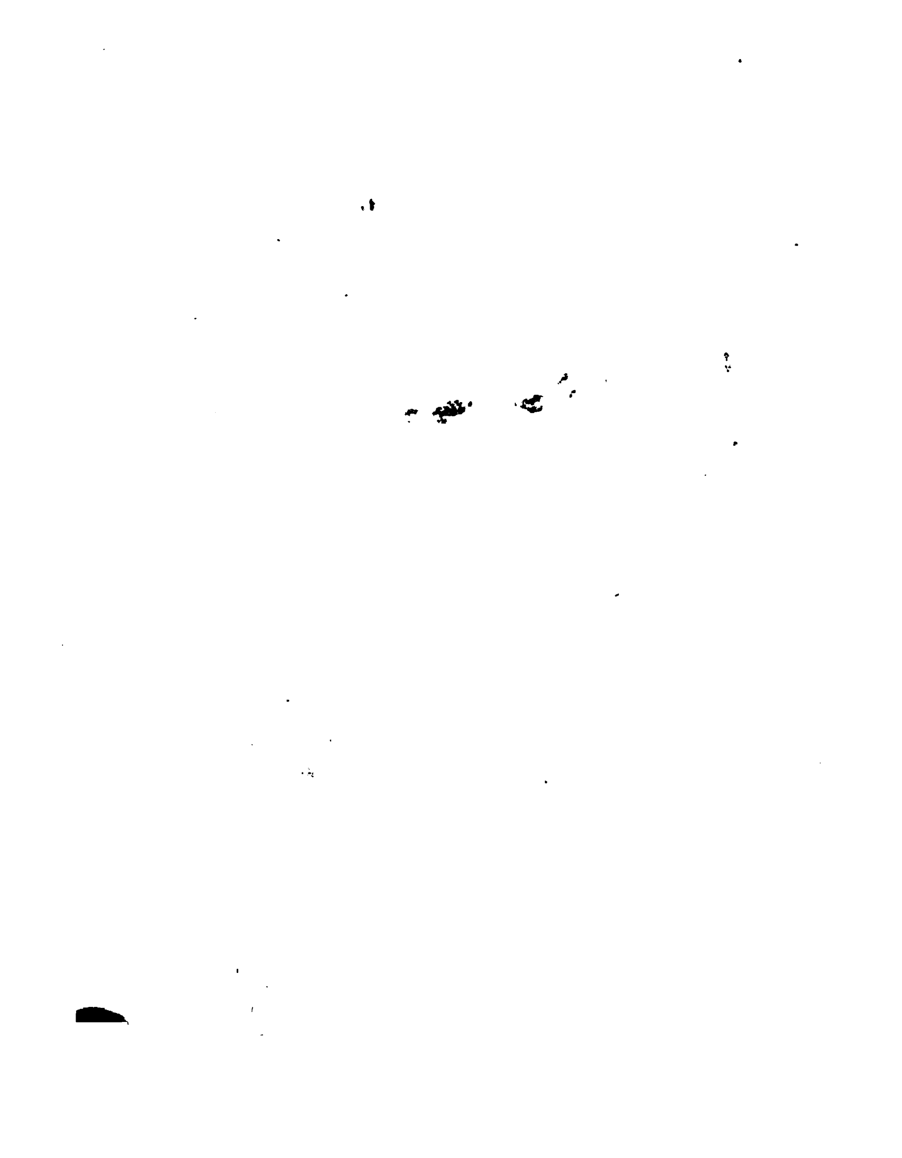
für Rechnung der utraquistischen Stände gewoben. Wie Böhmen in Bewegung gekommen, meldete sich auch Schlesien. Schlesien, ein ursprüngliches polnisches, allmälig aber zum großen Theil germanisirtes Land, war im 14. Jahrhundert in Lehnszusammenhang mit Böhmen gekommen und ward deshalb auch als ein, jedoch nur mittelbarer Theil des deutschen Reichskörpers betrachtet. Es zerfiel in zwei Theile, in die Erbfürstenthümer, die dem Kaiser als König von Böhmen unmittelbar gehörten, und den Fürstenthümern, in denen der Kaiser nur mittelbarer Gebieter, als Lehnsherr der Fürsten war. Der schlesische Landtag erfreute sich großer Rechte und Freiheiten, die Gewalt des Kaisers in dem Lande war durch den Landtag, durch die Fürsten sehr eingeschränkt. Die Reformation, und besonders das Lutherthum, hatte sich in ganz Schlesien mächtig ausgebreitet. Die katholische Gegen-Reformation hatte bis jetzt nur in den Erbfürstenthümern Ober-Schlesiens einigen Fortgang gewonnen. Das protestantische Böhmen und Schlesien schloß am 25. Juni 1609 ein förmliches Bündniß; mit gemeinsamen Kräften wollte man sich vertheidigen, wenn wegen des Glaubens auf den einen oder den andern Theil ein Angriff erfolge, auch zur Erlangung eines Majestätsbriefes sich einander behülflich sein.

Nun wurden die Umstände für Rudolf II. so drohend, daß selbst der spanische Gesandte, Bathasar de Zuniga, rathen mußte, den Protestanten nachzugeben und den Majestätsbrief, den sie begehrten, zu bewilligen. Rudolf II. unterschrieb am 12. Juli 1609 mit schweren Seufzern den böhmischen Majestätsbrief. In dem böhmischen Reiche, also ist der wesentliche Inhalt desselben, sollen die Anhänger der Confession von 1575, bis eine Wiedervereinigung der Kirche im deutschen Reiche wird erzielt sein, vollkommene Freiheit an



Lith. u. Druck v. Ed. Pietzsch & Co. in Dresden.

Rudolf II. unterschreibt den Majestätsbrief.



allen Orten und in aller Weise genießen, und diese Freiheit sollen nicht allein die Herren, Ritter und Städte, sondern überhaupt jedermann haben. Die drei Stände, Herren, Ritter und Städte sollen das Recht haben, Defensoren des Majestätsbriefs zu ernennen, an die sich jedermann, sollte dieses Grundgesetz verletzt werden, wenden kann. Die Universität Prag wird den Protestanten übergeben. Der Kaiser erklärt außerdem, daß Alles, was von ihm oder seinen Nachfolgern gegen den Majestätsbrief unternommen werden könnte, im Voraus null und nichtig sei. Etwas später, am 20. Aug. 1609 unterschrieb Kaiser Rudolf II. auch noch einen besondern Majestätsbrief für Schlesien, der fast wörtlich mit dem böhmischen übereinstimmt. Auch in Schlesien wird die Religions-Freiheit auf alle und jede Einwohner des Landes ausgedehnt. Der böhmische Majestätsbrief ward nun auch von den katholisch gebliebenen Ständen des Landes, die auf eine kleine Minderzahl zusammengesunken, bestätiget. Es geschah jedoch nur mit einem Vorbehalt, mit einer Klausel: daß nur in königlichen Städten und Orten die Protestanten zu öffentlichem Gottesdienst berechtiget sein sollten. Dieses behielt sich der katholische Adel doch noch vor, um nicht genöthiget zu sein, öffentlichen protestantischen Gottesdienst in seinen eigenen Dörfern und Orten dulden zu müssen. Es vereinigten sich nun auch die Utraquisten, die Lutheraner und die Brüder vollständig und beschlossen, die verschiedenen Namen, da sie im wesentlichen Glauben einig, abzustellen und sich alle nun „Christen unter beiderlei Gestalt" zu nennen. In der übrigen Welt findet dieses Beispiel der Vernunft keine Nachahmung.

So ist in fast allen östreichischen Landen der Protestantismus im Sieg, im Vorschreiten wieder begriffen, in Ungarn, Böhmen, Mähren, Schlesien, Oestreich. Auch die lange

unterdrückten Stände von Steiermark, Kärnthen und Krain versuchten, seit neun Jahren der freien Religionsübung beraubt, sie wieder zu gewinnen. Bittend wendeten sie sich deshalb an ihren Erzherzog Ferdinand. Dieser aber schlug es rund und bestimmt ab, immer überzeugt, daß er selbst mit Zwang und Gewalt die Seelen retten müsse, so viel er könne. Denn Ferdinand war und lebte immer in dem Glauben, welchen Pabstthum und römische Hochpriesterschaft hatten oder doch zu haben behaupteten, daß nur im Schooße der römischen Kirche das Seelenheil zu gewinnen sei. Da in dem übrigen östreichischen Lande die Bewegung mit dem Jahre 1609 stillstand, konnten Steiermark, Kärnthen und Krain gegen Ferdinand allein nichts erreichen. Sie mußten sich fügen.

Im Allgemeinen war doch mit dem Jahre 1608 wieder eine für den Protestantismus sehr günstige Wendung der Dinge eingetreten. Bewaffnet stand die Union, welche sich weiter über die andern protestantischen Fürsten und Stände auszubreiten suchte, da, um weitere, gewaltsame Angriffe des Katholicismus ebenfalls mit Gewalt abzutreiben. In den meisten östreichischen Ländern hatte der Protestantismus ein öffentliches, durch Grundgesetze anerkanntes Dasein gewonnen. Der Katholicismus erschrak und suchte sich ebenfalls in wehrhaften Stand zu setzen, etwanige Angriffe abzutreiben, zum neuen Angriff bereitet und geschlossen zu sein, da solcher Angriff fast nichts Anders mehr als mit den Waffen in der Hand geschehen zu können schien. Schon seit dem Jahre 1608 bemühete sich Maximilian I. von Baiern, auch unter den Katholischen einen Bund, eine Liga, zu Stande zu bringen. Am 10. Juli 1609 ward der Bundesentwurf zu München unterschrieben zwischen Baiern, den Bischöfen von Würzburg, Regensburg, Passau, Augsburg und Konstanz,

den Aebten von Kempten und Ellwangen, mehrern andern kleinen schwäbischen Prälaten und mehrern von der katholischen Ritterschaft. Bald darauf traten auch die Kurfürsten und Erzbischöfe von Mainz, Köln und Trier hinzu. In der Liga ist weder der schwache Rudolf II., noch der zweideutige Matthias, ja im Anfange selbst Ferdinand von Steiermark nicht. Geistliche Fürsten sind die Hauptstütze des Katholicismus in Deutschland. Die Liga, deren Bundesoberst Maximilian von Baiern, hat im Allgemeinen die Vertheidigung der katholischen Religion zum Zwecke. Klein und unbedeutend in ihren Anfängen giebt sie doch dem Katholicismus Halt und Zusammenhang. Wehr und Waffen werden auch von dieser Seite gerüstet. Kaum kann der Ausbruch eines Kampfes ausbleiben.

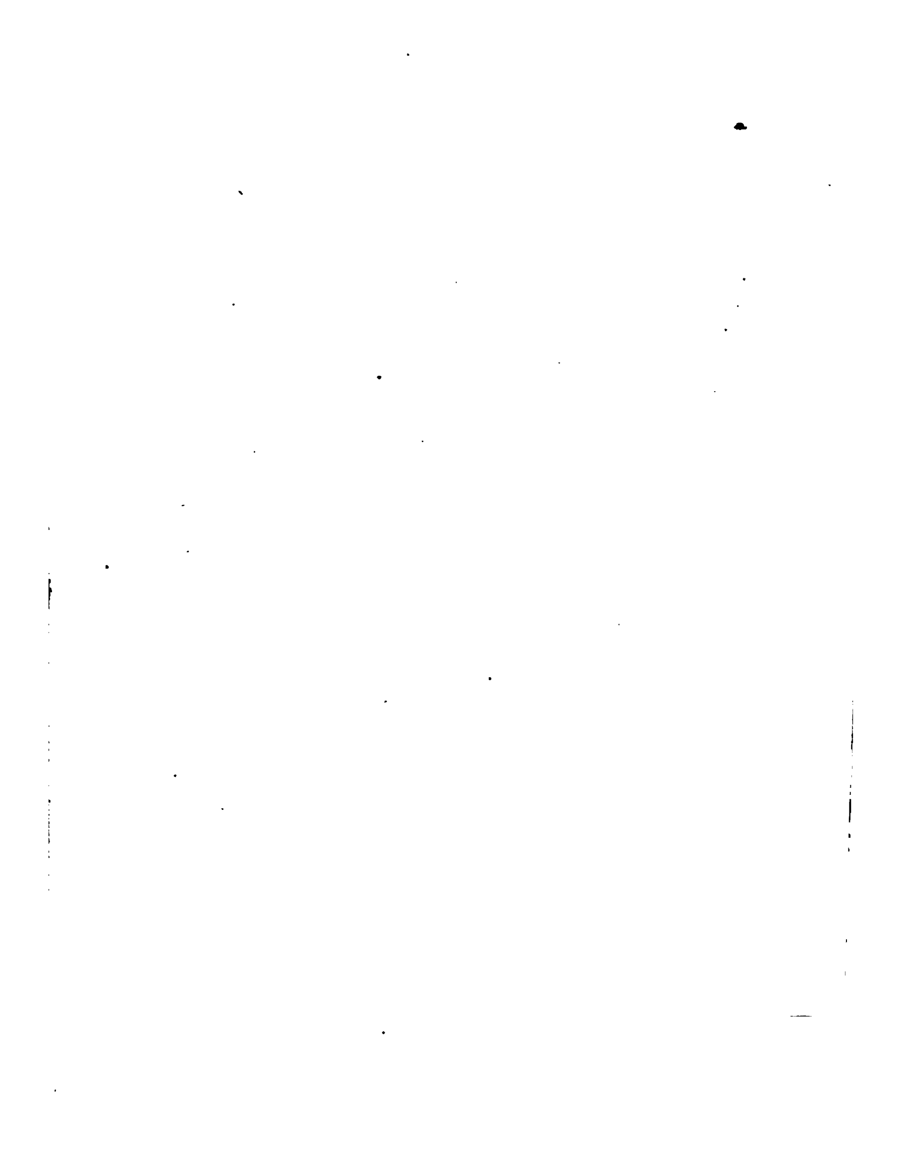
In dem deutschen Reiche standen sich die Parteien, als die protestantische Union und die katholische Liga geschlossen, mehr rüstend als gerüstet, mehr den Kampf erwartend als ihn herbeiziehend, da. Die Union suchte sich auszudehnen und gesellte ihren eigentlichen Mitgliedern bald die sogenannten correschirenden Stände zu, die, ohne Mitglieder in dem eigentlichen Sinne des Wortes zu sein, doch für die Zwecke des Bundes arbeiteten. Desselbengleichen suchte nun auch die Liga sich zu festigen und zu stärken. Die Union stützte sich besonders auf deutsche, auf germanische Kräfte, denn sie hatte ihre Wurzel in dem Deutschthume, in der Nation selbst, wie der Protestantismus, den sie vertheidigen wollte. Die Liga aber, die den Katholicismus, eine der großen Mehrheit der Nation fremd und feindlich gewordene Sache verfechten wollte, mußte sich auch besonders an die Fremden, an die Undeutschen wenden. Die Fürsten Italiens und Pabst Paul V., besonders aber König Philipp III. von Spanien besendeten

sie, vorzüglich um Geld zu erlangen für den Krieg, der Deutschland wieder mit dem Katholicismus beglückseligen sollte. Zwar von den Fürsten Italiens und von dem Pabste empfing die Liga vor der Hand nichts als leere Versprechungen, aber Philipp III., hoffend, daß sie zu einem Mittel der Vergrößerung der Macht des Hauses Spanien-Habsburg gemacht werden könnte, setzte sogleich seine Geld-Unterstützungen in Bewegung. Denn noch immer waren in Spanien die alten Entwürfe, die Karl V. und Philipp II. gehabt, die Macht des Hauses über alle andere zu erhöhen und nach Möglichkeit aller Staaten-Freiheit Europa's ein Ende zu machen, nicht verschwunden. Indessen verzögerte sich die wirkliche Uebergabe des spanischen Geldes, denn Philipp III. wollte erst ein Glied seines Hauses, den Erzherzog Ferdinand von Steiermark, an die Spitze der Liga schieben, um sie besser nach seinen Planen leiten zu können. Darüber kamen Mißklänge in das Bündniß selbst und Maximilian I. von Baiern legte sogar, unzufrieden mit der Weise des Hauses Spanien-Habsburg, auch wohl sie fürchtend, die Feldhauptmannschaft der Liga auf einige Zeit nieder.

Die Union hatte unterdessen am Hofe Kaiser Rudolfs II. lange und vergeblich durch den Fürsten Christian von Anhalt um die Restitution der Reichsstadt Donauwörth gehandelt. Sie ward mit schönen Worten hingehalten und von einer Zeit zur andern über die hier begangenen Verletzungen aller Reichs-Ordnung vertröstet, bis von den wichtigern Ereignissen, die Deutschland ergriffen, die kleine Sache von Donauwörth in die Nacht der Vergessenheit gestellt ward. Schon 1609 war diese Stadt dem Herzog von Baiern als Pfandschaft vom Kaiser überantwortet, und seitdem ward die katholische Gegen-Reformation von dem Herzog mit der unerbittlichsten Strenge durchgeführt.

Unterdessen schien der für den Protestantismus günstige Zug, der in den letzten Ereignissen immer der Lande Ungarn, Böhmen und Oestreich erschienen, sich weiter fortspinnen zu wollen. Einen Augenblick war es, als sollte der Kampf gegen den Katholicismus, der einmal unvermeidlich, unter sehr günstigen Umständen eröffnet werden. Es war am 25. März 1609 bereits kinderlos Johann Wilhelm, Herzog von Cleve, Jülich und Berg, Herr von Mark, Ravensberg und Ravenstein, gestorben. Auf die reiche Erbschaft hatte nun das Haus Sachsen, und besonders die Ernestinische Linie, wohl die am meisten gegründeten Ansprüche. Indessen ließ das Haus seine Gesammtansprüche durch den Kurfürsten Christian II. vertreten. Der Kurfürst hatte vor dem Kaiser ungeheure, und wie die Verhältnisse des Reiches damals lagen, übergroße Achtung. Darum verfolgte er die Ansprüche des Hauses Sachsen nur auf ordentlichem Wege und meinte durch einen kaiserlichen Spruch zum Ziele zu gelangen. Solche Rechtlichkeit hat das Haus Sachsen zu mehrerenmalen um große Vortheile, die hätten gewonnen werden, gebracht. Kaiser Rudolf II. gab nun auch zwar 27. Juni 1610 dem Gesammthause Sachsen die gewünschte Belehnung. Es mußte indessen dabei eine Verschreibung ausgestellt werden, daß etwaigen Rechten anderer durch die sächsische Belehnung nichts entzogen sein sollte. Niemals hat Sachsen mehr als einen müßigen Titel und ein leeres Wappen von dieser Sache gehabt, weil man nicht rasch, entschlossen und kühn zuzugreifen und zu handeln verstand. Denn als nach mühseligem Verhandeln Sachsen endlich die kaiserliche Belehnung empfing, hatten sich andere längst in Besitz gesetzt. Unter den vielen Bewerbern, die sich noch um die reiche Erbschaft müheten und sie als rechtlich ihnen gebührend in Anspruch nahmen, waren die

bedeutendsten Johann Siegismund, Kurfürst von Brandenburg und Philipp Ludwig von Pfalz-Neuburg. Es fängt damals das Haus Brandenburg an in der politischen Welt von Bedeutung zu werden. Dasselbe blühet in drei Hauptlinien, in Franken, in der Mark Brandenburg, in Preußen. Joachim II., dessen zuletzt gedacht worden, war 1571 gestorben. Hierauf hatte Johann Georg bis 1598 geherrscht, dann Joachim Friedrich bis 1608. Johann Siegismund, sein Sohn, war darauf Herr in Kur-Brandenburg geworden. Derselbe hat, als die Linie in Preußen 1618 ausgestorben, Preußen mit Brandenburg vereiniget. Aber schon früher war von ihm kräftige Hand an eine andere Erwerbung gelegt. Brandenburg und Pfalz-Neuburg waren, während Sachsen unterhandelte, rasch zugefahren und beide hatten von den jülich-clevеschen Länder Besitz genommen. Weil jeder Theil, Kur-Brandenburg sowohl als auch Pfalz-Neuburg, für sich die ganze Erbschaft begehrte, war unter ihnen bittrer Streit, doch bald vertrugen sie sich friedlich zu gemeinsamer Verwaltung und gemeinsamer Benutzung, bis der Streit, wem von ihnen das ganze Erbe gebühre, würde geschlichtet sein. Johann Siegismund war dabei auch, zur Behauptung seiner Besitzergreifung, in die Union getreten, die Union überhaupt durch den Beitritt von Hessen-Cassel und der Reichsstädte Straßburg und Ulm damals gestärkt worden. Wiederum schien der Protestantismus einen bedeutenden Vorschritt gethan zu haben. Hiermit hängt nun eine weitverzweigte Bewegung zusammen.





FERDINAND II.

Lith. u. Druck v. Ed. Pietzsch & Co. in Dresden.

Gustav Adolf

und

der dreißigjährige Krieg.

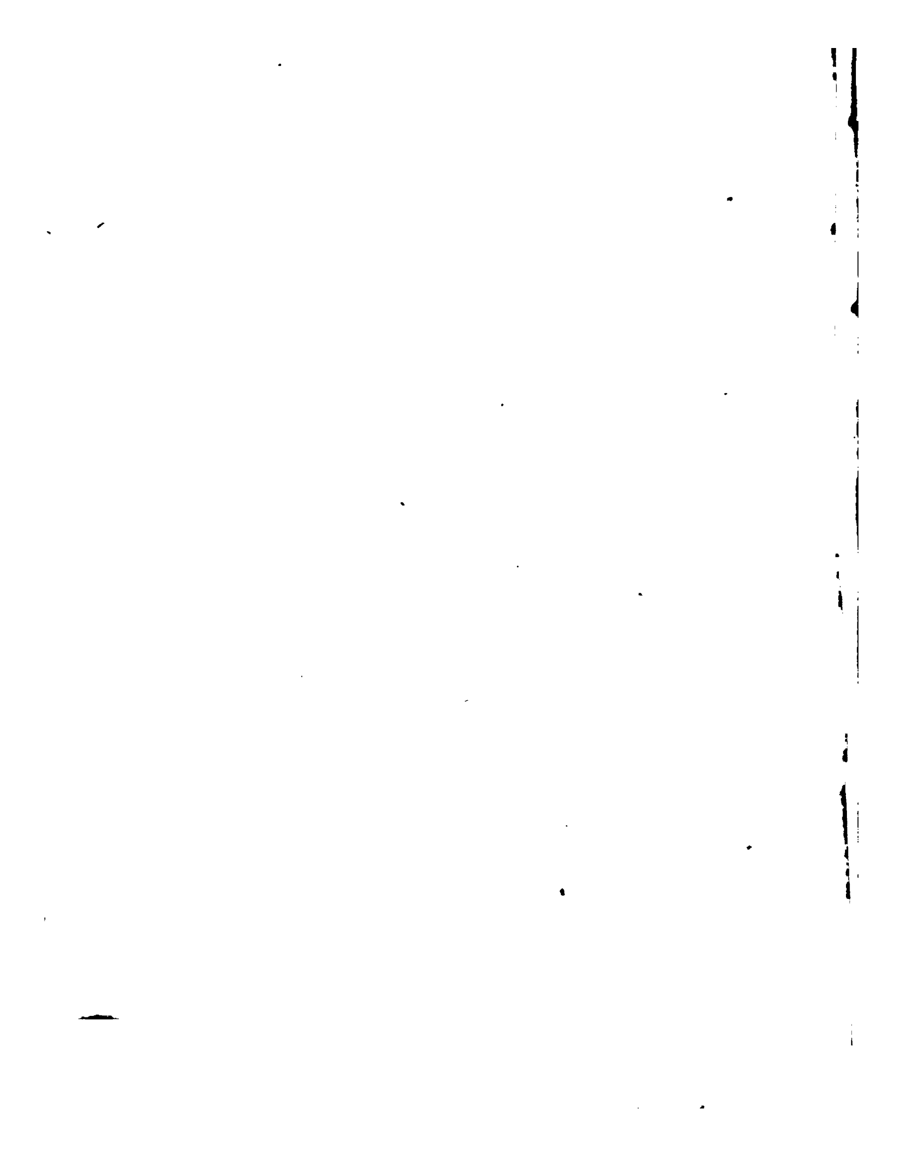
Von

Ludwig Flathe,
außerordentl. Professor der Geschichte an der Universität zu Leipzig.

Mit Abbildungen nach guten Originalen.

Zweiter Band.

Dresden, 1841.
Eduard Pietzsch & Comp.



Zweites Kapitel.

Was zu Gunsten des Protestantismus jüngst geschehen in dem Reiche selbst sowohl, als auch in den Nachbarländern, besonders aber daß Brandenburg und Pfalz-Neuburg sich in den Besitz der jülich-cleveschen Lande gesetzt, versetzte die eifrigen Katholiken in Angst und Schrecken. Sie wollten sich wieder zu That und Angriff erheben und berechneten nicht allein, was zu ihren Ungunsten, sondern auch, was noch zu ihren Gunsten in den Verhältnissen vorhanden. Zu ihren Gunsten war, daß die protestantische Union immer noch nicht im Stande gewesen, alle protestantische Kräfte des Reiches zu vereinigen. Kursachsen, Hessen-Darmstadt und Braunschweig, auf welche viel ankam, hielten sich standhaft von der Union fern. Grimm gegen die Calvinisten, den die Streitsucht und die Rechthaberei der lutherischen Theologen sorgfältig nährte, Grimm gegen Kur-Pfalz, von dem er in der protestantischen Feldhauptmannschaft gewissermaßen überflügelt worden, Grimm gegen Kur-Brandenburg, in der jülich-cleveschen Erbsache jüngst entstanden, alterthümliche Hochachtung vor Reich und Kaiser, durch die er noch zu dieser reichen Erbschaft zu gelangen hoffte, hielten besonders Kurfürst Christian II. von Sachsen fern von der Sache der Union. Der Katholicismus hatte den Vortheil, in der jülich-cleveschen Sache so auftreten zu können, als wenn es nicht gegen den Protestantismus, nur für die Ordnung des Reichs geschehe. Gelang es aber einmal, im Namen dieser Ordnung, den beiden protestantischen Fürsten

von Brandenburg und Pfalz-Neuburg die jülich-cleveschen Lande zu entwinden und sie darauf in katholische Hände zu bringen, so hatte der Protestantismus doch einen Schlag empfangen, doch eine Niederlage erlitten.

Also ward Kaiser Rudolf II. wieder einmal von seinen Umgebungen in Bewegung gesetzt. Als Kaiser erklärte er Alles für null und nichtig, was Brandenburg und Pfalz-Neuburg gethan. Diese erboten sich nun, die streitige Erbschaftssache im gewöhnlichen Wege des Rechtes entscheiden zu lassen; ein Anerbieten, mit dem es allerdings auch nicht sehr treu und aufrichtig mag gemeint gewesen sein. Der Kaiser seinerseits begehrt nun darauf noch, daß sie die Lande vorher räumen und ihm überantworten sollen. Daran erkennen jene wieder, daß es dem Kaiser um die rechtliche Entscheidung auch nicht zu thun, daß er nur in den Besitz der streitigen Lande kommen will, sie dem Katholicismus zu erhalten, sie für einen katholischen Fürsten oder auch wohl für sich selbst, je nachdem es falle, zu gewinnen. Darum weigern sie sich und die Union kommt in Bewegung. Der Kaiser aber hat für die Ausführung seiner Befehle zum Gewaltboten ernannt Ferdinands Bruder, den Erzherzog Leopold, Bischof von Straßburg und von Passau, einen kriegerischen Mann. Demselben gelang sich der Festung Jülich zu bemeistern. Nun sammelte er der Truppen mehrere und rief selbst die Liga um Hülfe an, als ob es sich hier um die Sache des Katholicismus, welcher der Liga Bundeszweck war, handele. Diese, und besonders ihre rheinischen Mitglieder unterstützten auch den Erzherzog sofort.

Nun aber setzte sich die Union auch in Bewegung. Brandenburg und Pfalz-Neuburg wenden sich an König Heinrich IV. von Frankreich und erhalten das Versprechen kräfti-

ger Unterstützung. Lange schon arbeitet der König daran, daß zwischen ihm und der Union ein Bündniß zu Stande kommen möge. Es ist aber in dem Schooße der Union immer Widerspruch gegen das Bündniß mit Frankreich erhoben worden: man solle sich mit dem selbstsüchtigen und treulosen Nachbar des Reiches, mit Frankreich, das nie mit guten Gesinnungen, immer nur mit eigennützigen Gedanken, in die deutschen Verhältnisse eingegriffen, nicht verbinden. Erst, als der Erzherzog Leopold Jülich genommen, als nun von einer andern Seite Gefahr drohete, die Gefahr, von dem Katholicismus überflügelt zu werden, schwieg dieser Widerspruch und die Union schloß 11. Febr. 1610 ein Bündniß mit Frankreich ab. Dessen nächster und ausgesprochener Zweck war gemeinschaftliche Waffenerhebung, um Brandenburg und Pfalz-Neuburg in dem Besitz der jülich-cleveschen Erbschaft zu erhalten. Indessen lagen bei jedem Theil noch andere Gedanken in dem Hintergrunde. Wäre der Kampf nur einmal zum vollen Ausbruche gekommen, so würde noch um ganz andere Dinge als um Jülich und Cleve gefochten worden sein. Die Protestanten, einmal unter die Waffen gebracht, wären vielleicht zu kühnem Angriff vorgeschritten und hätten keck den Zerfall benutzt, der abermals in die katholische Welt zu kommen drohete, als sich Heinrich IV. von Frankreich mit ihnen, den Protestanten, verbündet. Ein Zerfall der katholischen Welt in sich selbst war dieses Bündniß zu nennen, denn Heinrich IV. gedachte des Krieges und der Waffen keinesweges ob der jülich-cleveschen Erbsache allein.

Seitdem Heinrich IV. durch den Eintritt in den Katholicismus den französischen Thron gewonnen, zeigte er sich in allen Stücken streng katholisch, und ließ nichts hervortreten, was die Vermuthung, sein Uebertritt sei ein wahrer und auf-

Empörungen und neue Aufstände in Frankreich angezettelt werden sollten, in denen Spaniens Entwürfe etwa noch zur Reife gebracht werden könnten. Darum meinte Heinrich IV., bedenklich auch dadurch gemacht, daß unter Philipp III. und Rudolf II. wieder eine enge Verbindung der beiden Linien des Hauses eingetreten, die unter Philipp II. und Maximilian II. gemangelt, dieses Gesammt-Haus durch Krieg beschäftigen, seine Macht theilen und schwächen zu müssen.

Nicht sowohl der König selbst als vielmehr Sülly, sein Minister, hatte sogar den Entwurf gemacht, jenes Gesammt-Haus für Frankreich ganz unschädlich, ganz ungefährlich zu machen. Philipp III. sollte auf den Besitz von Spanien und Indien zurückgeführt, die niederländischen und italienischen Provinzen ihm entrissen, die deutsche Linie um die Kaiserwürde, um Ungarn und Böhmen, sei es möglich, sogar auch um seine anderen Gebiete noch gebracht werden. Europa sollte dadurch eine neue Staatsgestaltung empfangen, die von Spanien-Habsburg befreiten Länder theils zu freien und selbstständigen erhoben, theils mit andern verbunden werden. Sülly meinte, wenn man nur Jedem etwas verspreche, werde Frankreich Bundesgenossen genug finden. Frankreich dagegen sollte sich groß und edelmüthig zeigen, meinte Sülly weiter, und für sich nichts begehren. Heinrich IV. selbst aber dachte weder groß und uneigennützig genug, um für eine Beglückseligung Europa's mit dieser neuen Staaten-Gestaltung Geld und Schätze umsonst aufwenden zu wollen Redete Sülly zu ihm von dieser nothwendigen Uneigennützigkeit, so antwortete Heinrich IV., wie jener selbst berichtet, daß er mit keinem Gedanken daran denke, uneigennützig sein zu wollen.

Des Königs Gedanken gingen überhaupt nicht zu so großen, unendlich schweren, vielleicht sogar unmöglichen Dingen.

Er wollte nur Krieg gegen die beiden Häuser von Spanien-Habsburg, um deren Macht zu schwächen, die französische dagegen weiter auszudehnen. Auf die Niederlande, auf Lothringen, auf den Rheinstrom mochte es der König am meisten abgesehen haben. Er erinnerte sich recht wohl, wie sein Vorfahre Heinrich II. durch das Eingreifen in die deutschen Angelegenheiten, durch den Bund mit den Protestanten Metz, Toul, Verdun und Cambrai gewonnen hatte. Darum, längst auf einen Krieg gegen Spanien-Habsburg rüstend, hatte Heinrich IV. mit der protestantischen Union sich verbündet. Er suchte einen Anfang, eine Veranlassung zum Kriege, nicht um dem Protestantismus, für den er keine Gefühle mehr hatte, aufzuhelfen, sondern um die politischen Entwürfe Frankreichs hinauszuführen. Aber, auch ohne daß der König es wollte und beabsichtigte, mußte es den Protestanten aufhelfen, wenn die beiden katholischen Hauptmächte, Spanien-Habsburg und Frankreich, untereinander in Krieg geriethen. Deshalb mahnte auch Pabst Paul V. den König in einem ernsten Breve, 27. April 1610, von dem Kriege ab. Dieser aber ließ sich hierdurch in seinen Gedanken und Planen nicht irren. Im Frühling 1610, den Verabredungen, die mit Frankreich getroffen worden, gemäß, hatte die protestantische Union in Deutschland zu den Waffen gegriffen. Sie erklärte dabei, daß der Kaiser durch sein Eingreifen in die jülich-clevesche Erbsache das Recht verletzt, sie dagegen den Landfrieden wieder herstellen wollte. Schon wurden die Bisthümer Würzburg, Bamberg, Köln, Mainz, Worms, Speier und Straßburg von ihnen überzogen, schon rückten französische Truppen nach dem Niederrhein, wo Erzherzog Leopold hart bedrängt ward, schon war eine große französische Armee, die Heinrich IV. selbst anzuführen gedachte, nach den

Niederlanden und dem Niederrhein in Bewegung, als ein plötzlicher Fall die Lage der Sachen wesentlich umgestaltete. Heinrich IV. ward 14. Mai 1610 zu Paris von Franz Ravaillac ermordet.

Niemals ist mit Sicherheit ergründet worden, ob das Verbrechen von dem Mörder begangen worden aus freiem und eigenem Antriebe, weil Heinrich IV. einen Krieg beginnen wollte gegen die gut-katholische Macht von Spanien-Habsburg, einen Krieg, der zum Vortheil der Protestanten auslaufen konnte, oder ob er von jemanden, etwa von denen, welche den Vortheil vom plötzlichen Tode des Königs hatten, angefeuert, bestimmt und bedungen worden. Das nur ist sicher und gewiß, daß nie ein Meuchelmord gewesen, der denen, welche einen Lebenden fürchten mußten, zu günstigerer Stunde gekommen ist. Spanien, das kaiserliche Haus, ja der Katholicismus, sie waren alle durch Heinrich IV. mit einer großen Gefahr bedroht worden, wenn auch dieser König gar nicht gegen den Katholicismus selbst auftreten wollte. Und sein Tod änderte sogleich Alles. Heinrich IV. hinterließ einen achtjährigen Knaben, Ludwig XIII. Die Mutter, Maria von Medici, welche der König 1599 in zweiter Ehe geheirathet, übernahm die vormundschaftliche Regierung. Sie war ganz anderer Gesinnung als der König. Sie war dem Katholicismus ergebener, sie war dem Hause Spanien ergeben, sie wollte keinen auswärtigen Krieg, damit sie, eine schwache Frau, nicht darüber im Innern des Reiches die Gewalt verliere. Also ward das Heer aufgelößt, welches Heinrich IV. für den Krieg gesammelt und seine größeren Entwürfe von Frankreich aufgegeben. Nur die nahen Interessen Frankreichs wurden noch festgehalten. Ein solches Interesse war, zu verhindern, daß sich der Kaiser nicht am Niederrheine festsetze. Deshalb ward



Die Ermordung Heinrichs IV.

den Protestanten noch die Hand zur Eroberung von Jülich gereicht, welche Festung auch am 2. Septbr 1610 in ihre Hände fiel.

Hernach zog sich Frankreich zurück und die deutschen Protestanten sahen sich plötzlich mit ihrer Schilderhebung vereinzelt und verlassen. Die Liga, durch die veränderten Umstände ermuthiget, hatte unter Maximilians I. von Baiern Leitung und Betrieb 22. Aug. 1610 einen Bundestag in München eröffnet, Johann Tscherclas, Freiherrn von Tilly zum Feldmarschall bestellt und die Aufrichtung eines Heeres von zwanzigtausend Mann beschlossen. In dem Stifte Passau lag auch bereits ein anderes, für des Kaisers Dienst geworbenes Heer. Indessen hatte die Union die Waffen der Katholischen nicht eben zu fürchten. Die Katholischen wollten im Ganzen erst rüsten und die Union war bereits gerüstet. Doch bedenklich war die Lage der Dinge allerdings geworden, besonders da man in Frankreich ganz andere Gedanken als die früheren vermuthen mußte. Es kam hinzu, daß Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz, gewissermaßen das Haupt der Union, 19. Septbr. 1610 starb, und durch seinen jüngern Sohn, Friedrich V., nicht sofort ersetzt werden konnte, daß Christian II. von Sachsen, meinend, so noch zu der jülich-cleveschen Erbschaft zu gelangen, um seine Aufnahme in die Liga, obwohl vergeblich, verhandeln ließ. Er handelte vergeblich darum, weil die Liga durch die Aufnahme eines protestantischen Mitgliedes nicht ihren eigentlichen Bundeszweck sich wollte verrücken lassen.

Unter diesen Umständen hätten unter den Protestanten sehr kühne und sehr kräftige Männer sich befinden, die protestantische Partei überhaupt den Entschluß, das Schicksal Deutschlands auf die Spitze des Schwertes zu stellen, haben

müssen. Es war aber weder das Eine noch das Andere vorhanden, und deshalb knüpften sie mit Maximilian von Baiern, dem Bundeshauptmanne der Liga, friedliche Unterhandlungen an, welche bald, 24. Octbr. 1610, zum Abschlusse eines Tractates führten. Beide Theile gelobten, bis zum Novbr. ihr geworbenes Kriegsvolk zu entlassen und sich nicht zu befehden, oder sich sonst Schaden zuzufügen. Jedoch sollte beiden Theilen wegen des in Passau lagernden Kriegsvolks des Kaisers nachgelassen sein, sich sonst in wehrhaftem Stande zu halten, bis auch wegen dieses jedermann volle Sicherheit fühle. Weiter ward in dem Tractate nichts Bedeutendes festgesetzt oder auch nur erwähnt. Es war ein Waffenstillstand, von den Protestanten begehrt, weil sie, wie es mittelmäßigen Menschen immer gehet, eine bessere Zeit erwarten wollten, ehe sie einen großen Entschluß faßten und heran träten an eine große That, von den Katholischen genommen, weil ihnen nichts günstiger als ein Aufschub des Kampfes sein konnte. Maximilian I. von Baiern sagt es in dem Schreiben, darin er den Mitgliedern der Liga den geschlossenen Tractat mittheilt, daß sie eigentlich ungerüstet und die Protestanten, wenn der Krieg ausgebrochen und er den gebotenen Waffenstillstand nicht genommen, leicht Alles hätten niederwerfen und überwältigen können. An wie leisen Fäden hingen doch die Schicksale Deutschlands und wie leicht hätte es noch zur religiös-kirchlichen Einheit Deutschlands kommen können! Wo der Katholicismus jüngst mit Gewalt aufgerichtet, war er noch eine junge, schwache Pflanze, die Seelen und die Gemüther vieler Menschen noch protestantisch. Wäre die protestantische Union rasch und kühn mit den Waffen zugefahren, das ganze auf undeutschen Grund und Boden ruhende Gebäude Roms in dem Reiche würde unschwer haben zusammengebrochen

werden können. Aber die Protestanten verstanden die Zeit nicht und wußten nicht, sie zu benutzen.

Wie große Dinge konnten von den Protestanten jetzo durch rasche Entschlossenheit und zufahrende Kühnheit gewonnen werden, auch nachdem Frankreich zurückgetreten, da in dem kaiserlichen Hause abermals Unfrieden ausgebrochen. Kaiser Rudolf II., in unbehülflichen Formen erstarrt, dem Leben so entfremdet, daß er oft Jahre lang das Licht der Oeffentlichkeit nicht sah und die Menschen auf den Glauben kamen, daß er müsse gestorben sein, konnte doch den Verlust Ungarns, Mährens und Oestreichs nicht verschmerzen. Bald nach dem Tode Heinrichs IV. begehrte er sie zurück, verlangte von Matthias, daß er ihm feierliche Abbitte wegen alles Geschehenen leisten sollte. Matthias leistete die Abbitte und durfte die Lande behalten, denn der Kaiser hatte diese Forderung dem Anscheine nach wieder aufgegeben. Aber Rudolf II. haßte den Bruder, der ihn so gekränkt und so viel entzogen, tief und bitter. Es scheint, er wollte den Wiedergewinn der geraubten Lande nur auf günstigere Zeiten versparen. Zunächst, so scheinet es ferner, hatte Rudolf II., nie seine Mittel und Kräfte kennend, einen andern Plan aufgefaßt. Er gedachte, die böhmische Krone dem Erzherzog Leopold zuzuwenden, in Böhmen durch Waffengewalt die Uebermacht der Stände zu brechen, den Majestätsbrief aufzuheben oder ihn doch einzuschränken. Vielleicht war dieser Plan nicht sowohl von dem Kaiser als vielmehr von anderen entworfen, er aber doch darauf eingegangen. Das Passauer Kriegsvolk brach plötzlich, nachdem es Oberöstreich durchplündert, in Böhmen ein. Leopold eilte herbei, setzte sich an die Spitze dieser wilden Banden und bemeisterte sich, ehe die Bürger zur Vertheidigung kommen konnten, 12. Febr. 1611 der sogenannten kleinen

Stadt oder Kleinseite von Prag. Der Kaiser gab sich das Ansehn, als geschehe Alles wider seinen Befehl, als wären die Söldner nur aufrührerisch geworden, weil er aus Geldmangel ihnen den rückständigen Sold nicht zahlen könne. Indessen kam die Stadt Prag, die protestantischen Stände Böhmens über diese Vorgänge in die gröste Bewegung. Alle vermutheten tiefer liegende Entwürfe und rüsteten. Leopold machte einen vergeblichen Versuch auf die Altstadt; er ward von den Bürgern und ständischen Truppen zurückgewiesen. In der Stadt entstand hierauf die wildeste Unruhe. Der Pöbel fiel über die katholischen Klöster her; es ward gemordet und zerstört. Die Stände aber sendeten an Matthias um Hülfe: der Kaiser wolle ihm den böhmischen Thron entreißen, denselben dem Erzherzog Leopold zuwenden. Und sogleich war Matthias wieder bereit; mit achtzehntausend Kriegern eilte er den Böhmen zu Hülfe. Auf diese Nachricht ließ Rudolf II. sogleich den übelberechneten Plan fallen, bezahlte die Passauer, wozu er erst das Geld zu besitzen geläugnet, gebot ihnen von Prag abzuziehen, was auch am 11. März 1611 geschah. Sie zogen nach Budweis und verliefen sich später. Erzherzog Leopold der seine seltsame Rolle ausgespielt, zog sich in sein Bisthum Passau zurück.

Rudolf II. aber, der in Prag beinahe wie ein Gefangener gehalten ward, demüthigte sich vergeblich vor Matthias. Als derselbe nach Prag, wo sich die böhmischen Stände versammelt, kam, ward der Arme genöthiget, sich durch eine Acte, 22. Juni 1611, auch noch des Herrnthums zu Gunsten seines Bruders zu entäußern, das ihm über Böhmen und Schlesien geblieben. Ein Jahrgehalt war Alles, was ihm übrig blieb von so reichen und großen Gebieten. Matthias aber erlangte die Wahl der böhmischen Stände zum

König auch nur unter schweren Bedingungen. Alle schon vorhandene Freiheiten und Privilegien der Stände mußte er feierlich bestätigen. Sie hatten noch andere und größere begehrt, das Recht sich ohne königliche Berufung zu versammeln, Truppen zu werben und zu halten, mit den Ständen Ungarns, Oestreichs, Schlesiens und Mährens förmliches Bündniß zur Aufrechthaltung ihrer Privilegien zu schließen. Matthias mußte wenigstens versprechen, über diese Dinge auf dem nächsten Landtage mit ihnen zu verhandeln. Die Protestanten müssen mit Nothwendigkeit, so lange die Fürsten hier katholisch sind und der herrschende Jesuitismus täglich mit neuen Angriffen drohet, auf die Einschränkung der fürstlichen Gewalt sinnen. Sonst ist ein innerer Zusammenhang zwischen dem Protestantismus und den ständischen Freiheiten nicht vorhanden. Des armen Rudolfs II. Rolle war nun aber bald ganz ausgespielt. Er war nun weiter nichts mehr als Kaiser der Deutschen. Wer diesem Titel nicht durch eine Erb- und Hausmacht einen Nachdruck geben konnte, besaß in und mit ihm in Wahrheit nicht viel. Rudolf II. war so tief heruntergebracht, daß er die nach Nürnberg berufenen Kurfürsten um Geldunterstützung anging, damit er standesgemäß leben könne. Die Kurfürsten vertrösteten ihn damit auf den nächsten Reichstag, nicht ohne ihm manche Bitterkeit über sein seltsames Regiment zu sagen. Doch entriß ein baldiger Tod 20. Januar 1612 den armen Kaiser weiteren Kränkungen. Er war 60 Jahr alt geworden.

Es geschah besonders durch den Einfluß der Protestanten, daß der um fünf Jahre jüngere Matthias zum König und Kaiser erwählt ward. Sie erwarteten von ihm, daß er ein neuer Maximilian II. für sie werden würde, und Matthias selbst hatte so zu ihnen gesprochen. Indessen wenn auch der

neue Kaiser, was durchaus nicht der Fall, innerlich dem Protestantismus geneigt gewesen, so hätte er doch wenig für ihn thun können, da das Kaiserthum selbst eine bedeutende Kraft in dem Reiche gar nicht mehr war. Was geschehen konnte von Matthias, das war bereits geschehen. Seine Erblande und Böhmen und Ungarn hatten die gesetzlich anerkannte Freiheit des Protestantismus. Matthias hatte sie nur gegeben, weil er nicht anders emporkommen konnte, weil er mußte. Nachdem er zu Allem gelangt, wozu er gelangen wollte, hatte er für den Protestantismus kein Interesse mehr. Es war auch ein Nachtheil für denselben, daß die Spaltungen, welche in dem kaiserlichen Hause bis jetzt gewesen, endeten. Die Erzherzöge fanden sich wieder in gemeinsamen Interessen und Ansichten zusammen. Der Protestantismus drohete in den Erbländern, in Böhmen und Ungarn ihre fürstliche Gewalt immer mehr einzuschränken. Sie fühlten, daß sie demselben entgegentreten müßten.

Nur etwa das Alter, die Schwäche und Unentschlossenheit des Kaisers, die ihn mehr zu milden als zu durchgreifenden Maßregeln trieb, hätte den Protestanten etwa noch ein Vortheil werden können. Aber auch daraus kam ein solcher Vortheil nicht, denn der Katholicismus hatte andere, kräftigere Häupter als der Kaiser war. So, als Matthias und sein Rath Kardinal Knesel den Versuch machten, die Bestimmung der Liga zu verändern, sie aus einem Bunde für die Ausbreitung des Katholicismus umzugestalten in ein unter dem Kaiser stehendes Bündniß zur Erhaltung des religiösen und bürgerlichen Friedens im Reiche, scheiterte das an dem entschlossenen, immer auf sein Ziel gerichteten Sinne Maximilians I. von Baiern. Der war und blieb der Liga belebende Seele, der unter den größten Schwierigkeiten den Bund zusammenhielt

und, wo nöthig, ihn zur Thätigkeit befeuerte. Die geistlichen Fürsten und Herren allein würden ohne Maximilian in Schlaffheit und Unthätigkeit dem Untergange des Katholicismus zugesehen haben, denn sie pflegten viel zu zählen und zu rechnen, um Geld zu mäkeln und zu knausern.

Für die Protestanten aber war der günstige Augenblick, noch einen großen Schlag auf den Katholicismus zu führen, unbenutzt vorbeigegangen. Was sie mit den Waffen zu erreichen verabsäumt, wollten sie durch Reden, Unterhandlungen und Schlüsse nachholen, ein Weg, auf dem nichts gewonnen werden konnte. Auf dem Reichstage, den Matthias zu Regensburg 13. Aug. 1613 eröffnete, begehrten die Fürsten der Union die Aufhebung des geistlichen Vorbehalts, die Aufhebung des Rechtes der Stimmenmehrheit auf den Reichstagen, besonders in Religions-Sachen, und aus Protestanten und Katholiken gleichmäßig zusammengesetzte Reichsgerichtshöfe. Schlüsse, die diese Dinge in dem Reiche gesetzlich gemacht, würden dem Katholicismus sicher binnen nicht langer Zeit den Untergang gebracht haben. Deshalb widerstanden die katholischen Stände, jetzo noch im Besitze der Stimmenmehrheit, weil so viele Erzbischöfe und Bischöfe mit auf den Reichstagen waren, auf das Aeußerste. Es gelang ihnen um so mehr Alles zu hintertreiben, da die eifrigsten Lutheraner, besonders Hessen-Darmstadt und die beiden Häuser Sachsen zu den Katholischen standen. In dem Kurfürstenthum Sachsen war 2. Juli 1611 Christian II. gestorben und Johann Georg I. gefolgt. Also ward der Reichstag am 22. Octbr. 1613 aufgelößt.

Um diese Zeit war Kaiser Matthias gesonnen, den Krieg gegen die Türken und gegen Sultan Ahmed I. wieder zu eröffnen, ob nicht ganz Ungarn wieder gewonnen werden könnte.

die verwirrte Lage des türkischen Reiches schien zu einem solchen Versuche einzuladen. Der Reichstag von 1618 hatte auch schon dem Kaiser eine geringe Hülfe zu diesem Kriege bewilliget. Da sie so gering ausgefallen, wendete sich Matthias an die Stände Ungarns, Böhmens und Oestreichs. Aber einmüthig wollten sie von einem solchen Kriege nichts wissen, seine Nothwendigkeit nicht begreifen, Gelder nicht bewilligen. Darum erneuerte der Kaiser 1. Juli 1615 den Frieden von Sitva-Torok auf zwanzig Jahre, hatte auch schon früher, 6. Mai 1615, den klugen und rüstigen Bethlen Gabor, den die Stände von Siebenbürgen 1613 zu ihrem Fürsten erwählt, anerkannt. Ein Krieg mit den Türken würde den Protestantismus wieder in eine günstige Lage versetzt haben. Aber diese Bundesgenossenschaft wollten und wünschten sie selbst nicht. Ahmed I. aber starb nicht lange darauf, 22. Novbr. 1617, Mustafa bestieg den Thron, ward aber bald, schon am 26. Febr. 1618 gestürzt und Osman auf denselben erhoben. Osman wendete seine Waffen gegen Polen und der alten Entwürfe gegen Deutschland ward vor der Hand von den Türken nicht mehr gedacht.

Daß es aber so war, mußte doch eine Ungunst im Stande der allgemeinen Weltverhältnisse für den Protestantismus genannt werden. Und solche Ungunst kam um dieselbe Zeit noch von andern Seiten her. Scheint es doch fast, wenn man die Geschichte der letzten Jahrzehnte betrachtet, als habe die Weltregierung für beide Religions- und Kirchenparteien ein Gleichgewicht in der Gunst und Ungunst der Dinge zu halten gedacht, damit keine die andere ganz überflügeln und überwältigen, und die beiden Haupt-Verschiedenheiten der Auffassung des Christenthums, Katholicismus und Protestantismus, in dem deutschen Reiche, dem Herzen Europa's,

gemischt neben einander bestehen sollten. Daher der stete Wechsel der Dinge und der Ereignisse, welcher bald die eine, bald die andere Partei begünstiget und fördert. Die Häuser Kur-Brandenburg und Pfalz-Neuburg hatten zwar gemeinschaftlichen Besitz vom jülich-clevischen Erbe genommen, sich aber über dasselbe noch nicht gehörig auseinandergesetzt. Es war die Rede davon, den Prinzen Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg mit der brandenburgischen Prinzessin Anna Sophia zu vermählen und ihm die brandenburgischen Rechte auf die Erbschaft als Mitgift zu geben. Hierdurch würde jene dem Hause Brandenburg aber doch ganz verloren gegangen sein; deshalb mag der Kurfürst Johann Siegismund dem ganzen Plane wenig geneigt gewesen sein. Es sollen nun beide, der Kurfürst und der Prinz, einstmals in einen heftigen Wortwechsel gerathen, dieser von jenem, wie denn die Sitten der Zeit wild und roh sind, einen Schlag ins Gesicht erhalten haben.

Wie es sich nun auch immer mit dieser Erzählung verhalte, Unfrieden ist wegen der Erbschaft sicher zwischen beiden geworfen. Da kommt der Prinz nach München zu Maximilian I., dem Vetter seines Hauses: denn die Häuser von Baiern und von der Pfalz, zwiespältig im Glauben geworden, sind sich doch nahe verwandt. Hier gewinnt er die Prinzessin Magdalena, Schwester des Baiern-Herzogs, lieb und eine Vermählung zwischen ihnen wird verabredet, zu der Wolfgangs Vater, Philipp Ludwig von Pfalz-Neuburg, ein strenger Lutheraner, endlich in der Hoffnung, daß die künftige Tochter zum Lutherthume könne bekehrt werden, seine Einwilligung giebt. Aber schon hatte der Baiern-Herzog und die Jesuiten an Wolfgang gearbeitet und ihn nach langem Widerstreben erst wankend in seinem protestantischen Glauben

gemacht, dann ihn sogar zum heimlichen Uebertritt 14. Juli 1613 bewogen. Der alte, ehrwürdige Vater ward hintergangen und getäuscht, die Vermählung am 11. Novbr. 1613 vollzogen. Als Statthalter seines Vaters in die jülich-cleveschen Lande zurückgekehrt, kam nun Wolfgang in immer bitteren Streit mit Brandenburg, bis von beiden Seiten Fremde auf deutschen Boden gezogen wurden. Brandenburg rief zuerst Truppen der niederländischen Republik, mit welchen die Union schon 6. Mai 1613 ein förmliches Bündniß geschlossen, und bemeisterte sich der Festung Jülich. Wolfgang rief aus den spanischen Niederlanden Spinola und spanische Truppen, jagte die Brandenburger aus Düsseldorf. Die Spanier bemeisterten sich Aachens, unterdrückten die Protestanten daselbst, die auch der Kaiser in die Acht gethan, ja sie kamen über den Rheinstrom und besetzten Wesel. So tummelten sich schon die Fremden mit frecher Willkühr auf dem Boden des Vaterlands, weil der Streit um Glauben und Kirche die nationale Einheit zerrissen. Wolfgang aber, von jungem Glaubenseifer ergriffen, sprach 25. Mai 1614 zu Düsseldorf seinen Uebertritt öffentlich aus. Heftig zürnte der alte Vater und der Sohn suchte ihn durch die Versicherung zu begütigen, daß die Glaubens- und Gewissens-Freiheit der Unterthanen doch von ihm solle geachtet werden. Philipp-Ludwig aber starb 12. Aug. 1614 aus Kummer und Schmerz. Abermals war das Gewicht des Katholicismus in dem Reiche gestiegen. Sie hatten doch wieder eine Fürstenstimme mehr.

Die Jesuiten triumphirten, daß Wolfgang aus reiner Ueberzeugung übergetreten sei. Es fügte sich aber seltsam, daß der Jesuit Jacob Raihing, Wolfgangs Hofprediger, der seines Herrn Verfahren in diesem Lichte dargestellt, selbst zum Protestantismus übertrat und theologischer Professor in

Heidelberg ward. Eine trübe und düstere Stimmung wollte man seit dem Uebertritt an dem Pfalzgrafen bemerken, der von demselben auch nicht alle Vortheile gewann, die er erst mochte gehofft haben. Denn der Bund mit den Katholischen brachte ihn in den Alleinbesitz der jülich-cleveschen Lande nicht. Er mußte zu Xanten 1614 einen Theilungstractat mit Brandenburg schließen. Es konnte derselbe aber nicht ausgeführt werden, weil Spanier und Niederländer sich weigerten, den Boden des Reiches zu räumen. Sicher aber aus Ueberzeugung geschah es, daß Johann Siegismund von Brandenburg öffentlich und feierlich 25. Febr. 1613 das Lutherthum verlassen und zum Calvinismus übergetreten war. In den Ländern des Kurfürsten entstanden darüber die größten Bewegungen und wenig fehlte, so wären die Lutherischen in Brandenburg und Preußen bis zu offenem Aufruhr gegen den calvinisch gewordenen Landesfürsten losgebrochen. Johann Siegismund entsagte aber dem fürstlichen Reformationsrecht, welches protestantische und katholische Fürsten damals ausübten, und gelobte 5. Febr. 1615 die Unterthanen bei dem Augsburgischen Glaubensbekenntniß sonder Zwang und Drang zu lassen. Aber das immer weitere Umsichgreifen des Calvinismus schwächte und verwirrte die ganze protestantische Partei. Im Uebrigen starb Kurfürst Johann Siegismund unter den folgenden Ereignissen 23. Decbr. 1619 und sein ebenfalls eifrig calvinischer Sohn Georg Wilhelm folgte ihm in dem Kurfürstenthume und im Herzogthume Preußen.

Nach diesen Ereignissen zogen sich nun einige Jahre noch hin, die große und schlagende Ereignisse nicht in ihrem Schooße tragen. Eine Art von Ruhe waltet in ihnen über dem Reiche, aber eine bange, gewitterschwere Ruhe, die schon zuweilen von dem fernen Donner des nahenden Unwet-

tus unterbrochen wird. Offener Kampf der Waffen muß zu irgend einer Zeit, es sei über lang oder es sei über kurz, zum Ausbruch kommen. Der Katholicismus will, was er verloren hat, zurückerobern und achtet nicht darauf, wie viel Jammer, Noth, Blut und Thränen darüber sein werden, wie das Vaterland dabei eine Beute der Fremden, der Undeutschen wird werden müssen. Der Katholicismus erscheint als von allen deutsch-nationalen Gefühlen losgerissen. Spanien, Italien, jetzt auch Frankreich sind die Stützpuncte, auf denen er Deutschland wieder überwältigen will. Nur sind die Kräfte des Katholicismus auf einige Zeit gelähmt. Dem kaiserlichen Hause ist die Liga deshalb unangenehm, weil sie eine freie und selbstständige Macht in dem Reiche geworden, weil die Leitung dieser Liga an Maximilian I. gekommen. Das Haus machte den Versuch, einen andern katholischen Bund zu Stande zu bringen, der unter Erzherzog Maximilian, Bruder des Kaisers, stehen sollte. Man suchte daher die alte Liga aufzulockern und ihre Glieder zu dem neuen Bunde, der entstehen sollte, herüberzuziehen. Es gelang damit auch soweit, daß 1616 die alte Liga als aufgelößt betrachtet werden mußte. Maximilian I. von Baiern hatte bereits die Hauptmannschaft derselben niedergelegt. Zu Stande aber kam das neue Bündniß nicht. Durch diese Spannung zwischen Oestreich und Baiern kam ein Stocken in die Unternehmungen des Katholicismus. Die Gesinnungen aber in demselben blieben, wie sie früher gewesen, es blieb der Entschluß, loszuschlagen, loszubrechen, so wie man Kraft genug habe, so wie die Gelegenheit sich günstig zeige. Freilich war es weniger der alternde Kaiser Matthias, der solcher Gedanken und Entschlüsse voll war, als andere, Maximilian I. von Baiern vornehmlich und Ferdinand von Steiermark, die immerfort

als die Häupter des deutschen Katholicismus betrachtet werden müssen. Weil nun aber der Name und der Schatten der Kaisergewalt sich noch in Matthias Hand befindet, so geschahen allerdings von da aus noch einige Schritte, welche wie Milde und Versöhnlichkeit aussahen.

Die protestantische Sache liegt, da auch Johann Georg I. von Sachsen bei der zweifelhaften und zweideutigen Weise seines Vorgängers verharrt, in den Händen der Union, an deren Spitze Kur-Pfalz steht. Kurfürst Friedrich V., ein schwacher, unentschlossener, haltloser Mann, hat sich 1613 mit einer königlichen Prinzessin, mit Elisabeth von England, Tochter Jacobs I., der nach dem Tode der großen Elisabeth die Krone von England und Schottland auf seinem Haupte vereiniget, vermählt und seine Seele ist dadurch mit hohen und stolzen Gedanken erfüllt worden, denen seine innere Kraft nicht entspricht. Im Jahre 1614 hat er die Regierung der Kur-Pfalz selbst übernommen. Die Union bat den Kaiser, doch noch eine friedliche Vergleichung aller religiösen Streitigkeiten in dem Reiche zu versuchen. Wenn es darüber, sagte sie, zu Verhandlungen komme, so würde sie ihre friedliebenden Gesinnungen, ihre deutsche Weise erhärten. Würde aber auch dieser Antrag verworfen und Alles auf die Faust gesetzt, so würden es diejenigen, welche das Vaterland den Fremden Preis gäben, nicht sie, vor Gott dereinst zu verantworten haben.

Um etwas deutscher und patriotischer ist, mitten in der religiösen Erbitterung, die Gesinnung der Protestanten doch immer noch. Ihr friedlicher Antrag frommt zu nichts und selbst Kaiser Matthias kann nichts thun, denn die katholischen Fürsten und Stände suchen Ausflüchte aller Art, daß es nicht einmal zu dem ernstlichen Anfange friedlicher Verhandlungen kam. Die Protestanten aber fassen und begreifen ihre Gegner

noch immer nicht. Sie haben die Erkenntniß nicht gewonnen, daß es gewisse Lagen giebt, wo man nicht ausreicht mit den gewöhnlichen Mitteln, wo nicht anders als durch rasche Kühnheit die Erhaltung, der Sieg und die Ausdehnung gewonnen wird. Kein über die Mittelmäßigkeit sich erhebender Geist ist unter ihnen, keiner, der dem ewigen Reden und Wiederreden, Ueberlegen und Wiederüberlegen ein Ende mache. Kaiser Matthias erließ zwar an beide im Reiche bestehende Bünde 3. April 1617 den Befehl sich aufzulösen. Aber niemand fragte darnach. Die Protestanten erneuerten ihre Union 23. April 1617 auf drei Jahre, die Gesinnung erkennend, welche in den Katholischen war. Im Mai desselben Jahres erneuerte Maximilian I. von Baiern die Liga, nur den Namen derselben vermeidend.

Nicht lange darauf feierten die Protestanten 31. Octbr. 1617 zum erstenmale das hundertjährige Jubelfest der Reformation und verabsäumten dabei nicht, ihren glühenden Haß gegen das Pabstthum unverholen zu Tage zu legen. Die Jesuiten beeiferten sich mit Schimpfen und Schmähungen zu antworten, und von beiden Seiten gab sich eine große Roheit kund. Die Bildung der Nation war seit einem Jahrhundert nicht allein aufgehalten, sondern sogar zurückgedrängt worden, als das ganze Leben sich um die Entscheidung theologischer Fragen drehete, von denen nur ein Theil fruchtbringend für den Geist werden, der andere ganz unfruchtbar für denselben bleiben mußte. Roheit und Verwilderung griffen immer weiter um sich, um bald furchtbar zu Tage zu treten. Der römische Stuhl aber hatte den Protestanten schon im Voraus auf ihr Jubelfest geantwortet. Durch eine Bulle Pabst Pauls V. vom 12. Juni 1617 war ein Jubeljahr ausgeschrieben worden, das die katholische Kirche am 10. Novbr. 1617 feierlich beging.

Die lärmenden, tobenden und bitteren Worte, welche von beiden Seiten bei dieser Gelegenheit fielen, waren die Boten der bitteren Thaten, welche bald darauf folgten. Nicht ging das Jahr 1617, wo das Reformationsjubiläum der Protestanten und das Jubeljahr der Katholischen die Stimmung noch verbittern zu müssen schien, die schon früher bitter genug gewesen, vorüber, ohne wichtige Ereignisse, die den Ausbruch fast mit Nothwendigkeit herbeiziehen mußten, in seinem Schooße zu bringen. Der Zwiespalt, der in dem kaiserlichen Hause früher gewesen, war mit Rudolfs II. Tode erloschen. Matthias, alt, lebenssatt, schwach, kinderlos, wie es auch seine beiden Brüder, die Erzherzöge Maximilian und Albrecht waren, mußte daran denken, die Stellung zu sichern, die das Haus seit Karl V. und Ferdinand I. in der Welt behauptete. Diese beruhete nicht sowohl auf den Erblanden, auf Oestreich, Steiermark, Kärnthen, Krain, Tirol und Vorder-Oestreich, als auf dem Besitze der Kronen, von Böhmen, Ungarn und Deutschland, wo in den beiden ersten die Stände, in dem letzten die Kurfürsten das Wahlrecht besaßen. Leicht konnten diese Kronen verloren gehen, sorgte man nicht in Zeiten. Darum verständigten sich alle Glieder des Hauses, auch Philipp III. von Spanien eingeschlossen, diese Wahl-Kronen noch bei Lebzeiten des Kaisers Matthias auf Ferdinand von Steiermark zu bringen, in dessen Jugend und Kraft die Hoffnungen der deutschen Linie des Gesammthauses fast allein beruheten.

Diesen, den Mann, welcher sich bis jetzt nur durch rücksichts- und erbarmungslosen Feuereifer für den Katholicismus ausgezeichnet, stellte Kaiser Matthias zuerst den böhmischen Ständen vor, damit sie ihn zu ihrem künftigen König wählten. Nicht so ganz fest und bestimmt stand das Wahlrecht der

böhmischen Stände da, daß sie überhaupt in der Regel hätten wählen können, wen sie wollten. Sie hatten sich in der Ausübung dieses Rechtes, das sie seit dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts besaßen, doch, zwar nicht immer, aber gewöhnlich an das einmal herrschende Haus gehalten und aus demselben gewählt. Als einer, der schon ein gewisses Erbrecht auf den böhmischen Thron habe, ward ihnen Ferdinand von Steiermark vorgestellt. Es waren größtentheils Evangelische, die ihn wählen sollten und es kann auf den ersten Anblick befremdend erscheinen, daß unter diesen nur Heinrich von Thurn und Colonna von Fels sind, die Ferdinands, den man als geschworenen Feind des Protestantismus kennt, Wahl und Einsetzung aufzuhalten und zu verzögern suchen. Alle andere wählen ihn, also daß 23. Juni 1617 Ferdinand, nachdem er alle Rechte und Freiheiten des Landes, auch den Majestätsbrief anerkannt und beschworen, zum König von Böhmen gekrönt werden kann.

Zwei Dinge indessen erklären diese, für die erste Betrachtung, befremdende Erscheinung. Die Protestanten haben zuerst ein starkes Rechtsgefühl, Ferdinand hat doch schon ein gewisses Recht auf die böhmische Krone und es soll ihm dieses ohne die höchste Noth nicht gekürzt werden. Sie meinen ferner durch ihre Briefe und Privilegien, durch Ferdinands Schwüre und durch ihre eigene Kraft auch gegen den erz-römisch-katholischen Sinn ihres künftigen Königs vollkommen gesichert zu sein. Indessen erheben die Jesuiten sogleich ein gewaltiges Triumphgeschrei über Ferdinands Wahl und Krönung. Die protestantischen Böhmen scheinen dadurch bald zur Besinnung und zur Reue gebracht worden zu sein. Sie erwogen, wie rücksichtslos Ferdinand in seinen steirischen Erblanden sich über Alles hinweggesetzt, um dem Katholicismus

einen Triumph zu bereiten. Eine düstere und besorgliche Stimmung verbreitete sich daher schnell über die böhmischen Protestanten. Gemehrt und gesteigert ward sie sofort durch den Umstand, daß Kaiser Matthias sein Hoflager von Prag hinweg nach Wien am Ende des Jahres 1617 verlegte, keinen wirklichen Statthalter über Böhmen verordnete, die Landesverwaltung sieben katholischen und nur drei evangelischen Herren überließ.

Ferdinand aber war nicht lange in Böhmen geblieben, sondern nach Ungarn gegangen, wo Matthias auf den 18. März 1618 einen Reichstag ausgeschrieben, dem er, schon matt und krank, nicht in Person beiwohnen konnte. Seine Gewaltboten redeten hier nicht von Ferdinands Wahl, sondern nur von Anerkennung, Einsetzung und Krönung zum künftigen König, als ob ein Wahlrecht der ungarischen Stände gar nicht Statt habe. Aber gerade dadurch wurden die ungarischen Stände aufmerksam und bedenklich gemacht. Die Katholischen fürchteten, daß das kaiserliche Haus die politischen Freiheiten und Rechte umzubrechen gedenke, die Protestanten, daß es nicht allein dieses, sondern auch den Umsturz des Wiener Religions-Friedens, gegen welchen in der Zwischenzeit so Manches geschehen, beabsichtige. Darum bestanden sie darauf, daß der Kaiser zuerst ihr vollkommen freies Wahlrecht anerkenne, Ferdinand sich im Voraus zu unverletzlicher Erhaltung ihrer Freiheiten und Rechte, der Wahlcapitulation des Kaisers und des Wiener Religions-Friedens verpflichte. Weder das Eine noch das Andere konnte von dem kaiserlichen Hause umgangen werden. Und nun verhandelten die Stände über Ferdinands Wahl. Sie setzten für denselben eine abermalige Wahlkapitulation auf, darin nicht allein aller politischen Rechte und Freiheiten, sondern auch der religiös-kirchlichen

ausdrücklich und ausführlich gedacht war. Der Wiener Religions-Friede soll unverbrüchlich gehalten und die Ausübung der Religion, welche sie wollen, den Baronen, Magnaten, Edelleuten, königlichen Freistädten, Marktflecken, Dörfern frei sein, auch Niemand, wes Standes er immer sei, von dem Könige oder von den Grundherren im Genusse dieser kirchlichen Freiheit gestört oder gehindert werden. Hierauf ward Ferdinand 16. Mai 1618 zum künftigen König Ungarns gewählt. Es verliefen noch beinahe acht Wochen, ehe seine Krönung vor sich gehen konnte. Und in dieser Zeit brach die lange religiös-kirchliche Spannung, welche zwischen Katholicismus und Protestantismus bestand, zuerst in Böhmen in eine klar auflodernde Flamme aus.

Den dritten Thron, welchen die anderen Glieder des kaiserlichen Hauses für Ferdinand von Steiermark in dieser Zeit auch noch zu gewinnen suchten, den Thron des deutschen Reiches, vermochten sie doch nicht ihm zu verschaffen. Viel ward darüber von Seiten des kaiserlichen Hauses mit den bedeutendsten Fürsten des Reiches verhandelt, um sie für den Gedanken zu stimmen, noch bei Matthias Lebzeiten die Wahl eines künftigen Königs zu veranstalten und sie auf Ferdinand von Steiermark fallen zu lassen. Die katholischen Kurfürsten und Sachsen zeigten sich auch geneigt; die Union fürchtet, daß er gelingen möchte. Im Mai 1618 sollte ein Kurfürstentag deshalb gehalten werden.

Daher suchte die Union Spaltung unter die Katholiken zu bringen und trug durch Kur-Pfalz und Friedrich V. dem Herzog Maximilian I. von Baiern die kaiserliche Krone an, obwohl dieser selbst schon Ferdinand von Steiermark zum künftigen Kaiser vorgeschlagen. Mit diesem Anerbieten beabsichtigte die Union sicher weiter nichts als die Baiern und ihre Freunde

von dem kaiserlichen Hause und von Ferdinand von Steiermark zu entfernen und so dessen Wahl zum künftigen König und Kaiser zu hintertreiben. Sie beachsichtigte sicher nicht, sich in Ferdinand einen Feind zu entfernen und dafür in Maximilian I. von Baiern einen anderen zu geben. Deshalb, weil er getäuscht werden sollte, ward auch dem Herzog zu verstehen gegeben, daß er mit seiner Wahl aber warten möchte, bis Matthias gestorben; denn es sei ungesetzlich bei Lebzeiten eines Kaisers schon einen zukünftigen zu wählen. Friedrich V. von der Pfalz scheint sogar für sich selbst an das Kaiserthum gedacht zu haben. Die Schlinge, welche den Katholischen gelegt werden sollte, war viel zu grob, als daß der kluge Maximilian I. sie nicht hätte sehen sollen. Aber die Unterhandlungen mit den Pfälzern setzte er fort und am Anfange des Jahres 1618 war Friedrich V. deshalb sogar persönlich in München. Der Herzog unterhandelte nur, um besser hinter alle Entwürfe der Widerpart zu kommen. Das Interesse des Katholicismus begehrte, daß Ferdinand Kaiser würde, und dieses Interesse stand für Maximilian höher als das eigene. Darum dachte er an das Kaiserthum für sich selbst nicht. Der ausgeschriebene Kurfürstentag kam indessen gar nicht zu Stande, denn die böhmischen Unruhen traten dazwischen und zogen die allgemeine Aufmerksamkeit nach einer andern Seite hin.

Drittes Kapitel.

Wie in dem Reiche der Deutschen die Flamme des Krieges ausbrechen will, welcher im Wesentlichen, ob sich auch andere Dinge einmischen, ob auch nicht allen, die in ihm eine bedeutende Rolle spielen, immer nur der Glaube und die Kirche Zweck der Bestrebungen und Bemühungen ist, doch um Glauben und Kirche gestritten wird, ist vom hohen Norden Europa's her der Retter des Protestantismus aus gegenwärtigen und zukünftigen Gefahren schon ein bedeutender Mann geworden, der seine Thatkraft, seine Klugheit, seinen Edelmuth und seine reine Gesinnung schon vielfach erprobt, dessen Name mit Achtung und mit Ehren genannt wird, der unter den Großen und Gewaltigen der Erde leuchtet wie ein glänzender Stern, an welchem, wie er nach kurzem aber inhaltsreichem und segensvollem Leben wieder aus dem irdischen Dasein geschieden, selbst die erbittertsten Feinde den Makel, den sie an ihm so gern gefunden, nicht zu finden vermochten. Gustav Adolf war dieser Retter und dieser Mann.

An dem Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts war an dem Reiche Schweden die Gefahr, sich den Katholicismus gewaltsam aufgedrängt zu sehen, vorübergezogen. Karl IX. hatte 1604 den Thron bestiegen und Gustav Adolf, sein Sohn, war zum rechtmäßigen Erben des Thrones von dem Reichstage erklärt worden. Lange war mit diesem Schritte gezögert worden; nur ungern verletzten die Schweden den Buchstaben des Rechtes, welchem gemäß dieser Thron Siegis-

mund, dem Könige von Polen, gebührte. Nur weil man die Wahl hatte vor dem jesuitischen Katholicismus, mit dem Siegismund auf das innigste zusammengewachsen war, unterzugehen oder ihn, diesen Buchstaben, zu verletzen, verletzte man ihn endlich. König Karl IX. selbst hatte auch noch lange Bedenklichkeiten, ob er mit Recht auf dem Throne sitze, zumal da, auch wenn nach dem Reichsgesetze von 1604 Siegismund von Polen durch seinen katholischen Glauben unfähig für den Thron von Schweden werde, derselbe doch dessen Stiefbruder, dem Herzog Johann, zu gebühren schien, der treu im Lutherthume ausgeharrt. Diese Bedenklichkeiten und Gewissenszweifel geben ein ehrenvolles Zeugniß über Karl IX. Es war doch weniger Herrschsucht als Sorge für den Protestantismus, als Ueberzeugung, daß es einmal so unabweisbare Nothwendigkeit für Schweden sei, was ihn angestachelt gegen Siegismund, und ihn bewogen, sich an den Thron hinzudrängen. Noch im Jahre 1606 wollte er die Regierung zu Gunsten Johanns niederlegen. Dieser aber trug keine Lust und keinen Beruf nach der hohen königlichen Stellung in sich und begnügte sich mit dem ihm schon früher verheißenen Herzogthum Ostgothland. Nun erst, nachdem Johann rein freiwillig zurückgetreten, ließ sich Karl IX. zu Upsala 1607 zum König krönen. Bei dieser Krönung empfing der junge Gustav Adolf das Herzogthum Finnland, der zweitgeborne Sohn Philipp das Herzogthum Südermannland.

Was aber von der Widerpart gegen das neue Königshaus versucht ward, mißlang, es mochte auf ungeradem oder auf geradem Wege versucht werden. Vergebens predigten die Jesuiten jungen Schweden, die in Italien und Polen studiert, Aufruhr und Empörung oder noch ärgere Dinge. Einer ihrer Jünger, Petrus Petrosa, der sich in den Dienst des Königs

geschlichen, überfiel ihn einst, da er allein war, mit dem Meuchelmörderdolche. Doch mißlang das Bubenstück und der Verbrecher fand auf dem Hochgerichte den verdienten Lohn. Mit geraden und ehrlichen Waffen kämpfte König Siegismund fort, aber auch auf diesem Wege war nichts zu erreichen. Der Krieg, mit furchtbarer Grausamkeit in Esthland und Liefland geführt, brachte Siegismund nicht weiter. Zwar gewannen die Polen bei Kirchholm in der Nähe Rigas 27. Septbr. 1605 eine Schlacht, aber Siegismund konnte den Sieg nicht verfolgen, denn es brachen in Polen selbst heftige Bewegungen gegen den König aus. Sie entstanden, weil der Adel Polens zu gewahren glaubte, daß Siegismund darauf sinne, uneingeschränkte Königsgewalt zu begründen. In der That scheint er daran gedacht zu haben. Auch dieses trägt dazu bei, daß seine Entwürfe gegen Schweden nicht hinausgeführt werden können. So arbeitet der Mensch gegen sich selbst und zerstört durch einen seiner eigenen Entwürfe den andern, wenn es der Wille der Gottheit ist, daß er ihn nicht hinausführen soll.

Zu derselben Zeit, wo er noch immer den Katholicismus nach Schweden zu bringen gedachte, arbeitete König Siegismund auch an einem andern riesenmäßigen Entwurfe noch, der für die Schweden Veranlassung ward, sich auf der Bühne großer Begebenheiten zu zeigen. Seitdem, einige Zeit nach der Reformation, der Katholicismus sich zu neuer Thätigkeit erhoben, hatte Rom auch daran gedacht, das russische Reich zu gewinnen. Von Pabst Gregor XIII. war der Jesuit Anton Possevin zu dem Zaren Iwan Wasiljewitsch gesendet, damit er für diesen Zweck arbeite. Aber so entschieden war die Feindschaft der Russen und des morgenländischen Katholicismus gegen den römischen, daß der Jesuit nicht einmal das Recht

der öffentlichen Glaubensverehrung gewinnen konnte, welche den evangelisch-lutherischen Christen nicht verweigert ward. Nicht lange nun nach dem Ableben dieses Zaren Iwan Wasiljewitsch 1584 begann das russische Reich in eine furchtbare Verwirrung zu sinken. Feodor Johannowitsch, sein ältester Sohn, gelangte zuerst zur Herrschaft, führte sie aber mehr dem Namen als der That nach. Der That nach war sie bei dem Bruder seiner Gemahlin Irina, Boris Godunow genannt. Dieser ließ den Stiefbruder des Zaren, Demetrius geheißen, ermorden, um sich selbst den Weg zum Throne zu bahnen. Es starb nun auch 1598 mit Feodor Johannowitsch das alte Herrschergeschlecht der Rurick aus, und Boris Godunow brachte es dahin, daß er zum Zaren gewählt ward. Der neue Zar von Rußland war der erste Fürst Europa's, der Karl IX. als König von Schweden anerkannte. Denn es war Rußlands Interesse, daß Siegismund Schweden nicht gewinne. Zu schwer lag damals schon die polnische Macht auf Rußland; große und schöne Theile des alten und eigentlichen Rußlands waren an Polen verloren gegangen.

Auch bei Boris Godunow suchten die Jesuiten sich anzubauen, aber sie empfingen die bittere Antwort vom Zaren, daß jetzo Moscau das wahre, rechtgläubige Rom sei. Da es also in Güte mit der sogenannten Bekehrung des Zaren und der Russen nicht gehen wollte, ward ein anderer Weg versucht. Ein gemeiner Russe, Jury Opretjew geheißen, trat auf und behauptete, er sei Demetrius, Sohn des Zaren Iwan Wasiljewitsch, der nicht ermordet worden. Er kam nach Polen und als er dort im Stillen katholisch geworden, sein Reich, wenn er es durch polnische Hülfe gewönne, katholisch zu machen gelobte, waren die Jesuiten, der apostolische Legat Rangoni und König Siegismund für ihn Feuer und

Flamme. Auch Pabst Clemens VIII. säumte nicht, den apostolischen Segen über ihn auszusprechen. Der Betrüger, von den Polen unterstützt, von vielen Russen als der wahre Demetrius angesehen, bemeisterte sich, als Boris Godunow 1605 gestorben, Moscaus und ward als Zar anerkannt. Aber die Neigung, die er thörigt für die Polen und den Katholicismus offenbarte, der Hohn und Schimpf, mit dem er den nationalen Klerus behandelte und die Großen Rußlands erbitterte, führte die Russen bald von der Täuschung, in welcher sie geschwebt, zurück. Wie ein Mann erhub sich 17. Mai 1606 Moscau gegen den falschen Demetrius und die Polen. Der Betrüger fand in dem blutigen Aufstande den Untergang.

Aber die Leiden Rußlands waren noch nicht geendet. Die Russen wählten den alten Wassilji Schuisky zum Zaren. Bald indessen stand in Polen, als sei er dorthin aus dem Blutbade von Moscau entronnen, 1608 ein zweiter falscher Demetrius auf. Und wiederum mit polnischer Hülfe erschien er auf russischem Boden, den Bürgerkrieg entzündend. Ein Theil der Großen Rußlands, des Volkes überhaupt erkannte diesen neuen falschen Demetrius an, die Einen bewogen durch den Glauben, daß er wirklich Demetrius, der Bruder Feodors Johannowitsch sei, die Andern, um in seinem Namen, im Bürgerkriege, zu zerstören, zu rauben, zu morden. Und Siegismund, die Polen, die Jesuiten standen immer hinter dem tollen und wirren Getreibe, um Rußland noch an Polen und den Katholicismus zu bringen. Der falsche Demetrius ward von den Polen auf das Aeußerste unterstützt. Die polnischen Truppen wütheten aber mit der entsetzlichsten Barbarei gegen die Russen, die, treu dem Zaren Wassilji, Nationalität und Glauben gegen den Betrüger und die Polen verfechten wollten. Diese Polen waren auf eigene Faust, vom Für-

sten Sapieha geführt, nach Rußland gekommen, König Siegismund nahm Anfangs an diesen Dingen keinen öffentlichen und unmittelbaren Antheil.

Nicht ruhig aber konnten die Schweden sehen, wie sich in ihrer Nachbarschaft der Katholicismus einen neuen Sieg bereiten wolle. Also trat Karl IX. auf und schloß mit Wassilji Schuisky einen Bund zur Vertheidigung des alten griechischen Glaubens gegen den Katholicismus und zur Vertheidigung der russischen Nationalität gegen Polen. Unter dem tapfern Jacob de la Gardie ward ein kleiner schwedischer Heerhaufe nach Rußland gesendet, wo er sich im März 1609 mit dem Fürsten Scopin-Schuisky vereinigte, welcher den Thron Wassiljis und die Nationalität gegen die Polen unter Sapieha und die Anhänger des falschen Demetrius vertheidigte. Also schon geraume Zeit vorher, ehe sie in Deutschland erscheinen, traten die Schweden als Verfechter fremder Rechte auf. Und sie traten in einer Weise auf, welche das Staunen der Welt erregte und ihre Augen gewaltig auf das kleine, aber heldenmüthige Volk zog. Nord-Rußland ward befreit, Moscau, das auf dem Puncte stand, in die Hände Sapieha's und des falschen Demetrius zu fallen, gerettet.

Indessen war es den Schweden nicht bestimmt, die Rolle der Retter und Befreier auf diesem Boden hinauszuführen. Rußland selbst hinderte sie daran. Die Verwirrung in diesem Reiche stieg mit reißender Schnelligkeit, also daß Alles unterzugehen drohete. Siegismund von Polen hatte lange hinter dem wirren Spiele gestanden, das in Rußland getrieben ward und seine Zeit erwartet. Endlich brach er mit einem eigenen königlichen Heere, noch im Jahre 1609, in Rußland ein. Auch er kündete sich als Retter und Befreier aus den Wirren an, in welche Rußland gefallen. Sein Gedanke aber

war allein, sich selbst auf den Thron von Rußland zu zwingen und dem Katholicismus auch hier den Weg zu bereiten. Nun verließen die Polen unter Sapieha fast alle den falschen Demetrius und stellten sich zu ihrem König. Dieser bewog einen Theil der Großen und der Städte Rußlands, seinen Sohn Wladislas als Zaren anzuerkennen, wobei versprochen ward, daß der Glaube der Griechen von demselben angenommen werden sollte. Siegismund hatte es hierbei nur auf eine Täuschung der Russen abgesehen. Er wollte sich nur erst in den Besitz des Reiches setzen, dann mit seinen eigentlichen Entwürfen hervortreten. Nun spaltete sich Rußland, bis jetzt gespaltet in zwei sich mit Wuth bekämpfende Parteien, sogar auf einige Zeit in drei, die eine für Wladislas, die andere für Wassilji, die dritte für den falschen Demetrius.

Die Verwirrung Rußlands ward so ungeheuer, daß die Schweden daran verzweifeln mußten, mit ihrer geringen Macht über sie hinwegzukommen. Daher zog Jacob de la Gardie mit ihnen, heftig von den Polen gedrängt, ab von Moscau, wo er bis jetzt mit den getreuen Russen den Zaren Wassilji gegen die Polen und die Empörer rüstig geschützt. Die Schweden machten einen heldenmüthigen, bewundernswerthen Rückzug in das nördliche Rußland, wo sie sich wieder festsetzten. Kaum waren sie abgezogen, als Moscau von Wassilji abfiel und ihn 17. Juli 1610 zur Abdankung nöthigte. Auch Moscau erkannte nun Wladislas als Zaren an, und Zar Wassilji ward als Gefangener nach Polen geführt, wo er später, 12. Septbr. 1612, verstorben. Der falsche Demetrius aber ward schon 11. Decbr. 1610 erschlagen, und die Herrschaft des Wladislas hätte in Rußland emporkommen können, wenn von polnischer Seite treu und aufrichtig gehandelt worden. Bald aber gewahrten die Russen, daß sie

schändlich betrogen werden sollten. Siegismund sendete den Prinzen Wladislas nicht, verzögerte dessen Uebertritt zum griechischen Kirchenthume, suchte sich und Polen in den Besitz so vieler Städte als möglich zu bringen, und so die Unterjochung von ganz Rußland allmälig herbeizuführen. Mit frechem Uebermuthe betrugen sich die nach Moscau gesendeten Polen. Aber da erhub sich auch Moscau wieder im März 1611 gegen sie und befreite sich. Die Russen setzten einen obersten Reichsrath ein, um den Krieg gegen Polen zu führen und die nationale Unabhängigkeit zu behaupten.

Die Schweden, die sich während dieser Ereignisse nach Nord-Rußland zurückgezogen, hatten sich rüsten müssen für den Fall, daß Rußland wirklich an Polen käme. Für diesen nun erforderte die Klugheit auch die schwedische Macht zu steigern, und deshalb war von Jacob de la Gardie der Plan entworfen worden, schwedische Herrschaft in dem nordwestlichen Rußland anzubauen, wodurch auch der geographische Zusammenhang zwischen Finnland einer, Esthland und Liefland auf der andern Seite gewonnen ward. Schon hatten die Schweden die wichtige Festung Kexholm am Ladoga-See genommen und sich bis an den Fluß Wolchow ausgebreitet. Unterdessen machte sich Moscau und Rußland wieder von den Polen frei, die Umstände veränderten sich dadurch und König Karl IX. von Schweden faßte einen anderen Gedanken, den Gedanken, einen seiner Söhne auf den Zarenstuhl von Rußland zu bringen. Diesem Entwurfe wurden viele Menschen in Rußland, auch Ljäpunow, einer der Reichsverweser, welche die Russen jetzo über sich gestellt, geneigt. Denn sie meinten, daß zum Zaren am besten ein Ausländer genommen werde, der ohne verwandtschaftliche und persönliche Verbindungen, ohne Verwandte und Genossen, ohne Feinde und Neider unter den

Zu dem Aerger, welchen der König hierüber empfinden mußte, kamen kurz vor seinem Tode noch heftige Streitigkeiten mit Christian IV., König von Dänemark. Noch immer konnten es die Dänen-Könige nicht vergessen, daß ihre Vorfahren auch über Schweden geherrscht. Darum suchte Christian IV., kühner Entwürfe voll, eine Veranlassung zum Kriege mit Schweden und erklärte ihn zu Ostern 1611. Die Dänen brachen in Schweden ein und eroberten durch Verrätherei die wichtige Stadt Kalmar. Erbittert darüber forderte der alte, aber ritterliche König Karl IX. Christian IV. zum persönlichen Zweikampfe heraus, empfing aber eine schnöde und unwürdige Antwort. Dieser lästige Dänenkrieg trug auch dazu bei, daß von Karl IX. in den russischen Verhältnissen rasche und kühne Entschlüsse nicht gefaßt wurden. Er wollte sich nicht in ein weitaussehendes Unternehmen im Osten einlassen, während Schweden selbst im Westen von den Dänen bedroht und angegriffen war. In der Mitte nun dieses neuen Krieges starb König Karl IX. 30. Octbr. 1611. In seinem Testamente fand sich, daß er den Ständen zwischen Johann von Ostgothland, seinem Neffen, und Gustav Adolf, dem Sohne, die Wahl freistellte, obwohl letzterer längst als Erbe und Thronfolger anerkannt worden.

Indem König Karl IX dieses Testament hinterließ, durch welches er seines eigenen Sohnes, Gustav Adolfs, Erbrecht wieder zweifelhaft machte, brachte er noch einmal dem strengen Rechte, welches für Herzog Johann, den Neffen, sprach, seine Huldigung dar. Indessen wurden die Bestimmungen der Weltregierung doch erfüllt und der Thron entging dem wackeren Jüngling Gustav Adolf nicht. Denn, als Herzog Johann selbst, von Karl IX. immer geehrt und gehalten wie der eigene Sohn, auch erzogen von denselben Lehrern,

11. Decbr. 1611 den Reichstag zu Nyköping eröffnet, erklärte er, daß zwar seine in unreifer Jugendzeit abgegebene Thronentsagung ihn nicht binden könne, daß er aber diesem Throne jetzo freiwillig entsage. Also wich nun Johann von Ostgothland in vollkommener Freiheit und Selbstständigkeit dem um fünf Jahre jüngeren Gustav Adolf. Zwei Dinge mögen den Herzog Johann hierzu bewogen haben. Das Gefühl seiner Schwäche und die Anerkennung der höheren Talente und der größeren Kraft Gustav Adolfs, deren das Reich von Schweden jetzo eben dringend bedurfte. Dann aber auch die Liebe, welche er zu Maria Elisabeth, Tochter Karls IX., gefaßt hatte. Diese Liebe, vom königlichen Vater sorgsam gehegt und gepflegt, ward 1612 durch das heilige Eheband gekrönt. Im Uebrigen sah Herzog Johann kein langes Leben; er starb bereits im Jahre 1618. Also war das Haupthinderniß der Thronbesteigung Gustav Adolfs entfernt, und da er eben das achtzehnte Jahr angetreten und zu seiner Mündigkeit gekommen, trat er am 26. Decbr. 1611 die Regierung des Reiches selbst an. Indessen mußte der junge König dabei geloben, ohne die Zustimmung des Reichsrathes nichts zu unternehmen, die Privilegien des Adels, die sein Vater vielfach verkürzt, nicht allein bestätigen, sondern sie auch so erweitern, daß sie unter minder energischen Königen leicht gefährlich werden konnten. Das strenge Lutherthum, welches in Schweden herrschte, legte Gustav Adolf auch noch den Königs-Schwur auf, keines anderen Glaubens öffentliche Ausübung zu dulden, anderen Glaubensgenossen kein öffentliches Amt zu verleihen, wobei indessen Niemand, so lange er sich ruhig verhält, in seinem Gewissen und in seinem stillen Glauben gestört und verletzt werden soll.

Mit der Thronbesteigung nun beginnt das wahre Leben

Gustav Adolfs, das zuerst in einem engeren Kreise sich bewegend, bald eine größere, für ganz Europa bedeutungsvolle und inhaltsschwere Wichtigkeit empfängt. Hinter ihm lag eine wohlgenutzte Jugendzeit, die von den Lehrern Johann Scykte und Otto von Mörner geleitet worden. Schöne Kenntnisse, besonders solche, die dem Staatsmann, dem Fürsten, dem Feldherrn unabweisbar nothwendig sind, hatte sich der königliche Jüngling erworben. Holländisch, Deutsch, Französisch und Italienisch redete er wie ein Eingeborener. In die Wissenschaft der Regierung hatte ihn der eigene Vater eingeweiht und die größten Hoffnungen zu dem Sohne gefaßt. War von wichtigen Dingen die Rede, die für und von Schweden in Zukunft geschehen sollten, pflegte Karl IX., auf den Sohn deutend, zu sagen: „der wird es schon vollenden." In die Wissenschaft des Krieges hatte er sich selbst geführt, vielfach den Unterricht benutzend, den ihm fremde Kriegshauptleute, die oft und gern an den einfachen Hof Karls IX. kamen, geben konnten. Als siebenzehnjähriger Jüngling wohnte er schon allen Gefahren und Gefechten des Dänen-Krieges bei, Geschick und Muth in gleichem Maße erweisend.

Betrachten kann man Gustav Adolf als Menschen, als Christen, als Fürsten und als Feldherrn. Das sind die vier Stellungen, in welche ihn Gott hineingewiesen. Als Mensch erscheinet er rein und sittlich. Doch das Wahre muß auch von dem Helden gesagt werden. Diese Reinheit und Sittlichkeit war eine vollkommene und vollendete nicht. Die schöne Margarethe Cabeljau gebar schon 1616 einen natürlichen Sohn, Gustav Gustavson, später Graf von Wesaberg. Eine andere Liebe mit der schönen Ebba Brahe dagegen scheint eine reinsittliche gewesen zu sein. Er gedachte den Thron mit ihr zu theilen; es sind Liebeslieder übrig geblieben, die er auf sie

bichtete. Die strenge Mutter trat dazwischen und wollte des Sohnes Ehe mit einer unfürstlichen Frau nicht dulden. Gustav Adolf gehorchte und Ebba Brahe ward an Jacob de la Gardie verheirathet. Nachdem der König seine Ehe, von welcher nachmals wird gesprochen weroen, geschlossen, scheint er das Eheband treu gehalten und frei von den Verirrungen geblieben zu sein, in welche so Hohe wie Niedere leicht verfallen. Sonst besaß Gustav Adolf, der Mensch, ein kräftiges Streben nach jeglichem Wissen, das zum Guten führt, einen ernsten Willen, es in das Leben hinüberzuführen, eine Kraft der Ausführung und Vollziehung, wie sie in Wenigen gefunden wird, ein richtiges Auge für die Verhältnisse und die Personen, die ihn umgaben. Besonders bemerkt man, wie der König die Talente der Menschen zu entdecken und jeden auf seine richtige Stelle zu bringen versteht. So ziehet er gleich den berühmten Axel Oxenstierna an sich heran, den großen Staatsgeist desselben erkennend. Gustav Adolf denkt und handelt immer frei und selbstständig; keine Persönlichkeit gewinnt einen überwiegenden Einfluß auf ihn, aber Anderer Rath, ist derselbe tüchtig, weiß er wohl zu achten. Gustav Adolf ist einer der vollendetsten Menschen, die jemals im Leben erschienen, ein Mann, in dem sich die menschliche Natur rein und kraftvoll ausgeprägt hat.

Wendet man sich auf Gustav Adolf, den Christen, so tritt ein nicht minder erfreuendes Bild dem Beobachter entgegen. Gustav Adolfs reines und wahres Christenthum spiegelt sich in seinem Leben ab. Es ist nicht ein todter Glaube, der in seiner Brust wohnet, er gehet in die gesunde und reine Gesinnung, in die frohe und kräftige That über. Den Protestantismus — oder, wie man ihn eigentlich wohl hätte nennen sollen, den evangelischen Katholicismus hält er für die

allein wahre und allein rechte Auffassung des Christenthums. Daher hält er es für eine heilige Pflicht, denselben aufrecht zu erhalten und ihn auszubreiten. Eine solche Ausbreitung aber muß und darf nur auf Lehre und Ueberzeugung gebaut sein. Der König kennt die in Rom unbekannte Weisheit, daß ein Glaube nicht frommt, der durch Gewalt aufgeprägt und durch Gewalt festgehalten wird. Als durch den Frieden von 1617 ein kleiner Theil Rußlands unter schwedische Botmäßigkeit kommt, wird zwar ein evangelischer Bischof nach Wiburg gesetzt und auf die Bekehrung der griechischen Unterthanen zum Lutherthume gewiesen, sie soll aber mit Glimpf und durch Predigt allein Statt finden. Im Uebrigen werden die Unterthanen griechischen Glaubens, wenn sie bei ihrer alten Ueberzeugung verharren wollen, in ihrer religiös-kirchlichen Freiheit vollkommen geschützt. In dem katholischen Polen aber werden die griechischen Christen in aller Weise gedrückt und geplagt. In Lappland sorgte der König mit dem größten Eifer für die Ausbreitung des evangelischen Christenthums, welche bis auf seine Herrschaft sammt der ganzen Bildung dieses armen Volkes arg vernachlässiget worden. Es wurden Seminarien und Schulen angelegt, Erbauungsbücher in die lappische Sprache übersetzt. Auch in die finnische Sprache läßt der König die heilige Schrift übersetzen, die Esthen und Letten mit Erbauungsschriften in ihren Sprachen versehen, damit der Protestantismus in die Herzen der Menschen tief eindringe.

Indessen trat gegen den römischen Katholicismus eine strenge und unverkennbare Abneigung hervor. In dem Reiche Schweden soll nach Möglichkeit auch die letzte Spur jenes römischen Katholicismus verschwinden, und da es nun einmal so weit gekommen, daß die Schweden im Protestantismus einig geworden, können gegen die letzten Reste des Katholicis-

mus auch strengere Maßregeln genommen werden und auf keinen Fall darf derselbe in das Reich zurückkehren. Der Protestantismus ist das ewige Grundgesetz Schwedens, wer es verletzt, den trifft die Strafe des Hochverrathes am Reiche. Im Jahre 1617 erscheint eine strenge Verordnung des Königs gegen den römischen Katholicismus. Wer seine Kinder katholischen Lehranstalten anvertraute, sollte mit Verweisung und Confiscation seines Vermögens bestraft werden, wer aus freier Wahl katholische Schulen besuchte, auf immer verwiesen sein, wer zum Pabstthume abfiel, alle Rechte eines Schweden verlieren und als todt angesehen werden, wer die Jugend zum Abfall verführte, als Hochverräther bestraft werden. Ja es ward allen römischen Katholiken befohlen, das Reich zu räumen, ja drei junge Männer, die von dem Glauben der Väter abgefallen, wurden als Hochverräther zum Tode verurtheilt und 1624 wirklich hingerichtet. Mit seiner sonstigen milden Denk- und Handlungsweise stimmt das im Uebrigen nicht zusammen und man möchte vermuthen, daß in der höchsten Strenge des Befehls von 1617 und diesem Todesurtheil Gustav Adolf mehr dem Volkswillen ein Opfer gebracht als seiner freien und eigenen Ueberzeugung gefolgt sei.

So viel bleibt indessen sicher und gewiß, daß die Abneigung des Königs gegen den römischen Katholicismus sehr stark und bestimmt ist. Den Jesuiten ist sogar der Eintritt in das schwedische Reich ganz verboten. Wie der König in Deutschland erschienen, sein Geist gereifter ist, sieht man, daß er sich zu dem Grundsatze der Toleranz weiter erhebt. Eine, freilich auch schon durch Staatsrücksichten verbotene Bedrückung und Vergewaltigung der römischen Katholiken tritt nirgends hervor. Wenn er Kaiser der Deutschen geworden, so würde den Katholischen schwerlich Druck mit Druck ver-

golten worden sein; nur auf reinem Wege möchte er für die Ausbreitung des Protestantismus Sorge getragen haben.

Was Gustav Adolf, den Fürsten und den König, anlangt, so erscheinet er auch in dieser Beziehung in einem nicht weniger glänzenden Lichte. Er hat von dem Königthume die höchsten und edelsten Vorstellungen, die er, wie Alles, was sich frei und kräftig in seiner Seele, in seinem gesunden Geiste gestaltet, in die That und die Wirklichkeit hinüberzuführen sucht. Das Königthum ist ihm ein hohes von Gott auf seine Brust gelegtes Amt, das nicht mit roher Gewalt gehandhabt werden muß, sondern mit Liebe und mit Gerechtigkeit. Es gehört zum unsterblichen Ruhme dieses Königs, daß er, der größte Krieger des schwedischen Thrones, auch der am wenigsten gewaltthätige seines Stammes war. Seine Gerechtigkeit ist streng und unerbittlich. Ein ungerechtes Urtheil kann den sonst sanften Mann fast zur Heftigkeit hinreißen. Den königlichen Richtern läßt er einst 1618 wissen, so fern sie ihm selbst oder sonst jemandem zu Gunsten urtheilten und nicht nach dem strengsten Rechte, so wolle er ein Exempel statuiren, die ungerechten Richter an den Stuhl, ihre Ohren an den Pranger nageln lassen. Noch saß König Gustav Adolf nicht selten persönlich zu Gericht, dabei ihm die Gerechtigkeit stets zur Seite.

Der hohen Bedeutung gemäß, in welcher Gustav Adolf das Königthum auffaßte, arbeitete er darauf hin, daß die Staatslasten von allen Ständen des schwedischen Volkes gleichmäßig möchten getragen werden. Doch wurden dabei von ihm bestehende Rechte, besonders die Rechte des Adels, den er als vorzüglichen und geborenen Diener des Reiches und des Königthumes betrachtete, wohl geehrt. Es kann auch das Leben des Staates nicht in Sicherheit bestehen, es

bricht eine ungeheure Verwirrung in dasselbe hinein, wenn man von dem Bestehenden ganz absehen und das durch die Zeit gewordene Recht schnell und plötzlich vernichten zu können meint. Denn es wird ja hierdurch überhaupt aller Besitz und aller Bestand zweifelhaft und unsicher. Die revolutionaire Ansicht der neuesten Zeit, welche unter dem Vorwande allgemeinen Wohles das Glück und die Rechte aller Einzelnen schonungslos zertritt, diese das Leben auflockernde und allmälig zerstörende Weisheit, ist dem großen König freilich unbekannt. Besonders für den Adel ist Gustav Adolfs Regierung die Sühne langer bürgerlicher Zwietracht für Schweden. Das sonder Recht von seinen Vorgängern dem Adel Entnommene wird zurückgegeben, und die flüchtig gewordenen Anhänger Siegismunds können zurückkehren, so wie sie nur den neuen Stand der Dinge anerkennen.

Bei dieser freien Anerkennung der Rechte Anderer weiß doch Gustav Adolf auch, daß ein Reich weder innerlich gedeihen, noch nach Außen zu große Dinge hinausführen kann, wenn es unter einem vielköpfigen Herrnthume steht, wenn Hohe und Niedrige, Verständige und Unverständige, wie es eben der Zufall fügt, in den Stand gesetzt werden, in die Sachen eines Reiches einzusprechen. Daher läßt er sein Königthum zwar nicht uneingeschränkt, aber fest, stark, bestimmt und im Wesentlichen den Gang, welcher genommen werden soll, allein bestimmend auftreten. Die Reichstage, welche im Uebrigen 1617 von ihm zuerst eine feste Form erhalten, sind darauf beschränkt, die königlichen Vorschläge anzuhören, welche sie dann annehmen oder verwerfen können. In der Noth und unter dem Drange der Verhältnisse schreibt Gustav Adolf auch wohl eigenmächtig und ohne den Reich'stag zu hören, Steuern aus. Selten aber äußert sich unter

den Schweden hierüber Unzufriedenheit. Alles ist überzeugt, daß das, was von dem König ausgehe, nur zu Heil, Nutz und Frommen gereichen könne. Die größten Lasten, welche die Beschützung oder die Ehre und Erweiterung des Reiches, des protestantischen Interesse unabweisbar nothwendig machen, werden von der Nation mit großer Bereitwilligkeit getragen. Der König und die Nation, sie erscheinen immer als Eins, von einem Gedanken bewegt, von einem Geiste durchdrungen, zu gleichen Opfern und Anstrengungen beide bereit. Also können mit an sich selbst geringer, aber wohlgeordneter Kraft die größten Dinge begonnen und glücklich hinausgeführt werden.

In der ganzen Führung des Reiches und als König entwickelt Gustav Adolf eine ungemeine Thätigkeit, eine allumfassende Sorglichkeit, einen strengen Ordnungsgeist. Während die Werke des Krieges mit Eifer und Kraft betrieben sind, werden die Werke des Friedens nicht vergessen. Handel, Verkehr, Städteleben, Schifffahrt, Bergbau und Ackerbau, Alles nimmt die Aufmerksamkeit Gustav Adolfs in Anspruch und in Alles greift er mit wohlthätiger und fördernder Hand ein. Und die geistigen Seiten und Beziehungen des Lebens entgehen ihm eben so wenig als die materiellen Wissenschaften. Künste, Erziehung, religiöse und sittliche Bildung gelten ihm als die Fundamente des Lebens. In Schweden und in Finnland werden viele Seminarien und Schulen, für Liefland und Esthland wird 1631 die Universität Dorpat gegründet. Die strenge Ordnung, welche der König in den Finanzen eingeführt hat, macht es allein möglich, die Werke des Krieges und die Werke des Friedens mit gleich kräftiger Hand zu fördern.

Betrachtet man zuletzt Gustav Adolf als Feldherrn und Kriegsfürsten, so offenbaret sich am meisten ein außerordent-

liches Genie. Er versteht mit den kleinsten Mitteln die größten Zwecke zu erreichen, stets die schwächste Seite des Feindes aufzufinden und ihm die Vortheile zu entwinden, die er durch Ueberzahl, Stellung oder andere Verhältnisse eben haben mag. Er ist einer der größten Tactiker seiner Zeit, unerschöpflich an Erfindungen, die, wie der Krieg schnell dahinschreitet, alle im Augenblick gemacht werden müssen. Die Kolonnen seines Heeres formirt er weit dünner an Mannschaft als es damals gebräuchlich und sie erhalten dadurch eine weit größere Leichtigkeit. Zwischen der Reiterei steht in der Regel Fußvolk, deren Feuer oftmals die feindliche Reiterei in Unordnung und Verwirrung bringt, um so mehr als die schwedischen Regimenter viel schneller feuern als die Truppen anderer Mächte. Oftmals steht, den Feinden unerwartet, Artillerie hinter Reiterei und Fußvolk, deren Reihen sich plötzlich öffnen, so daß der Feind, wenn er es eben am wenigsten erwartet, unter den Kugelregen der Kanonen geräth. Das sind die sogenannten maskirten Batterien, deren Erfinder der König selbst ist. Die Feldkanonen einer schwedischen Armee sind klein, damit sie leichter beweglich wären und es wird fast nur mit Kartätschen aus ihnen geschossen. Die Artillerie ist im Verhältniß des Heeres immer sehr bedeutend und ihre Furchtbarkeit entscheidet oftmals den Sieg.

Ein schwedisches Heer besteht aus einem zwiefachen Bestandtheile. Zuerst die fremden, nur für den Krieg, welcher eben geführt werden soll, geworbenen Truppen. Dazu werden meist andere Germanen, Deutsche, Niederländer, Engländer und Schotten, Franzosen nur wenn sie Protestanten sind, genommen. Die fremden Regimenter, über deren Wildheit und Zuchtlosigkeit oftmals bitter geklagt wird, sind regelmäßig und gleichförmig uniformirt. Der zweite Hauptbestand-

theil des Heeres wird von den einheimischen Truppen gebildet. Sie sind Schwedens nationale Armee, in welcher die Kraft des Reiches hauptsächlich beruht. Die eingeborene Armee entsteht durch Werbung oder Recrutirung, seit dem Jahre 1628 nur noch durch die letztere. Die Verpflichtung zum Kriegsdienste ging gleichmäßig über Dorf-, Stadtbewohner und Adel und ruhete auf dem Grundbesitz. Es ward dabei eine Stellvertretung gestattet, Menschen von schlechtem Rufe aber überhaupt nicht aufgenommen. Die Freiausgehenden zahlten eine Summe, wofür den Ausgehobenen Waffen und Kleidung angeschafft wurden. Die Dienstzeit war zwanzig Jahre. Die nationale Miliz, welche nach dem Jahre 1625 die Form eines wirklichen stehenden Heeres annimmt, zählte oft gegen 40,000 Mann Fußvolk. Dazu kam die Reiterei, welche der Adel bildete, und die sogenannten Landreiter. Der Roßdienst des Adels verschwindet aber in demselben Maße als das nationale Heer ein stehendes wird. Bei der nationalen Armee konnte die gleichmäßige Uniformirung noch nicht in demselben Grade durchgesetzt werden, die Bewaffnung aber war gleichmäßig und vortrefflich.

Beide Theile der Armee, welche zuweilen bis auf 100,000 Krieger anwuchs, wurden durch die sogenannten Kriegsartikel Gustav Adolfs, gegeben im Jahre 1621, zusammengehalten. Diese Kriegsartikel sind eines der merkwürdigsten Denkmäler seines außerordentlichen Geistes. Sie weisen den Krieger zuerst auf Gott. Ehrfurcht gegen das höchste Wesen wird allen zur heiligsten Pflicht gemacht; der Gottesdienst soll mit Anstand und Aufmerksamkeit begangen werden. Raufen, Saufen und Unzucht sind bei schwerer Strafe verboten. Feile Weiber werden in einem schwedischen Heere nicht geduldet, wohl aber christliche Ehefrauen. Allent-

halben soll strenge Ordnung, Zucht und Sittlichkeit herrschen, selbst in Feindes Land der Soldat sich, ohne Befehl der Obern, nichts erlauben. So lange der König selbst lebt und seine Heere führt, zeigen sich auch die Schweden, wie durch Tapferkeit, so durch strenge Mannszucht vor den wilden Kriegsbanden jener Zeit auf das vortheilhafteste aus. Nachmals freilich reißt die allgemeine Verwilderung auch die schwedischen Heere fort.

Die Kriegsartikel prägen ferner einen strengen Gehorsam, eine fast eiserne Disciplin ein. Aber nur im Dienste ist der Soldat diesem unerbittlichen Gesetz unterworfen, im Uebrigen ist er ein freier Mann und kein blinder Sclave seiner Vorgesetzten. Das edle und freie Selbstgefühl des Menschen, in dem die moralische Kraft eines Heeres beruht, wird nicht verletzt. Stockschläge und alle entehrende Züchtigungen sind aus dem schwedischen Militair-Straf-Gesetzbuche schon verbannt. Handlungen der Feigheit werden mit den strengsten Strafen, nicht selten mit dem Tode belegt. Niemand soll aus der Schlacht oder dem Sturme weichen, so lange die Faust noch den Säbel führen kann, keine Schanze verlassen werden, wenn sie nicht dreimal bestürmt worden, keine Festung übergeben werden, so lange noch Lebensmittel da sind und die Gegenwehr nicht geradehin unmöglich geworden ist. Die Kriegsartikel des Königs, die Strenge und Genauigkeit, mit der er sie zu handhaben verstand, geben dem schwedischen Heere einen Halt und einen Zusammenhang, eine Kraft und eine Energie, welche, wo andere Verhältnisse nicht gar zu ungünstig einwirkten, auch über einen überlegenen Feind den Sieg sicherten. So zeigt Gustav Adolf, von welcher Seite man ihn auch betrachte, allenthalben das Bild eines guten, ausgezeichneten, die Stellungen, in welche ihn Gott gewiesen,

die Pflichten, welche ihm geworden, mit reinem und großem Sinn erfüllenden Mannes. Kurz, aber glänzend, schnell vorübergehend, aber segensvoll war seine Wirksamkeit auf Erden. Seinen hohen Tugenden und seiner Kraft sahen selbst die politischen und religiösen Feinde sich gezwungen, ihren Zoll zu geben. Bei den Befreundeten aber war jede Zunge seines Ruhmes voll. Nach seinem Tode trugen viele Deutsche Gustav Adolfs Bild, mit Lorbeeren umkränzt, lebenslang auf der Brust.

Aber selten hatte ein König unter schwierigeren Verhältnissen als Gustav Adolf die Regierung eines Reiches angetreten. Schon waren Schweden und Finnland, Liefland und Esthland durch lange und blutige Kriege erschöpft. Und nach drei Seiten hin sollte und mußte doch fortgekämpft werden. Auf der einen war der dänische Krieg, um so bitterer, je geringer die haltbaren Gründe, um derenwillen er ausgebrochen. Auf der andern Seite war der Krieg mit Polen. Obwohl derselbe bei Karls IX. Tode eben durch einen Waffenstillstand unterbrochen, war doch kein Friede zu hoffen, denn Siegismund wies alle Vorschläge zu einer friedlichen Ausgleichung zurück. Dieses polnischen Krieges lange Dauer war nicht ohne Einfluß auf die Verhältnisse Deutschlands. Schon seit dem Jahre 1614 standen die deutschen Protestanten mit dem König in Verbindung. Bei seinem großen Eifer für die Glaubens-Sache wäre Gustav Adolf wohl zeitiger, als es geschehen, in Deutschland erschienen, wenn der polnische Krieg ihm nicht die Hände gebunden hätte. Auf der dritten Seite war Schweden in seltsame und verworrene Verhältnisse mit Rußland hineingerathen, die ebenfalls nicht ohne Kämpfe, Mühen und Anstrengungen ehrenvoll beendet werden konnten. In der Kraft seines Geistes, in seinen Talenten, in seiner Einigkeit mit der schwedischen Nation, aber auch in dem ritterlichen, krie-

gerischen, kühnen Geiste derselben fand der König die besten Mittel gegen die drohenden Gefahren. In dem übrigen Europa war der Geist der Ritterlichkeit bereits abgestorben, in Schweden lebte er noch in ziemlicher Kraft. Schon unter Karl IX. hatte Schweden das Ansehn eines militairischen Staates genommen. Die Gedanken an Ehre, Ruhm und Sieg lebten in jeglicher Brust. Der Glanz der Thaten gehört nicht dem König allein, auch nicht allein den großen Feldherren, die aus seiner Schule hervorgingen. Er gehört gewissermaßen der gesammten schwedischen Nation an.

Am schnellsten kam Gustav Adolf aus dem dänischen Kriege heraus. Als Christian IV. seinen Friedensantrag schnöde zurückgewiesen, stellte sich der König an die Spitze der Seinen. Gleich beim Wiederausbruche des Krieges kam Gustav Adolf in schwere Gefahr, die ihn beinahe der Welt entrissen. Die drei Südprovinzen Schwedens Halland, Blekingen und Schonen gehörten damals noch zu Dänemark und Schweden war fast ganz von der Ostsee ausgeschlossen. Die Schweden waren in Schonen eingebrochen, wurden aber auf dem Rückzuge von den Dänen überfallen. Auf dem Eise des Sees Widsjo ward eine Schlacht 11. Febr. 1612 geschlagen, in welcher die Schweden sieglos blieben. Der König kam mit dem Rosse unter das Eis und wäre ertrunken, wenn ihn nicht der Kammerjunker Peter Banner und der Reiter Thomas Laosson heraufgezogen. Letzterer erhielt zum Lohn den Bauernhof Igelstadt im Kirchspiele Romfertuen, den seine Nachkommen noch heute besitzen. Im Uebrigen führte der wilde und grausame Krieg keine weiteren Ereignisse von Bedeutung herbei. Die Bauern Schwedens waren in demselben des Königs beste Bundesgenossen. Aus den Wäldern heraus fielen sie oft mit starker Faust auf den Feind. Als die Flotte der Dänen einst

Stockholm bedrohete, erhuben sich die Delakarlier, Gustav Adolf konnte herbei eilen und Schwedens Hauptstadt retten. Da begriff Christian IV., daß nichts für ihn in Schweden zu gewinnen sei und endete durch einen Frieden 18. Januar 1613 den nutzlosen Krieg. Indessen blieb Spannung und Bitterkeit zwischen Dänemark und Schweden übrig. In dem Laufe dieses Krieges hat der König an die naturgemäße Vereinigung Schwedens und Norwegens, die erst durch die Ereignisse der allerneuesten Zeit herbeigeführt worden, gedacht und die Norwegen, jedoch vergeblich, aufgefordert, sich von Dänemark abzuwenden und mit Schweden zu vereinigen.

Was Siegismund von Polen anlangte, so war er wenigstens bei dem Regierungsantritte des Königs nicht eben gefährlich. Zwar ließ es der König von Polen nicht an Aufreizungen und Versuchen, innere Unruhen in Schweden zu Wege zu bringen, fehlen, aber mit den Waffen konnte und wollte er nicht sogleich aufschreiten. Denn noch immer beschäftigte ihn ein größerer Entwurf, der Entwurf sich Rußlands zu bemeistern. Alle seine Sachen stellte Siegismund mit dem größten Ungeschick an. Er hätte seinen Sohn Wladislas auf den Zarenstuhl Rußlands bringen können. Aber es war ihm an diesem Vortheil nicht genug, er wollte Rußland für sich selbst gewinnen und verlor darüber das Eine wie das Andere. Fortkämpfend gegen die Russen, welche im Octbr. 1612 noch die polnische Besatzung auf dem Kremlin Moscaus zur Capitulation nöthigten, vermochte er nicht auch gegen Schweden gleichzeitigen Krieg zu führen und verlängerte daher mit bitterem Herzen den Waffenstillstand mit Gustav Adolf bis zum Jahre 1616. Hiermit führte Siegismund, der Erbfeind, selbst herbei, daß dieser Zeit gewann, sich in seinem jungen Reiche zu befestigen.

So blieben für Gustav Adolf vor der Hand nur noch die Verhältnisse mit Rußland übrig, in deren Beendigung ein großer und scharfer Geist, eine klare Einsicht in die Gegenwart und in die Zukunft erwiesen worden ist. Er erkennet, daß Rußland, wenn es auch jetzo darniederliegt und sich nicht regt, doch ein Riese ist, der über kurz oder über lang aufstehen und den Nachbarn, also auch Schweden, furchtbar werden könnte. Darum muß Rußland so weit als möglich von der Ostsee hinweggedrängt werden. Von diesem Gedanken war sein Benehmen gegen Rußland geleitet. Als die Nachricht von dem Tode Karls IX. zu Jacob de la Gardie nach Nowgorod gekommen, veranlaßte er die Städte des nordwestlichen Rußlands, die von schwedischen Truppen besetzt waren, Karl Philipp, Gustav Adolfs Bruder, zum Zaren zu erkiesen, weil Gustav Adolf selbst nun König von Schweden geworden und nicht füglich auch Zar von Rußland sein konnte. Eine russische Gesandtschaft erschien deshalb in Stockholm.

Gustav Adolf aber zögerte lange mit irgend einer Antwort, nicht weil er, wie zuweilen behauptet worden, eifersüchtig gewesen auf den Glanz und die Größe, welche dem Bruder bevorzustehen schien, sondern weil das Unternehmen groß und sein Ausgang zweifelhaft und ungewiß war. Nur ein kleiner Theil Rußlands, in dem schwedische Truppen standen, hatte sich für den Prinzen von Schweden ausgesprochen. Es war Grund zu der Annahme da, daß dieses Aussprechen nicht immer ein freiwilliges gewesen, daß es von Jacob de la Gardie hervorgerufen, ja abgenöthiget worden. Und die Einwilligung des bei weitem größten Theiles von Rußland sollte erst noch gewonnen werden und sie war mehr als zweifelhaft. Gustav Adolf kannte die starken Nationalgefühle der Russen, wußte, daß sie sich ungern einem Fremden unterwürfen. Nahm der König

einmal die Gabe an, welche dem Bruder von einem Theile des nordwestlichen Rußlands gebracht ward, so erforderte die Ehre, daß die Sache hinausgeführt werde. Es konnte dann Schweden in Kämpfe, Anstrengungen und Gefahren hineingestürzt werden, die bei der bedenklichen Stellung zu Dänemark, bei der Feindschaft des Königs von Polen sorgfältig vermieden werden mußten. Gustav Adolf hatte weniger des Bruders als Schwedens Interesse im Auge, wie er pflichtgemäß mußte und war entschlossen, auch wenn sein Bruder Zar würde, die Russen doch von der Ostseeküste hinwegzudrängen. Endlich erklärte sich Gustav Adolf gegen die Russen soweit, daß Karl Philipp ihren heimischen Boden betreten sollte. Aber es war damals schon das Ereigniß vor sich gegangen, welches der König erwartet hatte. Ein Russe hatte den alten Zarenstuhl bestiegen, Michael Romanow, den, 21. Febr. 1613, ein großer Nationalrath zu Moscau erwählt.

Seitdem war alle ernste Aussicht für den Prinzen von Schweden verschwunden und er betrat auch den russischen Boden gar nicht. Gustav Adolf aber kämpfte seitdem gegen Rußland und seinen neuen Zaren nur noch um eine feste und sichere Grenze für Schweden, die nicht anders als auf Rußlands Kosten gewonnen werden konnte. Der König gedachte erst sich bis Nowgorod und Pleskow auszudehnen, ermäßigte aber seine Ansprüche klug, als er gewahrte, daß die Russen einen entschlossenen Widerstand entgegensetzten. Die Verhältnisse mit Polen, auch wohl ein Blick auf die bedrängte Lage des Protestantismus in Deutschland, für den er 1615 einen allgemeinen Bettag in seinem Reiche angeordnet, veranlaßten ihn einen billigen Frieden mit Rußland zu Stolbova 27. Febr. 1617 abzuschließen. Rußland trat Ingermannland mit Kexholm und vier bedeutende Festungen an Schweden ab. Der

Grund, auf dem Petersburg nun steht, ward schwedisch. Festungen, Moräste und Seen, der Peipus- und der Ladoga-See, trennten nun Schweden von Rußland und schienen Ersteres gegen Letzteres zu sichern. Sie haben es nicht auf ewig gesichert. Zar Peter der Große fand den Weg über den Wall, den Gustav Adolf aufgebaut zu haben glaubte. Aber der Zar würde diesen Weg nicht gefunden haben, wenn nicht die Thorheit eines seiner Nachfolger, des unbesonnenen Karls XII., ihm denselben nicht erst erschlossen.

Seiner Mäßigung verdankte es Gustav Adolf, daß er unter allen folgenden Verhältnissen unbeunruhiget von den Russen gelassen ward. Karl Philipp aber hat nicht lange darauf seine Lebensrolle ausgespielt. Er starb am 21. Juni 1622 und war der letzte Prinz von Schweden, dem ein besonderes Herzogthum gegeben worden.

Erst nach dem Ausgange des russischen Krieges setzte sich Gustav Adolf feierlich die schwedische Krone auf das Haupt und gedachte einer Vermählung. Im Jahre 1618 unternahm er unbekannt eine Reise nach Deutschland und sah Marien Eleonoren, Tochter des Kurfürsten Johann Siegismund von Brandenburg. Sie gewann sein Herz; doch wurde die Vermählung erst nach des Vaters Tode, am 25. Novbr. 1620, geschlossen.

Die Zeit ist jetzo herangekommen, wo in Deutschland der Ausbruch des lange vorbereiteten Kampfes erfolgt. Gustav Adolf von Schweden nimmt an den Schicksalen, an Glück und Unglück seiner Glaubensbrüder den innigsten Antheil. Aber er ist nicht im Stande, ihnen gleich bei dem Ausbruche dieses Kampfes die starke und helfende Rechte zu reichen. Denn gerade zu dieser Zeit bedrohet ihn wieder der polnische Krieg. Der Waffenstillstand mit Polen war im Jahre 1616

abgelaufen. Mit grossem Geräusch kündete König Siegismund, thöricht, wie er war, eine Unternehmung gegen Schweden an, als wollte er selbst den Gegner warnen und belehren. Seinen großen Reden aber fehlte der Nachdruck der That, und die Heldenthaten der Polen beschränkten sich auf Barbareien gegen die wehrlosen Bauern von Lief- und Esthland. Gustav Adolf wünschte sehnlich von dieser Seite freie Hand zu bekommen und schloß 1618 bereitwillig einen neuen Waffenstillstand mit Polen, der bis 1620 dauern sollte. Eine friedliche Auskunft für die Dauer war von Siegismund nicht zu gewinnen. Er gab seine Ansprüche auf den schwedischen Thron nicht auf, glaubte sie um so weniger aufgeben zu müssen, als Herzog Johann am 5. März 1618 gestorben. Mit Rußland schließt er zu Divilina 11. Decbr. 1618 einen Waffenstillstand auf vierzehn Jahre, wie es schien, Rußland fahren lassend, um sich ausschließlich gegen Schweden wenden zu können. Darum konnte Gustav Adolf, meinend, daß er zunächst für Schweden und für sich sorgen, sich erst dieses Feindes erledigen müsse, jetzo nichts für die deutschen Protestanten thun. Er selbst kündete 1620 den Waffenstillstand auf und gedachte seinen Gegner durch die Waffen zu einem bestimmten Frieden zu bringen.

Viertes Kapitel.

Während Gustav Adolf also noch beschäftiget war mit seinen eigenen Angelegenheiten, Kaiser Matthias alt, satt und lebensmüde seinen Hofsitz zu Wien aufgeschlagen, Ferdinand von Steiermark sich in Ungarn befand, beschäftiget die Hindernisse wegzuräumen, die seiner Königswahl entgegenstanden, brach in Böhmen ein Feuer aus, welchem die Flamme des dreißigjährigen Krieges entsprang.

Was der Grund dieses entsetzlichen, Deutschland bis nahe an den Rand des Unterganges führenden Brandes gewesen, darnach kann kaum jemand fragen. Der nächste Grund und die nächste Veranlassung wird nicht von dem Protestantismus, und besonders nicht von dem deutschen Protestantismus, gegeben. Es hat derselbe seine offensive Stellung und Haltung aufgegeben, sie freilich mehr gezwungen als freiwillig aufgegeben. Der Wunsch und das Verlangen, sich auszudehnen, sich auszubreiten, findet allerdings noch Statt, und jede Gelegenheit, die sich darzu bietet, wird ergriffen, wo es an Kraft und Entschlossenheit, sie zu ergreifen, nicht gebricht. Aber der Gedanke, den ganzen Katholicismus, oder auch nur den Katholicismus in dem deutschen Reiche, noch zu zerstören, ist nicht vorhanden und selbst die Hoffnung hierauf ist immer schwächer und schwächer geworden. Es fehlt dem Protestantismus an gemeinsamen Gedanken, an planvollem Zusammenhang. Er wird, wo nicht durch andere Dinge, doch schon durch die tiefe Spaltung gehindert, welche zwischen Lutherischen

und Lenkern erscheint. Es heißt dieser Geist Angriff auf den Protestantismus, Angriff heute in dieser, morgen in jener Gestalt, wie sich eben die Veranlassungen und Gelegenheiten finden. Den Geist, welcher den Katholicismus durchzieht, kennen die Protestanten, oder doch die unter ihnen, welche überhaupt zu rechnen und zu erwägen verstehen, wohl. Wie sollte er ihnen auch unbekannt sein. Tritt er doch jeden Tag, bald in größeren, bald in kleineren Dingen hervor. In dieser Stimmung mußten die Protestanten achtsam auf alle Schritte sein, welche katholischerseits geschahen.

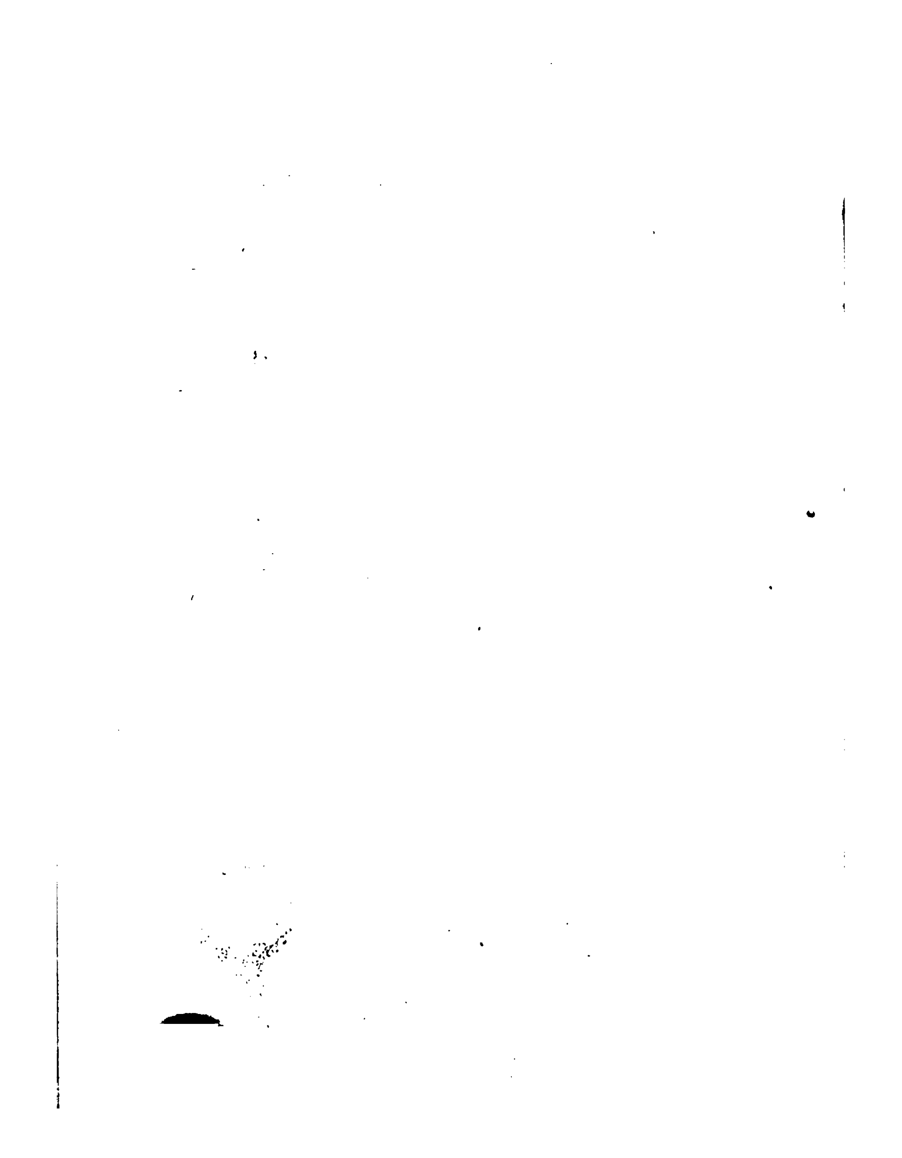
In Böhmen hatte sich bei den sogenannten Utraquisten bald bittere Reue eingestellt, daß sie Ferdinand von Steiermark zum König gewählt. Mit dem Leben des Kaisers Matthias ging es stark zum Ende und sie mußten nun erwarten, daß der Mann, welcher beim Antritt der Regierung seiner Erblande einst erklärt, daß er lieber sterben, als Ketzerei hier dulden werde, wirklicher König in Böhmen werde. Sie mußten zweifeln, ob der Majestätsbrief und die Schwüre, die Ferdinand auf denselben gethan, ein hinlänglicher Schutz gegen des Herzens Gesinnung und Absicht sein würden. Waren sie es nicht, so mußte das böhmische Reich in eine ungeheure Verwirrung hinein gerathen. Die Bedenklichkeiten der Utraquisten mußten um so schwerer werden, je höheres Triumphgeschrei die Jesuiten anstimmten, die laut versicherten, bald werde Alles in Böhmen sich anders gestalten und die Ketzerei zu Grabe geläutet werden, je mehr schon jetzo einzelne Verfügungen der Regierung einen dem Protestantismus feindlichen Sinn zu erkennen gaben.

Diesen Sinn offenbarte die Regierung, welche jetzo noch im Namen des Kaisers handelte, aber schon von dem Geiste Ferdinands geleitet ward, in mehreren Entscheidungen, welche



Lith. u. Druck v. Ed. Pietzsch & Co. in Dresden.

Die Königlichen Commissarien schliessen und versiegeln die protestantische Kirche zu Braunau und übergeben dem Grundherrn, dem dortigen Benedict.-Abte, d. Schlüssel.



die protestantischen Kirchen in den Städten Braunau und Klo-
stergrab betrafen. Braunau gehörte zur Abtei gleiches Na-
mens, der als Abt damals Wolfgang Salender von Prosso-
witz vorstand. Grundherr von Klostergrab war der katholische
Erzbischof von Prag Johann Lohelius. Nach den Worten
des Majestätsbriefes selbst konnte es nun gar nicht zweifel-
haft sein, daß die Protestanten zu Braunau und Klostergrab
das Recht, Kirchen und öffentlichen Gottesdienst zu haben,
besaßen. Denn es gab derselbe überhaupt Allen in Böhmen
dieses Recht. Es war aber für nöthig befunden worden,
diesen Majestätsbrief auch noch von den katholischen Ständen
Böhmens, die auf eine geringe Minderzahl herabgeschmolzen,
bestätigen zu lassen. Diese nun hatten, wie bereits angeführt,
den Majestätsbrief nur mit einer Klausel bestätiget: daß das
Recht, solchen öffentlichen Gottesdienst zu haben, nur in kö-
niglichen Orten Statt haben sollte. Die katholischen Stände
wollten sich damit die Freiheit machen, wenigstens ihre eigenen
und unmittelbaren Unterthanen an der Ausübung des prote-
stantischen Kultus zu hindern. Es konnte nun wohl als in
etwas zweifelhaft angesehen werden, ob solche Orte, die der
Kirche angehörten, Königs-Orte wären oder Herren-Orte.
Waren sie Ersteres, so hatten Braunaus und Klostergrabs
Bürger das Recht, protestantische Kirchen zu haben, und ihre
geistlichen Herren durften es ihnen nicht wehren. Waren sie
Letzteres, so hätten sie dieses Recht. In dem alten Brauche
Böhmens waren nun solche Städte, Orte und Dörfer,
welche der Kirche gehörten, immer zugleich auch als könig-
lich angesehen worden. Es waren also Braunau und
Klostergrab, als sie protestantische Kirchen aufstellten, in
ihrem auf dem Majestätsbriefe und auf dem alten Brauch
Böhmens ruhendem Rechte. Dieser alte Brauch war indes-

sen, wie jedes solches altes Herkommen, so ganz fest, sicher und bestimmt nicht.

Die geistlichen Herren von Braunau und Prag wollten den protestantischen Gottesdienst in Braunau und Klostergrab nicht dulden. Es war schon mehrjähriger Streit darüber und die Regierung hatte bereits einigemal zu Ungunsten der Städte entschieden, wobei immer eine klare Auslegung des Majestätsbriefes umgangen ward. Die Defensoren des Majestätsbriefs hatten indessen die beiden Städte bis jetzt doch geschützt. Aber am Anfange des Jahres 1618 ließ der Erzbischof, gestützt auf einen neuen kaiserlichen Befehl, die eben fertig gewordene Kirche zu Klostergrab niederreißen. In Braunau sollte die ebenfalls jüngst erst aufgerichtete Kirche geschlossen werden. Die Stadt widersetzte sich, aber es erschien eine kaiserliche Commission. Die Kirche ward wirklich gesperrt und der öffentliche protestantische Kultus verboten, acht Männer von Braunau, die bei dem Widerstande am thätigsten gewesen, gefangen gesetzt.

Unter den Umständen, wie sie waren, erregten diese Vorgänge bei den böhmischen Protestanten eine große und allgemeine Bewegung. Sie erschienen ihnen als eine klare Verletzung des Majestätsbriefes und kaum können sie auch als etwas Anderes angesehen werden. Es konnte kaum zweifelhaft sein, daß das volle Recht sich auf Seiten der Protestanten befunden. Was gegen Braunau und Klostergrab geschehen, mußte ihnen als der Anfang eines offenen Gewalt-Krieges gegen den Majestätsbrief erscheinen, zumal wenn es mit anderen Vorgängen in Verbindung gebracht wurde und wenn man an die Gesinnungen und an das Leben Ferdinands, an das Geschrei der Jesuiten sich erinnerte. Und daß Entwürfe gegen den Majestätsbrief wirklich vorhanden gewesen, mag fast als sicher angesehen werden.

So wie nun die Defensoren des Majestätsbriefes von den Vorgängen in Braunau und Klostergrab benachrichtiget waren, beriefen sie eine Versammlung der utraquistischen Stände nach Prag. Durch den Majestätsbrief waren sie berechtiget zur Wahrnehmung der ihnen durch denselben gewordenen Rechte die Stände ihrer Glaubensgenossen zu einer solchen Versammlung zu berufen. Allerdings erhielt das Reich Böhmen durch solche Befugnisse ein seltsames Ansehn und mochte leicht in große Verwirrung hineingerathen, wenn die Regierung und das zum größten Theil protestantisch gewordene Volk in offenen Widerstreit durch Absichten, Plane und Entwürfe kam wie sie jetzo Statt fanden, da die Regierung auf Umsturz des Protestantismus, der größte Theil der Stände auf Erhaltung und Erweiterung desselben sinnt. Zahlreich befand sich besonders der utraquistische Adel in Prag, wo der Katholicismus ebenfalls so zusammengeschrumpft, daß keine einzige Hauptkirche mehr in den Händen der Katholiken sich befand. Diese Ständeversammlung ward unter dem Einfluß der besorglichsten Stimmung Böhmens gehalten. Laut ward davon gesprochen, daß der Kaiser und Ferdinand den Majestätsbrief vernichten wollten, daß fremdes Kriegsvolk in das Land werde gebracht werden, um es mit Zwang und Waffen wieder katholisch zu machen.

Die Utraquisten fertigten zunächst eine Botschaft an die königlichen Statthalter ab, begehrten die volle Aufrechterhaltung des Majestätsbriefes und die Freilassung der gefangenen Braunauer. Hierauf erfolgte eine Antwort, welche den Utraquisten der Besorgniß noch mehr erregen mußte. Die Statthalter umgingen jede Erläuterung des Majestätsbriefes und seiner Klausel, damit der Rechtspunct gar nicht zu Erörterung komme, ein Verfahren, durch welches am Ende jeder Artikel des großen Freibriefes thatsächlich wieder

vernichtet werden konnte. Wegen der Braunauer Gefangenen und der Kirchen von Braunau und Klostergrab verwiesen sie an den Kaiser selbst, als gehöre die Sache gar nicht vor sie, da sie doch vor sie gehörte, wenn sie überhaupt, Recht und Gesetz in dem Lande zu handhaben, aufgestellt waren. Die utraquistischen Stände ließen nun eine Eingabe an den Kaiser abgehen, in der an Abstellung der Bedrückungen in Braunau, Klostergrab und anderwärts ernstlich gemahnt, die Vorgänge in jenen beiden Städten als offener Bruch des Majestätsbriefes bezeichnet wurden. Hierauf waren die Stände wieder auseinandergegangen, die Defensoren jedoch beauftragt worden, sich auch an die Stände der böhmischen Nebenlande, Mährens, Schlesiens und der Lausitz zu wenden und sie um Verwendung bei dem Kaiser zu bitten. In den Kirchen waren Gebete für die Aufrechterhaltung der bedroheten Glaubens-Freiheit angeordnet. Die Stände hatten beschlossen auf den 21. Mai 1618 wieder in Prag zusammenzukommen, um zu erfahren, welche Antwort ihnen von dem Kaiser würde geworden sein. Es erfolgte aber eigentlich gar keine Antwort. Es ward nur den Statthaltern ein kaiserliches Rescript vom 21. März 1618 zugefertiget, daß den Utraquisten zu erkennen gegeben werden sollte, daß ihre jüngste Versammlung eine ungesetzliche gewesen, die Anstifter derselben zur Verantwortung gezogen, dergleichen Zusammenkünfte nicht wieder gehalten werden sollten. Dieses Rescript ward von den Statthaltern am 29. März den Defensoren des Majestätsbriefes mitgetheilt.

Was dieses Schreiben besagen wollte, darüber konnte Niemand zweifelhaft sein. Es sollten den Böhmen die Mittel, auf die wirkliche Vollziehung des Majestätsbriefes bestehen und über sie wachen zu können, entzogen werden. Ward eine

Versammlung der utraquistischen Stände, die allein mit Nachdruck sprechen konnte, als Aufruhr bezeichnet, so konnte man über die Klagen der Defensoren und die Klagen aller einzelnen Utraquisten ja leicht hinwegsehen, wenn der Majestätsbrief weiter und weiter verletzt werden sollte. Zunächst sollte also die Macht und Freiheit, denselben zu vernichten, geschaffen und gebildet werden.

Die Defensoren erschraken über das kaiserliche Rescript um so mehr, als sie selbst, welche die letzte Versammlung der utraquistischen Stände veranlaßt, darin ziemlich deutlich als Empörer und Rebellen bezeichnet wurden, und die katholischen Böhmen immer mehr das Haupt erhoben, schon laut verkündend, daß mehrere hohe Köpfe, besonders der Grafen von Thurn und Schlick, der Herren von Lobkowitz und Budowa würden herunter müssen, daß manches schöne Gut in andere Hände kommen und mancher jetzo arme Gesell reich werden würde. Die Defensoren faßten sich jedoch sogleich und entgegneten den Statthaltern am 31. März, daß die letzte Versammlung keinesweges eigenmächtiges Wesen genannt werden könne, da das Recht dazu in dem Majestätsbriefe begründet, daß das dort Geschehene nicht gegen den Kaiser und König gelaufen, sondern nur auf Erhaltung gesetzlich anerkannter Rechte. Das in dem kaiserlichen Rescript ihnen Mitgetheilte betreffe nicht sie allein, sondern die sämmtlichen utraquistischen Stände, und es könne daher auch nicht von ihnen allein darüber gerathschlagt und entschieden werden.

Ob nun wohl der Kaiser neue Abmahnungsschreiben wegen der utraquistischen Stände-Versammlung erließ, so kam sie doch am 21. Mai 1618 wieder zusammen, zahlreich besonders von dem Adel besucht. Die Städte waren meist den kaiserlichen Abmahnungsschreiben gehorsam gewesen. Kaiser Mat-

vernichtet werden konnte. Wegen der Braunauer Gefangenen und der Kirchen von Braunau und Klostergrab verwiesen sie an den Kaiser selbst, als gehöre die Sache gar nicht vor sie, da sie doch vor sie gehörte, wenn sie überhaupt, Recht und Gesetz in dem Lande zu handhaben, aufgestellt waren. Die utraquistischen Stände ließen nun eine Eingabe an den Kaiser abgehen, in der an Abstellung der Bedrückungen in Braunau, Klostergrab und anderwärts ernstlich gemahnt, die Vorgänge in jenen beiden Städten als offener Bruch des Majestätsbriefes bezeichnet wurden. Hierauf waren die Stände wieder auseinandergegangen, die Defensoren jedoch beauftragt worden, sich auch an die Stände der böhmischen Nebenlande, Mährens, Schlesiens und der Lausitz zu wenden und sie um Verwendung bei dem Kaiser zu bitten. In den Kirchen waren Gebete für die Aufrechterhaltung der bedrohten Glaubens-Freiheit angeordnet. Die Stände hatten beschlossen auf den 21. Mai 1618 wieder in Prag zusammenzukommen, um zu erfahren, welche Antwort ihnen von dem Kaiser würde geworden sein. Es erfolgte aber eigentlich gar keine Antwort. Es ward nur den Statthaltern ein kaiserliches Rescript vom 21. März 1618 zugefertiget, daß den Utraquisten zu erkennen gegeben werden sollte, daß ihre jüngste Versammlung eine ungesetzliche gewesen, die Anstifter derselben zur Verantwortung gezogen, dergleichen Zusammenkünfte nicht wieder gehalten werden sollten. Dieses Rescript ward von den Statthaltern am 29. März den Defensoren des Majestätsbriefes mitgetheilt.

Was dieses Schreiben besagen wollte, darüber konnte Niemand zweifelhaft sein. Es sollten den Böhmen die Mittel, auf die wirkliche Vollziehung des Majestätsbriefes bestehen und über sie wachen zu können, entzogen werden. Ward eine

Versammlung der utraquistischen Stände, die allein mit Nachdruck sprechen konnte, als Aufruhr bezeichnet, so konnte man über die Klagen der Defensoren und die Klagen aller einzelnen Utraquisten ja leicht hinwegsehen, wenn der Majestätsbrief weiter und weiter verletzt werden sollte. Zunächst sollte also die Macht und Freiheit, denselben zu vernichten, geschaffen und gebildet werden.

Die Defensoren erschraken über das kaiserliche Rescript um so mehr, als sie selbst, welche die letzte Versammlung der utraquistischen Stände veranlaßt, darin ziemlich deutlich als Empörer und Rebellen bezeichnet wurden, und die katholischen Böhmen immer mehr das Haupt erhoben, schon laut verkündend, daß mehrere hohe Köpfe, besonders der Grafen von Thurn und Schlick, der Herren von Lobkowitz und Budowa würden herunter müssen, daß manches schöne Gut in andere Hände kommen und mancher jetzo arme Gesell reich werden würde. Die Defensoren faßten sich jedoch sogleich und entgegneten den Statthaltern am 31. März, daß die letzte Versammlung keinesweges eigenmächtiges Wesen genannt werden könne, da das Recht dazu in dem Majestätsbriefe begründet, daß das dort Geschehene nicht gegen den Kaiser und König gelaufen, sondern nur auf Erhaltung gesetzlich anerkannter Rechte. Das in dem kaiserlichen Rescript ihnen Mitgetheilte betreffe nicht sie allein, sondern die sämmtlichen utraquistischen Stände, und es könne daher auch nicht von ihnen allein darüber gerathschlagt und entschieden werden.

Ob nun wohl der Kaiser neue Abmahnungsschreiben wegen der utraquistischen Stände-Versammlung erließ, so kam sie doch am 21. Mai 1618 wieder zusammen, zahlreich besonders von dem Adel besucht. Die Städte waren meist den kaiserlichen Abmahnungsschreiben gehorsam gewesen. Kaiser Mat-

Unter dem Zanke und Lärm, der darüber entstand, schrien Thurn, Fels und Wilhelm von Lobkowitz, daß man sich solcher Erzfeinde mit Gewalt entledigen müsse. Wilhelm von Ruppa schrie, man solle sie nach alter böhmischer Sitte zum Fenster hinausstürzen. Das Zumfensterhinausstürzen des Feindes kommt schon in den hussitischen Bewegungen vor. Alsbald wurden Martiniz und Slawata von den Wüthenden gefaßt und sammt dem Geheimschreiber Fabricius zum Fenster hinausgestürzt. Sie fielen achtundzwanzig Ellen tief in den trockenen Schloßgraben. Slawata, der sich in der Todesangst an das Fenster angehalten, war in die Hand gehauen und verletzte sich im Falle das Haupt. Martiniz und Fabricius fielen ohne Schaden auf den weichen Erdboden nieder. Sie entrannen sogleich. Die Utraquisten sendeten ihnen vergeblich mehrere Schüsse aus dem Fenster nach. Slawata aber fiel in die Gewalt der Utraquisten, die nun doch seines Lebens schonten.

Nicht eben dieser Fenstersturz, sondern die Dinge, welche unmittelbar darauf geschahen und welche von den Häuptern der Utraquisten im Voraus berechnet worden sind, bilden das geschichtlich Bedeutende. Das kaiserliche Regiment in Böhmen braucht von den Utraquisten nicht erst gestürzt zu werden, es ist schon durch den Fenstersturz aufgelößt. Die utraquistischen Stände kamen gleich nach demselben abermals zusammen, machten ein Bündniß unter einander, ihre Religions-Freiheit gegen jede ungerechte Gewalt zu vertheidigen, bemeisterten sich der Herrschaft, indem sie dreißig Directoren zur Leitung der Vertheidigung und Führung aller Geschäfte im Innern des Landes und nach Außen zu aufstellten. Das Directorium bestand aus je zehn Männern eines jeden böhmischen Standes, der Herren, Ritter und der Städte. Es

Die kaiserlichen Räthe werden auf dem Schlosse in Prag zum Fenster hinausgeworfen.

Druck von Eduard Pietzsch u. Compi. Dresden.

ward beschlossen, ein Heer aufzustellen und Matthias von Thurn empfing die Stelle des obersten Feldhauptmannes. Diese Schritte geschahen doch hauptsächlich nur von den utraquistischen Ständen. Indessen stimmten auch mehrere katholisch gebliebene Stände denselben bei.

An den Kaiser aber erließen die Utraquisten alsbald eine Rechtfertigungsschrift. Was sie gethan, sei das Werk gesetzlicher Abwehr gegen ungesetzliche Frevel. Aber ihm, dem Kaiser, wolle man treu bleiben, die Vertheidigung, welche gerüstet werde, die Regierung, welche eingesetzt worden, solle auch des Kaisers Hoheit über Böhmen schirmen. In der That war die Revolution nicht gerade gegen Matthias gerichtet. Der Kaiser, lange schon ohne Lebenskräftigkeit, war ja alt und ging auf der Grube. Ihn wollten die Utraquisten nicht von dem Throne entfernen, seinen nahen Tod meinten sie erwarten zu können. Aber für die Zukunft wollten sie sich sichern. Ferdinand von Steiermark sollte wieder entsetzt, ein anderer, ein protestantischer König gewählt werden. Um dieses dereinst zu können, um Kraft zur Vertheidigung zu haben, wenn sie ob dieses Entwurfes, der für die Widerpart leicht zu durchschauen, sollten angegriffen werden, war ihnen nothwendig gewesen, sich schon jetzo in den Besitz der Staatsgewalt zu setzen, in welchem sie sich, auch wider des Kaisers Willen, zu behaupten gedachten.

Darum rüsteten sie nicht allein selbst mit großem Eifer, sondern forderten auch die böhmischen Nebenlande, Schlesien, Mähren und die Lausitz zu Förderung ihrer Sache und zu Hülfe auf, wenn sie angegriffen werden sollten, sondern sie trachteten auch mit Oestreich und mit Ungarn in Verbindung zu kommen. In Ungarn mahnten sie den Palatin, den obersten Reichsbeamten, und die Magnaten an das im Jahre 1609

geschlossene Bündniß. Sie sollten Ausschreibung ungarischer Mannschaften nicht gestatten, im Gegentheil Böhmen unterstützen, wenn es etwa zu den Waffen kommen sollte. Auch die Union in dem deutschen Reiche ward von den Utraquisten besendet und an die Glaubensverwandtschaft gemahnt. Die Mühen der Böhmen blieben wenigstens nicht ganz vergeblich. Auch die Mähren stellten unter Friedrich von Teuffenbach ein Heer auf und schienen gemeinsame Sache mit den Böhmen machen zu wollen. Die Fürsten und Stände Schlesiens wollten zwar nicht sofort die bewaffnete Hülfe leisten, um welche sie angegangen wurden. Indessen rüsteten auch sie, um für den äußersten Nothfall doch nicht zu fehlen. Sie boten dem Kaiser ihre Vermittelung an, sagten aber dabei, daß der böhmische Majestätsbrief allerdings arg verletzt worden und daß kein Zweifel daran sein könnte, daß in den Puncten, über welche der Streit begonnen, das Recht auf Seite der Utraquisten gewesen sei. Auch in Ungarn und Oestreich verbreitete sich unter den Protestanten Bewegung und Unruhe. Bethlen Gabor, der Fürst von Siebenbürgen, schien zu lauern und zu warten, wo das kaiserliche Haus oder die Gewalt der Ereignisse ihm einen Riß eröffne, durch den er, in Ungarn eindringend, sich dieses Reiches bemeistern könne. Es schien den Böhmen, wenn die Sachen auf die Spitze des Schwertes getrieben würden, an Freunden und Bundesgenossen nicht fehlen zu können. Darum waren sie kühner geworden und mit ihren Entwürfen für die Zukunft bestimmter hervorgetreten. Auf ewige Zeiten waren von ihnen, 1. Juni 1618, die Jesuiten aus dem böhmischen Reiche, das sie binnen acht Tagen zu verlassen hätten, als Erbfeinde des Protestantismus, Anstifter von Zwietracht und Spaltung, Ränkemacher und Kabalenschmiede, verbannt worden. In dem neuen Stande

der Dinge, den sie in Böhmen zu begründen hofften, sollte die Herrschaft bei dem Protestantismus sein, jede Möglichkeit einer künftigen Gefahr für denselben entfernt werden.

Was die Absicht der Häupter der Utraquisten war, die Aufrichtung eines großen protestantischen Reiches, dessen Herz und Mittelpunct Böhmen sein sollte, das würde, wäre es gelungen, für die Zukunft der europäischen Welt von der größten Wichtigkeit und Bedeutung geworden sein. Gerade in dem Herzen Europas wäre dadurch eine große protestantische Macht entstanden, die, halb dem germanischen und halb dem slavischen Geschlecht angehörend, nach allen Richtungen, nach Deutschland, nach Polen, nach Ungarn, für die Ausbreitung der Reformation hätte wirken können. Mit der Entstehung einer solchen Macht, eines solchen Reiches, das, wenn auch nur durch den Verlust von Böhmen, Mähren, Schlesien und der Lausitz, auf Kosten des kaiserlichen Hauses entstanden, wäre auch der Fall oder die Bedeutungslosigkeit der deutschen Linie des Hauses Spanien-Habsburg damals entschieden worden. Mit deren Fall aber oder mit deren Bedeutungslosigkeit war eine Hauptstütze des Katholicismus in Europa zerbrochen. In solche Plane und Entwürfe aber paßten die Jesuiten nicht. Darum mußten sie auf ewig aus Böhmen verbannt werden.

Die Ereignisse in Böhmen enthielten für den, der sie zu würdigen verstand, Dinge von der größten, ja von der ungeheuersten Wichtigkeit. Die Gefahr, welche seinem Hause und dem Katholicismus drohete, entging auch dem Kaiser Matthias, wie hinfällig er immer schon war, nicht. Aber seine Mittel und Kräfte waren gering, das Heer war noch nicht gebildet, erst in seiner Bildung begriffen und vielfach behindert. Die Stände Oestreichs wollten nichts zu dem böhmischen Kriege zahlen und geben. Sie schienen eher entschlos-

sen, auf der Böhmen Seite zu treten, wenn sich das Glück der Waffen günstig zeige. Also versuchte Matthias zuerst, was sich mit Worten erreichen ließe und antwortete den Böhmen, daß ihm himmelschreiendes Unrecht zugefügt werde, wenn man sage, daß es von ihm auf Vernichtung der Landesfreiheiten und besonders des Majestätsbriefes abgesehen gewesen. Alle Mißverständnisse sollten durch eine bald nach Böhmen zu sendende kaiserliche Commission ausgeglichen werden. Nun sollten aber die Böhmen auch die kaiserliche Regierung wieder einsetzen lassen, die Waffen niederlegen und alle Rüstungen einstellen, weil nirgends ein Feind zu finden sei, wobei jedoch auch der Kaiser versprach, keine weiteren Werbungen zu veranstalten, das bereits geworbene Kriegsvolk wieder zu entlassen. Ein kaiserlicher Rath, Eusebius Khan, ward nach Prag gesendet, um noch besonders mit Matthias von Thurn und Kolonna von Fels zu unterhandeln.

Die Utraquisten aber nahmen die kaiserlichen Anträge nicht an und konnten sie, da die Sachen einmal so weit gekommen, nicht annehmen. Denn was enthielten sie weiter, als daß die Böhmen in die Verhältnisse und in den Stand, aus dem sie durch eine Revolution sich reißen zu müssen geglaubt, einfach zurückkehren sollten. Sie sollten entwaffnen und empfingen keine Bürgschaft, daß, wenn sie es gethan und sich wehrlos gemacht, das alte Spiel gegen den Majestätsbrief nicht werde von Neuem begonnen werden. Solche Anträge wiesen die Häupter der Utraquisten um so mehr von sich, als sie ihre kriegerische Verfassung in kurzer Zeit auf guten Fuß gestellt. Es war ihnen viel rüstiges Kriegsvolk aus Deutschland zugelaufen. Der Graf von Thurn zog gegen die drei Städte Krummau, Budweis und Pilsen, welche in Böhmen allein dem Kaiser treu geblieben, nachdem dessen Anträge ge-

hört und verworfen worden. Damit war der offene Waffenstreit ausgebrochen. Krummau ergab sich, Budweis aber und Pilsen konnten nicht genommen werden.

Nun rüstete aber auch der Kaiser mit größerem Eifer. Karl Longueval von Bouquoi ward als Heerbefehlshaber angestellt, ein Zögling des großen spanischen Feldherrn Spinola, unter dem Heinrich Düval, Graf von Dampierre, commandiren sollte. Sie waren Ausländer; kaum konnte der Kaiser wagen, Eingeborenen den Heerbefehl anzuvertrauen. So zweifelhaft und unsicher war in den eigenen Erblanden die Stellung des Kaisers geworden. Matthias that, was er thun konnte, und sein Verfahren gegen die Böhmen war keinesweges Zeugniß einer friedlichen Gesinnung. Wie hätte der Kaiser sie auch haben können, da der Gedanke der Häupter der Utraquisten, sich von dem kaiserlichen Hause ganz loszureißen, fast unzweideutig dalag! Er wollte den Böhmen ja nur die Waffen entwinden; das und nichts weiter besagten seine Anträge. Indessen mochten die Maßregeln des Kaisers dem König Ferdinand allerdings nicht kräftig und entschlossen genug vorkommen.

Nachdem er in Ungarn zum König gekrönt worden, kam derselbe nach Wien zurück. Indem viele andere erschrocken waren über den Abfall der Böhmen und die große Gefahr, welche dem kaiserlichen Hause bevorzustehen schien, äußerte Ferdinand eher Freude über alle diese Vorgänge. In einem Gutachten, das er dem Kaiser überreichte, sprach er seine Gesinnungen offen aus. Man solle Gott danken, daß von den Böhmen selbst durch die Revolution Veranlassung und Grund gegeben worden, mit dem Majestätsbriefe und mit dem Protestantismus durch einen Schlag zu Ende zu kommen. Aus diesen beiden sei die Revolution hervorgegangen und sattsam

werde man vor der Welt entschuldiget sein, wenn man nun auch beide mit einander niederbreche. In demselben Sinne sprach sich auch Ferdinands Geistesverwandter, Herzog Maximilian I. von Baiern, aus. Aber es kam nun freilich erst darauf an, der böhmischen Revolution auch mit den Waffen Meister zu werden. Matthias war schon bettlägerig und es schien dem König, daß die Maßregeln nicht durchgreifend und kräftig genug wären. Auch wünschte Ferdinand jetzo schon, in den vollen Besitz der Macht zu kommen. Das lange Leben des Kaisers ward ihm unangenehm und er beschloß, mit Matthias zu thun, wie von diesem mit Rudolf gethan worden.

Als Ferdinand den Gedanken faßte, sich noch bei Lebzeiten des Kaisers der Gewalt in Ungarn, Böhmen und seiner Nebenlande sammt Oestreichs zu bemeistern, war er der Unterstützung Spaniens und des Pabstes sicher. Denn diesen Mächten galt es in dem gegenwärtigen Augenblick besonders, daß die Sache des Katholicismus mit Kraft und Entschlossenheit geführt werde. Eine solche Kraft und Entschlossenheit trauete man besonders dem König Ferdinand zu. Von ihm war es bekannt genug, daß er kein anderes Gefühl habe, keinen anderen Gedanken hege, als den Protestantismus zu unterdrücken, möchten auch die Mittel dazu so gewaltsam, ja so blutig sein, wie sie immer wollten.

Am 20. Juli 1618 ließ Ferdinand den Kardinal Klesel, der eigentlich die Regierungsmaßregeln des Kaisers leitete, in Verhaft nehmen und ihn auf das Bergschloß Ambras in Tirol bringen. Als es geschehen, trat Ferdinand vor das Krankenlager des Kaisers, seine That, die ein Eingriff in die Regierung und Souverainetäts-Rechte des Kaisers war, nicht entschuldigend, nur dem Kranken kurz und bestimmt als Grund derselben angebend, daß Klesel die Regierung sträflich und zum

Schaden des Hauses verwaltet. Und es war doch immer der Kaiser selbst gewesen, der geredet und gehandelt, der Klesels Mund und Klesels Hand in Bewegung gesetzt. Schmerzlich fühlte es Matthias in diesem Augenblicke, daß er nicht mehr Herr und Gebieter sei, und sein Schmerz ward durch die Erinnerung der Unthaten, mit denen er einst seinem Bruder Rudolf entgegengetreten, verbittert. In der heftigsten Aufwallung verstopfte er sich mit der Bettdecke den Mund, um nicht in die bittersten Klagen und Verwünschungen auszubrechen. Daß er, der kranke Mann, nichts weiter als klagen könne, fühlte er tief. Die Kraft, den König Ferdinand zu strafen, ihm entgegenzutreten, war nicht mehr in ihm. Anna, die Kaiserin, wendete sich an Ferdinand mit dem Vorwurfe: „sie sehe nur zu klar, daß der Kaiser ihm zu lange lebe und daß er seines Beförderers und Wohlthäters überdrüßig sei.“

Was fragte Ferdinand aber nach den Vorwürfen und den Klagen des ohnmächtigen Weibes. Sein Zweck war erreicht. Die Staatsgewalt kam nach Klesels Entfernung nun vollends ganz in seine Hände. Nur dem Scheine nach war der kranke Matthias in seinen letzten Lebenstagen besser als Rudolf gestellt, indem bis zu seinem baldigen Tode die Staatshandlungen noch unter seinem Namen vor sich gingen. Alsbald wurden nun entschlossenere Maßregeln gegen die Böhmen ergriffen. Das kaiserliche Heer unter Dampierre und Bouquoi empfing Befehl in Böhmen einzurücken und es zu überziehen wie Feindes Land. Man hoffte, die Böhmen leicht niederzuwerfen. Wären Ferdinands Waffen jetzo schon vom Siege gekrönt worden, so würde gewiß die Vernichtung des Majestätsbriefes, die nach dem später kommenden Siege erfolgte, nicht ausgeblieben sein. Ferdinand hatte ja gleich den böhmischen Aufstand als eine schöne Ver-

anlassung, den Majestätsbrief zu vernichten, beinahe mit Freuden begrüßt.

Aber die Hoffnung auf eine rasche Unterwerfung der Böhmen ging nicht aus. Dampierre ward vom Grafen Thurn bei Caslau und Lomnitz geschlagen und Bouquoi konnte ebenfalls kaum Stand vor den Böhmen halten. Kaum hatte das kaiserliche Haus noch Etwas in Böhmen, was es sein nennen konnte. Budweis hielt sich noch, Pilsen aber fiel am 21. Novbr. 1618 auch noch in die Gewalt der utraquistischen Stände. Sie hatten den Grafen Ernst von Mannsfeld mit viertausend deutschen Söldnern in Dienst genommen und ihn zum General der Artillerie ernannt. Auch die Fürsten und Stände Schlesiens hatten sich endlich ziemlich offen für die Böhmen ausgesprochen und ein Hülfsheer über die Grenze gehen lassen. Indessen hatten sie sich dabei von den Böhmen die Versicherung geben lassen, daß dieses Heer nur zur Vertheidigung des Majestätsbriefes, nicht zum Angriff verwendet werden sollte. Denn bis jetzt war der Gedanke einer völligen Trennung von dem kaiserlichen Hause nur in den Häuptern der böhmischen Utraquisten aufgekommen. Die Sachen der Böhmen hatten sich indessen durch die Mannsfeldischen Truppen und die schlesische Hülfe doch um etwas gehoben. Sie schienen dem weiteren Gang der Dinge mit Vertrauen entgegensehen zu können. Der Winter vom Jahre 1618 und 1619 verstrich, ohne daß auf der einen und auf der anderen Seite etwas Bedeutendes geschehen wäre.

Es versuchten noch Mehrere die Flamme des Krieges, die bereits im Ausbrechen begriffen, wieder zu löschen. Die Fürsten und Stände Schlesiens, die Stände von Oestreich, welche alle Theilnahme am böhmischen Kriege verweigerten und dem kaiserlichen Hofe gegenüber behaupteten, daß er ganz

unrechtmäßig sei, Fürsten des deutschen Reiches, und besonders der Kurfürst von Sachsen, suchten eine Versöhnung und Vermittelung herbeizuführen. Die so von mehreren Seiten beiden Theilen, dem kaiserlichen Hofe und den böhmischen Utraquisten gemachten Anträge wurden von ihnen nicht von der Hand gewiesen. Die Utraquisten gingen auf sie ein, um Zeit zu gewinnen und die Zukunft besser vorbereiten zu können. Der kaiserliche Hof und besonders Ferdinand, der König, scheinet die Vorschläge zur Vermittelung und Aussöhnung jetzt mit etwas mehr Aufrichtigkeit als die böhmischen Utraquisten, jedoch nur für den Augenblick, angenommen zu haben. Denn die Waffen, mit denen die Böhmen rasch niedergeschlagen werden sollten, sind ja unglücklich gewesen, und so schien nichts Anderes übrig zu sein, als sie durch Unterhandlungen zu bewegen, die Waffen niederzulegen. Um das zu gewinnen würde Ferdinand nun wohl eine abermalige Bestätigung des Majestätsbriefes nicht verweigert haben. Aber er hätte sie gewiß nur mit dem Entschlusse, auf das Frühere sobald als möglich zurückzukommen und allmälig jenen Freibrief zu vernichten, gegeben. Seine Treue also und seine Aufrichtigkeit betraf nicht das Wesen der Sache, nicht das, um welches den böhmischen Protestanten es allein zu thun sein konnte, sondern nur den augenblicklichen Frieden, welcher den Unfrieden für die Reformation bringen und bereiten sollte. Zu sehr war die Feindschaft Ferdinands gegen dieselbe bekannt, als daß die Böhmen hier an eine Aufrichtigkeit, die auf das Wesentliche gehe, hätten glauben sollen. Indessen hatten die vielen Vermittelungs- und Versöhnungs-Versuche doch herbeigeführt, daß bestimmt worden, es solle auf den 14. April 1619 ein Friedens-Congreß zu Eger eröffnet werden. Es war eine ungünstige Aussicht

für die Protestanten, daß die Leitung desselben dem Herzog Maximilian I. von Baiern aufgetragen worden, dessen Gesinnungen gegen die Reformation und den Protestantismus kaum weniger scharf und schneidend als die Gesinnungen Ferdinands selbst hervorgetreten. Er hatte auch die Leitung des Vermittelungsgeschäftes nicht eher übernommen, als bis ihm vom Kaiser Matthias und von Ferdinand versprochen worden, daß ihm dabei nichts wider das Interesse der katholischen Kirche angemuthet werden solle.

Indessen kam jener Friedenstag gar nicht zu Stande. Denn Kaiser Matthias starb am 20. März 1619 und Alles nahm sofort eine andere Gestalt an. Ferdinand ward nun Herr aller Lande seines Hauses. Denn der eigentliche Erbe derselben, Erzherzog Albrecht, der letzte von den Söhnen Kaiser Maximilians II., der nunmehro noch am Leben war, hatte zwar dem Erbrechte nicht entsagt, aber doch Ferdinand zu seinem Stellvertreter und Nachfolger ernannt, auch die östreichischen Stände, diesen zu huldigen, angewiesen. Dadurch aber brachte der Tod des Kaisers Matthias eine neue Wendung in den Stand der Dinge, daß in den Häuptern der böhmischen Utraquisten sogleich der bestimmte Entschluß entstand, sich mit Ferdinand in gar keine Unterhandlungen weiter einzulassen, ihn gar nicht mehr als König anzuerkennen, weil unter ihm nur neue Angriffe auf den Protestantismus zu befürchten, die Revolution dagegen, welche sie begonnen, nun ganz zu vollenden und sofort Hand an den Aufbau des großen protestantischen Reiches zu legen, das sie in ihren Gedanken und Entwürfen sich bereits früher gebildet. Diese Entwürfe schienen gelingen zu müssen; so schwierig waren die Verhältnisse, unter denen Ferdinand die Herrschaft antrat. In Ungarn, wo Ferdinand sogleich nach dem Tode des Kaisers Matthias,

29. März 1619, einen Reichstag zu Presburg eröffnen ließ, waren Katholiken wie Protestanten nicht für ihn gestimmt. Man wollte gefunden haben, daß er und seine Räthe dem Grundsatze folgten, daß der Ehre und Macht des Königs Alles aufgeopfert und der allerhöchste Wille nicht mit schonender Güte, sondern mit Gewalt durchgesetzt werden müsse. Der katholische Adel fürchtete den Untergang seiner politischen Rechte und Freiheiten durch Ferdinand, der protestantische noch außerdem den Untergang seiner Glaubens- und Gewissens-Freiheit. Nach Möglichkeit oft ward der Wiener Religions-Friede von der Regierung verletzt. Darum hatten sich besonders protestantische Edle an Bethlen Gabor, den Fürsten von Siebenbürgen, gewendet und suchten seinen Ehrgeiz und seine Religiosität in Bewegung zu setzen, daß er zu ihren Gunsten und mit Waffengewalt in die ungarischen Angelegenheiten eingreife. Denn Bethlen Gabor war Protestant, aber ein so mild und tolerant gesinnter Protestant, daß er zum König eines Landes wie Ungarn, wo Katholicismus und Protestantismus gesetzlich neben einander bestanden, wohl zu taugen schien. Bethlen Gabor, einer der ausgezeichnetsten Männer dieses Jahrhunderts, kräftig, verständig, besonnen, nicht ohne nach hohen Dingen strebenden Sinn, gelockt durch den Glanz einer königlichen Krone, dazu auch noch gereizt durch Ferdinand und seine Räthe, die den Anschlag gefaßt, ihn von Siebenbürgens Fürstenstuhle herunterzudrängen und den Jesuitenfreund Georg Drugeth von Homonna darauf zu bringen, rüstete sich, die verworrenen Verhältnisse zu benutzen, in Ungarn einzudringen und sich des königlichen Thrones daselbst mit Hülfe der Protestanten und aller Unzufriedenen zu bemeistern.

Während in Böhmen die Utraquisten den Plan zur Gründung eines neuen Reiches, das ganz auf dem Protestantis-

mus stehen sollte, gefaßt, war bei einem Theile wenigstens der Großen Ungarns ein beinahe gleicher Entwurf entstanden. Ein gemäßigter Protestant sollte auf den Thron erhoben, die Herrschaft ebenfalls dem Hause Karls V. und Ferdinands I. entrissen werden. Unter so trüben Verhältnissen hatte das Königthum Ferdinands in Ungarn begonnen. Indessen hatte es hier doch begonnen, die Herrschaft ohne Widerspruch angetreten werden können, die Revolution war noch nicht ausgebrochen, sie sollte erst ausbrechen. In Böhmen aber konnte von dem thatsächlichen Antritt einer Regierung nicht die Rede sein. Ferdinand hatte kaum einen Fuß in diesem Reiche mehr. Die Stadt Budweis hielt sich noch, Dampierre stand noch mit einem kleinen Heerhaufen in Böhmen, alles Andere war von den Utraquisten eingenommen und beherrscht.

Diese gingen genau von denselben Grundsätzen aus, von denen anderwärts und früher die Katholischen auch ausgegangen. Es war in Frankreich Heinrich IV. von den Katholiken nicht als König angenommen worden, obwohl das Erbrecht unzweideutig für ihn sprach, weil er Calvinist war und so lange er es war. Die Revolution gegen ihn war als Recht, das wahre und wirkliche Recht angesehen worden als das Unrecht. In derselben Weise war für die böhmischen Utraquisten das Recht, welches Ferdinand durch seine frühere Wahl erlangt, für ihn wieder vernichtet worden durch den Eifer, den er für den Katholicismus und gegen den Protestantismus offenbart. Die Revolution Böhmens gegen ihn war nach den Ansichten der Utraquisten das Recht und Ferdinands Recht dagegen das Un-Recht geworden. Denn bei beiden Religions- und Kirchen-Parteien, in beider Gesinnung, in beider Ueberzeugung, stand über dem Recht, das auf menschlichen Dingen und Vorgängen beruhete, ein anderes und höheres, durch

daß es nicht allein aufgehoben und vernichtet werden konnte, sondern sogar aufgehoben und vernichtet werden mußte. Und dieses andere und höhere Recht war der Glaube und die Kirche. Sie zu schützen und zu erhalten, zu mehren und zu erweitern, wird von beiden Parteien als das erste und oberste Recht, das erste und oberste Gesetz angesehen. Jeder, der die Gewalt dazu hat, folgt diesem Grundsatze, und hier wird er von den Katholiken gegen den Protestantismus, dort von den Protestanten gegen den Katholicismus angewendet. Doch wird er von den Protestanten immer noch nicht mit der Schärfe, Härte und Bestimmtheit ausgedrückt und angewendet, wie auf katholischer Seite. Die Jesuiten sind es ja, welche lehren, daß ein katholisches Volk nicht allein das Recht habe, einen ketzerischen König abzusetzen, sondern ihn sogar zu tödten. Die böhmischen Utraquisten begnügen sich nachmals, den katholischen König Ferdinand abzusetzen, und nie gehet der Protestantismus so weit, zu behaupten, daß die Feinde der Kirche und des Glaubens auch noch getödtet werden müßten.

In Böhmen war dem neuen König Ferdinand eine entschlossene Gesinnung, ihn nicht mehr anzuerkennen und seine frühere Wahl zu widerrufen, entgegengetreten. Die böhmischen Utraquisten empfanden die bitterste Reue über diese Wahl. Sie glaubten, mit dem Manne, der geschworen, lieber bettelnd sein Brod vor den Thüren zu suchen, als eine Verletzung des römischen Kirchenthumes zu dulden, durch keine Verträge und durch keine Schwüre, zu denen er sich etwa bereitwillig zeigen möchte, wohl und sicher zu fahren. Denn sie meinten, und meinten es sicher nicht ohne Grund und nicht ohne Recht, daß durch solche neue Schwüre Ferdinand nur sichern Fuß in Böhmen zu gewinnen suche, um das alte Spiel gegen

den Majestätsbrief von neuem beginnen zu können. Als daher gleich nach dem Tode des Kaisers Matthias Ferdinand an die Böhmen schrieb und sich erbot, alle bestehende Landesfreiheiten zu bestätigen, achteten die Böhmen so wenig darauf, daß sie selbst eine Antwort nicht von sich gaben. Es hatte auch in dem Schreiben Ferdinand seines Herzens eigentliche Gesinnung gewissermaßen schon dadurch kund gegeben, daß er die Statthalterschaft wieder einzusetzen gebot, die durch den Fenstersturz hinweggeräumt worden. Es sollten also Slawata, Martiniz und Lobkowitz, die sich stets als geschworene Feinde des Majestätsbriefes und des Protestantismus erwiesen, sogleich wieder in die Gewalt über Böhmen eingesetzt werden, damit sie, durch den Fenstersturz und ihre gewaltsame Absetzung erbittert, die unterbrochenen Bestrebungen sofort wieder aufnehmen könnten.

Dieser ungeschickte Zusatz im königlichen Schreiben verrieth die Gesinnungen so deutlich, daß es vergeblich blieb und vergeblich bleiben mußte, wenn Ferdinand nun wirklich am 1. April 1619 alle Ordnungen, Majestäten, Privilegien, Freiheiten und Begnadigungen, welche die Stände der Krone Böhmens in religiösen und politischen Sachen jemals erlangt, mit den feierlichsten und bindendsten Ausdrücken bestätigte. Die Böhmen sahen darin weiter nichts als einen Versuch, ob sich mit Worten über die gegenwärtigen Gefahren hinwegkommen und die Königsgewalt über das Land, die der Stützpunct zum Umbruche des Protestantismus werden mußte, sonder Mühe, Gefahr und Kosten wieder erlangen lasse. Von den Böhmen ward Ferdinand ohne Antwort gelassen. Von den protestantischen Fürsten und Ständen Schlesiens aber lief auf die Mahnung zur Huldigung und zum Gehorsam zwar eine am 1. Mai 1619 erlassene Antwort ein, aber sie lautete

nicht viel besser als das Schweigen der Böhmen: eine einfache und nur mit Worten gegebene Bestätigung der Religions-Privilegien genüge nicht. Es müßten erst alle Beschwerden über die zeitherigen Verletzungen derselben abgestellt, Sicherheiten für die Zukunft gegeben und das Kriegsvolk von dem Könige entlassen werden. Schlesien könne auch in der Huldigung dem Hauptlande Böhmen nicht vorgreifen, werde die weiteren Schritte desselben daher erwarten. Nur zu deutlich gab diese Antwort zu erkennen, wozu sich Schlesien eigentlich neige. In Mähren waren die Gesinnungen für Ferdinand kaum günstiger, und so schien das ganze böhmische Reich aus seinem Gehorsam scheiden, eine neue Bahn einschlagen zu wollen.

Wie Böhmen verloren war und Schlesien auf dem Puncte stand verloren zu gehen, so ward auch Mähren der Gewalt des Königs Ferdinand entrissen. In Mähren, wo der Protestantismus nicht in demselben Maße durchgegriffen wie in Böhmen, bestand seit längerer Zeit eine Spaltung unter den Ständen. In damaliger Zeit ist überhaupt, und auch in den Ländern des östreichischen Staates immer nur von denen die Rede, welche das Recht haben, auf den ständischen Versammlungen zu erscheinen, von den Herren, den Rittern und den Magistraten der Städte. Die Stände theilen die Staatsgewalt mit dem Landesfürsten, hier in einer mehr, dort in einer weniger eingeschränkten Weise. Die Masse der Menschen kommt wenig in Betracht; sie wird von denen in Bewegung gesetzt, in deren Händen sich die Gewalt befindet. In den slavischen Ländern, wie Böhmen ein solches ist, kann von dieser Masse noch weniger als anderwärts die Rede sein, weil die Leibeigenschaft in dem Bauersmanne den Gedanken an freie und selbstständige Bewegung längst schon niederge-

drückt. Spaltung herrschte unter den Ständen Mährens. Die katholischen wollten Ferdinand anerkennen, die protestantischen, daß Mähren sich zur böhmischen Sache stelle. Da entschied Matthias von Thurn durch rasches Eindringen mit dem böhmischen Heere in Mähren. Die mährischen Stände schlossen nun eine Union mit den Böhmen und die Revolution, die in dem Hauptlande vor sich gegangen, ward nun auch in dem Nebenlande nachgebildet. Die Regierung Ferdinands ward gestürzt und ein Directorium von vierundzwanzig Mitgliedern eingesetzt, die Landesgewalt in die Hände der Protestanten gebracht, die Jesuiten aus Mähren vertrieben, welche bereits auch in Schlesien dasselbe Schicksal erfahren.

Bei den Vorgängen in Mähren erscheinet auch zum erstenmale Albrecht von Waldstein oder Wallenstein, nachmals so bedeutend und so berühmt, schon in einer nicht unbedeutenden Rolle. Von protestantischen Eltern im Jahre 1583 geboren, aber von einem katholischen Ohm den Jesuiten übergeben und von denselben bald zum römischen Glauben gebracht, gewann er durch die Hand der reichen Wittwe Wiczkova den Besitz großer Güter in Mähren, trat im Jahre 1617 in die Dienste Ferdinands von Steiermark, für den er zu einem Kriege gegen Venedig zweihundert Reiter auf eigene Kosten stellte. Früher, unter Kaiser Rudolf II. hatte er auch im Türkenkriege mitgefochten. In jenem Kriege, der höchst unbedeutend war und in demselben Jahre noch endete, konnte Wallenstein freilich keine großen Lorbeeren gewinnen, aber die Gunst Ferdinands hatte er durch entschlossenes und zuversichtliches Wesen gewonnen, von dem der Erzherzog ein Freund war. Wallenstein erhielt durch Ferdinands Gunst die Stelle eines Obersten der mährischen Miliz. Seine erste Gemahlin war verstorben und Wallenstein schloß mit Isabelle Katharina von Harrach, Toch-

ter eines kaiserlichen Geheim=Rathes und Kämmerers, eine zweite Ehe. Diese verhalf ihm zu dem Titel eines Grafen. In dieser Stellung ward Wallenstein von dem Ausbruche der Revolution in Böhmen gefunden. Die Böhmen sollen nun Wallenstein die Stelle eines obersten Feldhauptmannes angetragen haben. Das kann nur in Berücksichtigung der Stellung und ganz besonders der Reichthümer Wallensteins geschehen sein, da von einem Feldherrn=Rufe desselben keine Rede sein kann. Es beweist indessen aber doch, daß Wallenstein schon als ein bedeutender Mann angesehen ward. Wie die Revolution in Böhmen ausbrach, wie Matthias Graf von Thurn in Mähren einrückte, sprach sich Wallenstein mit aller Festigkeit und Bestimmtheit für die Sache des kaiserlichen Hauses aus. Er hatte sich nach Olmütz geworfen, ward aber von Thurn genöthiget, flüchtig zu werden. Die mährische Miliz ging zu den Böhmen über. Die Stände des Landes entsetzten ihn seiner Stelle als Obersten der Miliz; um so fester schloß sich Wallenstein an Ferdinand an.

Für diesen stand es in dem eigentlichen Oestreich kaum minder bedenklich als in den Ländern des böhmischen Reiches. In Ober=Oestreich, welches von dem Schauplatze des ausgebrochenen Krieges entfernter lag, verweigerten die Stände, die Administration des Landes in Ferdinands Hände zu geben und übernahmen diese selbst. Denn, behaupteten sie, also sei es bei ihnen des alten Brauches und Herkommens, daß die Stände des Landes selbst administrirten, bis der Fürst gekommen, die Freiheiten bestätiget und die Huldigung empfangen. Dieses Zögern in der wirklichen Anerkennung Ferdinands hatte nur darin seinen Grund, daß die Stände mit den Böhmen bereits in Verbindung getreten, daß sie auf Abfall von dem kaiserlichen Hause sannen. Indessen fanden

solche Gedanken doch nur bei den protestantischen Ständen Statt. Zwischen ihnen und den katholischen war eine tiefe und bittere Spaltung eingetreten. In Nieder-Oestreich herrschte diese Spaltung in noch höherem Grade, so daß es zu gemeinschaftlichen Berathungen gar nicht mehr kam. Das Land war schon zu Zeiten des Kaisers Matthias mit wilden ungarischen Banden besetzt, die mit Raub, Mord und Brand, besonders gegen die Evangelischen, entsetzlich wütheten. Nach dem Tode des Kaisers war zwar am 25. März 1619 ein Landtag zu Wien zusammengekommen. Aber es war auf demselben nichts als Zank und Streit unter den Ständen selbst. Der katholische Theil wollte die begehrte Erbhuldigung sofort leisten, der protestantische aber verlangte vorerst Abstellung der Beschwerden, Bestätigung aller politischen und religiösen Freiheiten, selbst Bestätigung der im Jahre 1608 mit Böhmen geschlossenen Föderation. Auch begehrten sie, daß die fremden Truppen aus dem Lande geschafft und mit den Böhmen Friede geschlossen werde.

Die ganze Haltung, welche die Protestanten in den östreichischen Landen genommen, hatte allerdings etwas Revolutionaires, etwas der fürstlichen Macht durchaus Feindseliges. Es entsprang aber diese Feindseligkeit keinesweges dem Protestantismus selbst und ruhete nicht in der Art und Weise desselben an sich selbst. Sie ging nur aus den Umständen und Verhältnissen hervor, in welche die Protestanten der östreichischen Lande durch Ferdinand gestellt waren. Als geschworener Feind des Protestantismus wendete er seine ganze landesfürstliche Gewalt auf die Unterdrückung desselben. Den Protestanten erschien ihr Glaube und ihre Kirche als das Letzte und Höchste, was sie zu vertheidigen hatten. Der Fürst griff diese an und so mußten sie entweder auf die Einschränkung

der fürstlichen Gewalt, oder, wo diese ungenügend und unzureichend schien, selbst auf Vernichtung derselben sinnen. Wo sich der Fürst gleich selbst an die Spitze der Reformation stellte, sich mit den Unterthanen nicht in einen Zwiespalt brachte, über welchen am Ende nur mit Gewalt hinwegzukommen war, diente die Reformation sogar dazu, die fürstliche Gewalt zu mehren, zu befestigen und zu sichern.

Ferdinand aber war nicht gesonnen, diesen Zwiespalt auch nur zu mindern, geschweige ihn aufzuheben. Vergebens rieth ihm einer der Edlen Oestreichs, aufgefordert, sein Gutachten von sich zu geben, Erasmus Freiherr Tschernembel, keine Jesuiten zu dulden, fanatischen Priestern keinen Einfluß auf die Staats-Angelegenheiten zu verstatten, das gegen ihn aufgeregte Mißtrauen durch Verstattung eines völlig freien Kirchenwesens aufzuheben. Nicht in dem Augenblicke der größten Gefahr ward Ferdinand seinen früheren Gesinnungen, dem Geiste, den Lehren der Jesuiten ungetreu. Das jüngst für die Protestanten gewordene Recht, die Majestätsbriefe, die Kirchen- und Glaubens-Freiheit, konnte in seiner Seele niemals zum Rechte werden und war in dieser nie vorhanden gewesen. Von ihm selbst wurden die Protestanten gezwungen, auch sein Recht als aufgehoben und vernichtet anzusehen. Er war mit den Ständen von Nieder-Oestreich noch nicht auseinander gekommen, weil er nichts bewilligen und nichts bestätigen wollte, als ihm eine große Gefahr dicht vor die Augen trat. Der Graf von Thurn war, nachdem er Mähren für die böhmische Sache gewonnen, mit sechszehntausend Böhmen in Oestreich eingebrochen und lagerte sich am 5. Juni 1619 in der Vorstadt von Wien. Die Protestanten in der Stadt kamen alsbald in die größte Bewegung und nahmen eine drohende Stellung gegen den König an. Der Graf von Thurn

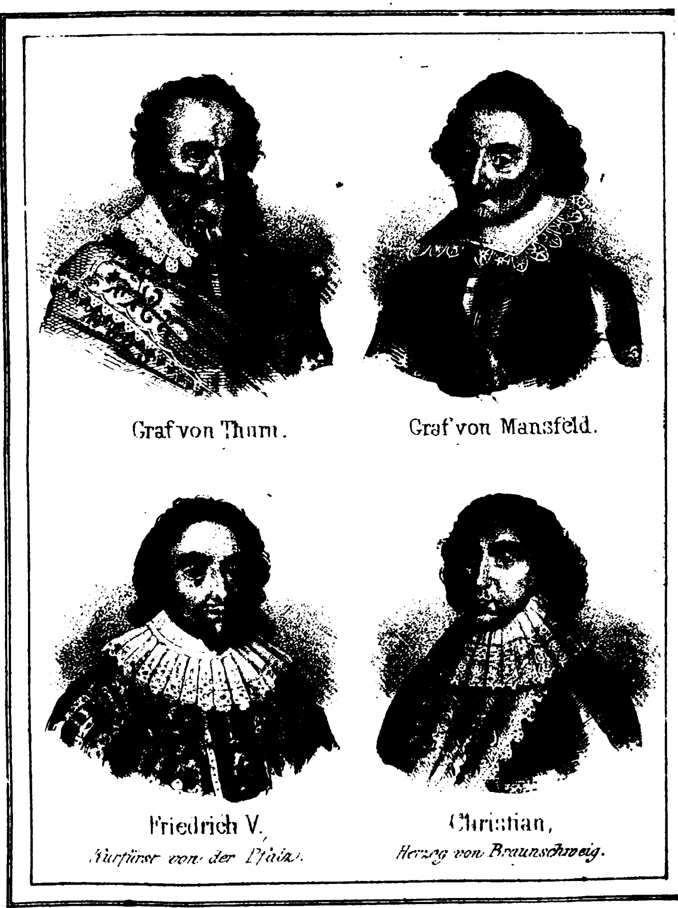
aber benutzte die Lage der Dinge und die Gunst der Verhältnisse nicht zu einem entscheidenden Schlage. Er hätte in die Stadt, wo er schon Einverständnisse mit den Bürgern hatte, dringen und sich selbst der Person Ferdinands bemeistern können. Es wäre dadurch dem Katholicismus sein Haupt entzogen worden und die Sachen desselben hätten in Schwäche und Verwirrung gerathen müssen. Aber der Graf von Thurn will, wie die Protestanten immer, zu gewaltsamen Mitteln, wenn sie nicht gerade durch eine ganz unabweisbare Nothwendigkeit und durch die Pflicht der Selbsterhaltung geboten zu sein scheinen, seine Zuflucht nicht nehmen. Welche Entschlossenheit und welche Keckheit, welches Absehen von der Art und Weise, wie etwas gewonnen wird, wenn es nur überhaupt gewonnen wird, erscheinet dagegen auf Seiten des Katholicismus, besonders wo er von dem Geiste der Jesuiten geleitet wird! Da sind Versprechungen und Schwüre, Vertrag, Herkommen und Gesetz, erworbenes oder angeerbtes Recht, Leben und Tod, Alles zusammen oder einzeln, nichts, wenn es die Sache der Kirche gilt.

Der Graf von Thurn nimmt den König nicht gefangen, weil er es nicht will, und er will es nicht, weil er eine solche Gewaltthat für die Sache des Protestantismus nicht als unabweisbar nothwendig ansieht, weil er dieser Sache so wenig, als es nur immer geht, den Stempel der Gewalt aufdrücken will. Er trat also in Unterhandlung mit den Ständen: sie sollten eine Union mit Böhmen schließen, eine Union, welche eine völlige Gleichheit zwischen Katholiken und Protestanten in den unirten Landen hervorbringe, und einen Zustand erzeuge, in dem man vor den Jesuiten Ruhe und Sicherheit habe. Eine solche Union zu schließen, sind nicht allein die protestantischen Stände Nieder-Oestreichs, von denen die Böhmen mit

Sehnsucht erwartet worden sind, wohl geneigt, sondern selbst die katholischen zeigen sich nicht abgeneigt. Indessen mag die Geneigtheit, welche von ihnen gezeigt ward, allerdings mehr durch die drohende Nähe der Böhmen erzeugt als aus dem eigenen Innern gekommen sein. Die Stände stehen auf dem Puncte, die Union zu schließen. Ferdinand soll dazu seine landesfürstliche Genehmigung geben und es erscheint deshalb am 11. Juni 1619 eine ständische Deputation auf der Hofburg. Ferdinand ward heftig gedrängt, seine Zustimmung zu diesem Bunde Oestreichs mit Böhmen zu geben. Freilich konnte sie nicht wohl von ihm gegeben werden. Die Entwürfe und Plane der Häupter der Utraquisten konnten ihm nicht unbekannt sein. Sie gingen zu deutlich daraus hervor, daß ihm auf seine Anträge, die Freiheiten und Privilegien zu bestätigen, gar keine Antwort ertheilt worden. Eine Einwilligung in den böhmischen Bund hieß kaum weniger als eine Entäußerung des Herrnrechtes über Oestreich. Also setzte Ferdinand standhafte Weigerung dem Verlangen der Stände entgegen. Es kam darüber zu dem heftigsten Wortwechsel und besonders zeichnete sich Andreas Thonradel, Herr von Obergassing, durch die harten Worte, die er brauchte, aus. Nach späteren Berichten soll er sogar gewagt haben, den König anzufassen. Der Augenblick war jedes Falles kritisch und setzte die Standhaftigkeit Ferdinands auf eine harte Probe. Denn die Stände und die Bürger von Wien waren in der größten Aufregung, die Böhmen nah und Ferdinand fast sonder allen Schutz, wenn es noch zu Gewalthandlungen kommen sollte. Da erschien der Oberst Saint Hilaire, von Dampierre dem König zu Hülfe gesendet, mit fünfhundert Reitern in der Stadt durch ein Thor, welches der Graf von Thurn nicht hatte sperren können. Der Ungestüm der Stände hatte nun

mit einem Schlage ein Ende, ja sie stoben angstvoll aus dem Schlosse, aus der Stadt hinaus. Sogleich änderten sich die Umstände; die katholischen Einwohner Wiens ermuthigten sich und griffen nun auch zu den Waffen. Immer aber hätte der Graf von Thurn durch rasche und zufahrende Entschlossenheit mit seiner so überlegenen Streitkraft der Sache eine andere Wendung geben können. Auch blieb er in seiner Stellung noch mehrere Tage, und beschoß Wien, daß die Kugeln die Hofburg erreichten. Dieses konnte indessen zu nichts führen, nur ein verwegener Gewaltstreich, zu dem der Graf nicht entschlossen, konnte hier frommen. Der Unentschlossenheit, in welcher Thurn geschwebt haben mag, machten Nachrichten aus Böhmen unerwartet ein Ende. Mannsfeld hatte sich am 10. Juni 1619 unvorsichtig und mit unzulänglicher Macht bei Zeblot in ein Treffen mit Bouquoi eingelassen, in dem er eine gänzliche Niederlage erlitt. Der Schreck vergrößerte den Directoren zu Prag die Gefahr, in welcher sie nun schwebten. Zunächst ihre persönliche Sicherheit ins Auge fassend, boten sie die gesammte böhmische Macht gegen Bouquoi auf, riefen auch den Grafen von Thurn von Wien zurück. Derselbe hub darauf am 22. Juni die Einschließung Wiens auf und zog nach Böhmen zurück. Der Sieg aber, über den die Directoren von Prag so heftig erschrocken, hatte in seinen Folgen nichts zu bedeuten. Dampierre und Bouquoi waren weder stark genug, um einen entscheidenden Schlag zu führen, noch auch in gehöriger Eintracht.

Ferdinand konnte nun sicher nach Frankfurt a. M. reisen, wohin der Kurfürst von Mainz den Königswahltag auf den 10. Juli ausgeschrieben. Den kaiserlichen Thron, den seine Ahnen so lange besessen, wollte sich Ferdinand nicht entgehen lassen. Große Gedanken knüpfte er an dieses Kaiserthumes



Graf von Thurn.

Graf von Mansfeld.

Friedrich V., Kurfürst von der Pfalz.

Christian, Herzog von Braunschweig.

Lith. u. Druck v. Ed. Pietzsch & C.o in Dresden.



Besitz für die Kirche sowohl und den Glauben, dem er mit dem größten Eifer ergeben, als auch für seine weltliche Stellung. Es mag in Ferdinands Seele sich zeitig der Gedanke gestaltet haben, daß der Protestantismus sich nicht würde unterdrücken lassen, wenn nicht dem Kaiserthume eine größere Macht und ein größerer Umfang gegeben werde. Mit diesem Gedanken hatte es auch seine vollständige Richtigkeit. So lange das Reich so vielköpfig war, wie jetzo, so lange die Fürsten und Stände so unabhängig, wie jetzo, war an die allgemeine Unterdrückung des Protestantismus in dem Reiche nicht zu denken. Schon sein religiöser Eifer forderte daher den König auf, an große Umwälzungen zu denken. Politische und religiös-kirchliche Entwürfe mußten in seiner Seele sich mit innerer Nothwendigkeit zusammenfinden. Es kam zunächst darauf an, die Kaiserwahl auf sich zu leiten.

Indessen schied Ferdinand von seinen Erblanden und den Königreichen, die er durch Wahl gewonnen, unter den trübsten Aussichten, die für die großen Entwürfe seiner Seele wenig versprachen. Böhmen war offen von ihm abgefallen, die böhmischen Nebenlande und Oestreich schienen auf dem Puncte zu stehen, einen gleichen Weg zu betreten. Selbst in Steiermark, Kärnthen und Krain war Unruhe und Bewegung, Bewegung nicht minder in Ungarn. Die Protestanten, theils die, welche es noch waren, theils die, welche jüngst erst äußerlich zum Katholicismus zurückgebracht worden, in vielen jener Lande die Mehrzahl der Menschen bildend, hatte Ferdinand als seine Feinde zu betrachten, die sich seines Herrnthumes, wo es noch nicht geschehen, bei der ersten günstigen Gelegenheit zu erledigen gedachten.

Fünftes Kapitel.

In den letzten Lebenstagen des Kaisers Matthias war die Aufmerksamkeit der Menschen auf die Ereignisse in den östreichischen Landen hauptsächlich gerichtet gewesen. Allenthalben ward die hohe Wichtigkeit und Bedeutung derselben gefühlt. Indessen stärker und bestimmter ward sie auf katholischer Seite gefühlt als auf der protestantischen. Denn auf der erstern war man, besonders durch die Vorgänge in Böhmen, in Furcht gesetzt, auf der andern von Hoffnungen bewegt worden. Es pflegt aber der Mensch heftiger von der Furcht aufgeregt zu werden als von der Hoffnung. So geschiehet, daß während dieser Vorgänge der Katholicismus sich thätiger und lebendiger zeigt als der Protestantismus. Es hat sich der erstere seit einiger Zeit im Glück und im Angriff befunden. Unerwartet ist ihm die böhmische Revolution entgegengetreten und das Glück, dessen immer günstigere Gestaltung gehofft worden, scheinet plötzlich in um so größeres Unglück umschlagen zu wollen, als stolze Zuversicht einen solchen Gang der Dinge kaum noch für möglich gehalten. Je unerwarteter der Schlag von Böhmen her dem Katholicismus ist, je wichtiger er in seinen Folgen zu werden drohet, um desto größer wird Angst und Besorgniß. Ein Gefühl, das Gefühl, daß man zusammenstehen, innig zusammenstehen müsse, wenn der Tag des Unterganges nicht nahe herantreten sollte, bemeistert sich der katholischen Fürsten und Stände Deutschlands. Wenn die Böhmen ihre Sache hinausführen, wenn die deutsche Linie des Hauses

Spanien-Habsburg entweder seiner Lande ganz verlustig gehet, oder sie nur unter so schweren, von den protestantischen Ständen vorgeschriebenen Bedingungen erhält, daß ihr alle Mittel, gegen den Protestantismus aufzutreten, abgeschnitten und benommen, wenn in dem ganzen Süd-Osten des Reichs, in Böhmen, Mähren, Schlesien, Lausitz, Oestreich, Steiermark, Kärnthen und Krain der Protestantismus obsiegen sollte, so ist dem Katholicismus in allen übrigen Theilen des Reiches kaum noch ein langes Leben zu prophezeien. Diese Ueberzeugung hat die Katholiken Deutschlands durchdrungen und sie handeln derselben gemäß.

Gewissermaßen an der Spitze derselben steht Herzog Maximilian I. von Baiern, ein Mann, der in der Regierung seines Landes sich mit Verstand, Umsicht und Kraft benimmt, dem in allen anderen Stücken der Geist der deutschen Biederkeit, der Mäßigung und der Gerechtigkeit innewohnet, der aber, wenn es die Sache des Katholicismus gilt, wenn es gilt, gegen Protestanten zu handeln, gänzlich verlassen wird von diesen schönen Eigenschaften. Maximilian I. ist eine ursprünglich reine und deutsche Natur, deren sich die Jesuiten ganz bemeistert haben. Gegen die Protestanten giebt es in Maximilians Seele keine Billigkeit und kein Recht, kein Versprechen, keine Treue und keinen Schwur, nichts überhaupt, das nicht verletzt werden dürfe, ja verletzt werden müsse, wenn es von dem katholischen Interesse verlangt und begehrt wird. Sein scharfer und durchdringender Verstand hat ihn die böhmischen Ereignisse sogleich im richtigen Lichte sehen lassen. Er schreibt an Philipp III. von Spanien, an den römischen Stuhl, an alle Katholische, deren Gewicht ihm bedeutend erscheint, um sie aufmerksam zu machen auf die große Gefahr, sie zu Thaten und Anstrengungen zu befeuern.

Und seine Bemühungen blieben nicht erfolglos. Die katholische Liga beschloß auf dem Convente von Oberwesel schon am 26. Januar 1619 die Erneuerung des Bündnisses auf sechs Jahre. Wie sich in dem Verlaufe der Zeit die Sachen in Böhmen und in Oestreich immer bedenklicher gestalteten, dachten auch die Mitglieder der Liga immer ernstlicher an Krieg und Waffen. Maximilian I. war entschlossen, die deutsche Linie des Hauses Spanien-Habsburg nicht fallen zu lassen, weil mit ihrem Falle auch das Schicksal des Katholicismus in dem ganzen Reiche sich ungünstig wenden zu müssen schien. Maximilians Entschluß ward von den Mitgliedern der Liga getheilt und mußte von ihnen getheilt werden. Die geistlichen Fürsten und Herren, aus denen sie zum größten Theil bestand, mußten ja für das Haus Kaiser Ferdinands I. und für das katholische Herrnthum desselben schon deshalb mit der ängstlichen Sorge wachen, weil ihr eigener Fortbestand als Fürsten, als Herren im Reiche damit verknüpft war. Brach dieses Haus zusammen, so ging es mit dem ganzen deutschen Katholicismus zu Ende, und war es mit diesem zu Ende gegangen, so war es auch aus mit ihrer fürstlichen Stellung und mit ihrer fürstlichen Macht.

Indessen würde der Entschluß der Liga eine günstige Entscheidung der verworrenen Lage der Dinge für den Katholicismus schwerlich herbeigeführt haben, wenn ihm bei der protestantischen Union ein ähnlicher entgegengetreten wäre, wenn in derselben der ernste Wille gewesen, die Sache der Böhmen, weil sie zugleich die Sache des Protestantismus sei, zu ergreifen und sie mit den Waffen zu beschützen. Die Union hatte seit der Zeit, da ihrer zuletzt gedacht worden, geruht und gerastet. Die sehr günstigen Umstände, welche sich durch den Ausbruch der böhmischen Revolution darstellten, waren gänzlich

unbenutzt geblieben, ja man hatte mit keinem Gedanken, sie zu benutzen, gedacht. Ein rasches und kräftiges Auftreten mit den Waffen in dieser Zeit hätte dem Katholicismus in diesem Augenblicke Untergang bringen müssen. Aber ein solches Auftreten liegt ganz außerhalb des Gedankenkreises der deutschen Protestanten. Viel zu groß ist ihre Achtung vor dem Bestehenden, vor dem Gesetz, vor Treu und Glauben, vor dem Reiche und seiner Ordnung, als daß sie so verwegene und dem Herkömmlichen und Gesetzlichen auf den Nacken tretende Entschlüsse, wie sie nothwendig waren, um dem Protestantismus, dem deutschen National-Glauben, über den fremden Glauben, den Katholicismus, noch zu einem äußerlichen und vollständigen Triumphe zu verhelfen, nicht selbst als die schwersten Verbrechen hätten ansehen sollen. Diese Achtung des Bestehenden, des Herkömmlichen und Gesetzlichen ist ganz der Würde und Hoheit des deutschen Characters gemäß. Mit wie viel größerer Leichtigkeit aber setzt sich dagegen die katholische Partei über die Mittel und Wege, auf denen etwas gewonnen wird, hinweg! Wie hat man hier immer nur hauptsächlich das im Auge, daß überhaupt etwas gewonnen und erreicht wird! Die protestantische Union, welche für das eigentliche Reich die böhmische Revolution unbenutzt vorübergehen läßt, hat auch den Entschluß, dieselbe um jeden Preis und mit allen Kräften zu vertheidigen, nicht gefaßt. Nur ist der Fürst, der gewissermaßen als das Haupt der Union betrachtet werden konnte, Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz, zeitig, bald nach dem Prager Fenstersturze, mit den Häuptern der Utraquisten in Zusammenhang getreten und fördert ihre Sache wo er kann. Aber seine Gedanken sind nicht die Gedanken auch der Mitglieder der Union, wie die Gedanken Maximilians von Baiern auch die Gedanken der Mitglieder der Liga sind.

Die Fürsten und Stände des Reiches waren von der Aufmerksamkeit auf den Gang der Sachen in Böhmen und seinen Nebenlanden abgezogen worden durch den Tod des Kaisers Matthias, welcher die Frage, wer nun den kaiserlichen Thron besteigen sollte, aufbrachte. Es war dem protestantischen Interesse gemäß, König Ferdinand nicht auf denselben gelangen zu lassen. Denn zu deutlich hatte er sich stets als einen Erzfeind der Reformation und des Protestantismus erwiesen. Gelang es Ferdinand nicht, die Kaiserwahl auf sich zu lenken, so war ein neuer Schlag seiner Sache beigebracht. Zwar nicht die Macht, aber doch das Ansehn des Kaiserthums galt noch etwas in der Welt. Sahen die Böhmen, daß Ferdinand auch das Kaiserthum, welches die freie Wahl des Reiches seit so langer Zeit bei seinem Hause behalten, verlor, so mußte der Muth, ihm entgegenzutreten, wachsen und steigen.

Das Interesse des Protestantismus also begehrte die Ausschließung Ferdinands von dem Throne. Kein Erbrecht sprach hier für ihn, selbst eine Rücksicht der Billigkeit, weil doch seine Ahnen schon seit so langer Zeit den deutschen Kaiserthron besessen, konnte hier von ihm in Anspruch genommen werden. Denn das Reich hatte ein vollkommenes und durch nichts eingeschränktes Wahlrecht. Mit dem Interesse des Protestantismus stimmte die Lage der Sachen genau zusammen. Das protestantische Deutschland verlangte einen protestantischen Kaiser. Protestantisch war Deutschland jetzo noch in der Mehrzahl seiner Bewohner, obwohl bereits, und zwar durch die gewaltsamsten Maßregeln, ein Theil der Menschen in den Schooß des römischen Kirchenthums zurückgetrieben worden. Die Nation selbst war in ihrer Mehrzahl protestantisch und naturgemäß war es also, daß ein protestantischer Kaiser über sie gestellt ward. Auch die Mehrzahl der weltlichen Für-

sten, der, welche allein Fürsten des Reiches hätten sein sollen, wenn die Gestaltung dieses Reiches in früheren Jahrhunderten eine natur-, vernunft- und staatsgemäße gewesen, war es ebenfalls. Aber die Gestaltung dieses Reiches in früheren Jahrhunderten, die jetzt als das Herkömmliche und Gesetzmäßige bestand, war eben nicht natur-, vernunft- und staatsgemäß gewesen. Das Reich hatte in den Erzbischöfen, Bischöfen und Prälaten Fürsten, die es niemals hätten werden sollen. Indem sie nun aber einmal als solche dastanden, war es herbeigeführt, daß zwischen der Nation und ihren Fürsten ein richtiges Verhältniß nicht mehr bestand. Die Nation war in ihrer Mehrheit protestantisch, die Fürsten aber waren es in ihrer Mehrheit nicht, weil unter ihnen der Erzbischöfe, Bischöfe und Prälaten so viele waren.

Dieses Verhältniß, ein Verhältniß, das niemals hätte entstehen sollen, das nicht entstanden wäre, wenn das römische Kirchenthum des Mittelalters nicht seine eigene Natur auf das härteste verkannt, sich nicht zu einer weltlichen Macht zu machen gestrebt, dieses Verhältniß, das schon in so vielen anderen Puncten sich der Reformation höchst nachtheilig erwiesen und der kirchlichen Vereinigung der deutschen Nation im Schooße des evangelischen Katholicismus hindernd entgegengetreten ist, macht sich auch bei der Kaiserwahl in derselben Weise bemerkbar. Von den Kurfürsten sind drei, Mainz, Köln und Trier, geistlich-katholische Fürsten, die Ferdinands Sache als ihre eigene betrachten. Die Sache der Mehrzahl der deutschen Nation, die im Protestantismus ruhet, ist sie freilich nicht. Was kümmert das diese geistliche Fürsten, die auf weiter nichts als auf Rom und den Katholicismus achten! Eine andere Kurstimme hat das Königreich Böhmen und diese befindet sich in den Händen Ferdinands selbst, wenn man ihn

als rechtmäßigen König Böhmens betrachtet. So bleiben für die Wahrung der National-Sache, des Protestantismus, in dem Kurfürstenrathe nur die drei Stimmen von Sachsen, Brandenburg und Kur-Pfalz übrig. Die Mehrzahl, die bei weitem größere Mehrzahl der Nation, die protestantische, ist in dem Kurfürstenrathe nur durch eine Minderzahl von Stimmen repräsentirt. Von diesen protestantischen Kurfürsten nun hatte Johann Georg I. von Sachsen schon vorlängst das Versprechen gegeben, seine Wahlstimme auf Ferdinand fallen zu lassen. Als Grund dieses Verfahrens wird gewöhnlich nur die Ergebenheit Sachsens gegen das kaiserliche Haus angeführt. Es gehet indessen in anderen Dingen diese Ergebenheit nicht so weit, daß das Interesse des Protestantismus dabei aufgegeben würde. Also mögen wohl andere Gründe Statt gefunden haben. Der Kurfürst verspricht Ferdinand im Voraus seine Stimme, weil er voraussieht, daß Ferdinands Wahl so nicht abgewendet werden könne, da die katholischen Kurfürsten-Stimmen ihm sicher sind. Abgewendet könnte diese Wahl nur werden durch ein gewaltsames Auftreten gegen die geistlichen Kurfürsten. Jedes gewaltsame Auftreten aber, jedes Handeln gegen das Herkömmliche und gesetzlich Bestehende, selbst wenn dieses auf einem schlechten und unnatürlichen Boden stehet, ist dem Kurfürsten zuwider, und mit ihm, hier mehr, dort weniger, der gesammten protestantischen Welt. Kur-Brandenburg folgt im Ganzen genommen demselben Zuge wie Kur-Sachsen.

Nur Friedrich V. von Kur-Pfalz hat einen Versuch gemacht, die Wahl Ferdinands abzuwenden. Aber auch sein Versuch schreitet auf dem Wege der Ordnung und des Gesetzes einher. Mit Mainz, Kur-Sachsen und Kur-Brandenburg hat er viel und lange unterhandelt, damit ein anderer,

wenn auch ein anderer katholischer König als Ferdinand gewählt werde. Man solle, rieth er eifrig seinen Mit-Kurfürsten, endlich einmal den Kaiser aus einem andern Stamme wählen, damit das kaiserliche Haus nicht das Reich als sein Erbe betrachten lerne. Maximilian I. von Baiern oder auch den Herzog von Savoien schlug er als König vor. Am liebsten wäre es Friedrich V. von der Pfalz gewesen, wenn, da da wegen der geistlichen Kurfürsten nun einmal keine Hoffnung war, einen protestantischen Kaiser zu erhalten, Maximilian I. von Baiern auf den deutschen Thron hätte gebracht werden können. Denn dadurch wäre höchstwahrscheinlicherweise das Haus Baiern und das Haus Oestreich, die beiden bedeutendsten unter den weltlichen Fürsten des Reiches, die katholisch geblieben, in einen tödtlichen Haß gegen einander gesetzt worden. Dieser Zwiespalt der katholischen Kräfte Deutschlands mußte dann wohl dem Protestantismus zu Gute kommen. So rechnete Friedrich V. von der Pfalz und darum strebte er, seine Rechnung zur That zu machen.

Es gelang aber nicht, denn was er wollte, lag zu deutlich auf der flachen Hand, als daß die katholische Partei es nicht hätte wahrnehmen sollen. Maximilian I. von Baiern selbst zeigte niemals eine klare Geneigtheit, auf den Entwurf Friedrichs V. einzugehen. Er unterhandelte nur, wie früher, um besser alle Gedanken der Widerpart zu erfahren. Die geistlichen Kurfürsten blieben Ferdinand treu. Sachsen und Brandenburg sahen, daß, wenn man nicht mit Gewalt aufschreiten wollte, was sie nicht wollten, Ferdinand genommen werden müsse. So geschah, daß Mainz, Köln, Trier, Sachsen und Brandenburg für Ferdinand stimmten, Kur-Pfalz sich nun auch der Mehrheit der Stimmen anschloß und Ferdinand am 28. Aug. 1619 zum deutschen Kaiser gewählt ward.

Er hatte dabei nicht einmal nöthig gehabt, sich, als König von Böhmen, wie er es reichsgesetzlich konnte, die Stimme zu geben, da die Mehrheit bereits für ihn entschieden.

Die Böhmen hatten wenigstens versucht, die Wahl Ferdinands zum Kaiser der Deutschen zu hindern. Zuerst schrieb das Directorium an den Kurfürsten von Mainz. Sie protestirten im Voraus, wenn Ferdinand die böhmische Wahlstimme würde ausüben wollen, denn das Wahlrecht hafte nicht auf der Person des Königs, sondern auf dem Reiche Böhmen und seinen Ständen. Nun sei aber Ferdinand, geben sie zu verstehen, gar nicht mehr als König von Böhmen zu betrachten. Die deutschen Fürsten sollten daher die Kaiserwahl aufschieben, bis das Kurfürsten = Collegium wieder durch einen rechten König von Böhmen vollständig gemacht worden. Da der Kur = Erzkanzler die böhmische Eingabe ganz von der Hand wies, wendeten sich die Böhmen mit einem ähnlichen Schreiben an das gesammte Kur = Kollegium. In diesem zweiten Schreiben traten sie viel deutlicher gegen Ferdinand auf und behaupteten, daß seine Königswahl in Böhmen in so ungesetzlicher Weise vor sich gegangen, daß sie gar nicht als rechtsgültig und rechtskräftig angesehen werden könnte. Sie sei durch Drohungen und andere unziemliche Mittel erreicht worden. Auch könne dem alten Herkommen gemäß ein König, wie doch geschehen, gar nicht von den Ständen Böhmens allein erwählt werden. Er müsse zugleich mit von den Ständen der böhmischen Nebenlande erwählt sein. Die Edlen Berka von Duba, Smilo von Michalowitz und Johann von Arnoltstein sind auf den Königswahltag der Deutschen gesendet worden, um der böhmischen Interessen zu wahren. Die Böhmen werden indessen zu Frankfurt gar nicht gehört. Die Kurfürsten, auch die protestantischen, mit Ausnahme Frie-

drichs V. von der Pfalz, sind der böhmischen Sache ungeneigt. Selbst die protestantischen sind es, weil die Böhmen mit einer Revolution gegen die fürstliche Gewalt aufgetreten sind. Soll diese Revolution auch zum Vortheil des Protestantismus ausschlagen, ungern siehet man es doch von Seiten der protestantischen Fürsten, daß sie offenbar auch mit gegen die fürstliche Gewalt, die hier sich in Ferdinand darstellt, gerichtet ist. Die böhmischen Abgeordneten legen eine vergebliche Protestation gegen Ferdinands Wahl ein. Am 9. Septbr. 1619 ward derselbe herkömmlich gekrönt.

Unterdessen hatten die Böhmen zu Prag einen Landtag eröffnet, zu dem sie auch die Stände von Mähren, Schlesien und der Lausitz zogen. Aber nur Protestanten bildeten den Landtag und da derselbe somit nicht alle in diesen Landen zur Standschaft Berechtigten, sondern nur die protestantischen Stände umfaßte, konnten seine Handlungen freilich nicht, schon aus diesem Grunde nicht, als vollkommen recht und gesetzmäßig betrachtet werden. Die Protestanten, welche allerdings die Mehrzahl der Stände in den böhmischen Landen bilden, einmal auf den revolutionairen Weg gestoßen, gehen in demselben fort und betrachten sich allein als den Staat, nehmen sich somit auch das Recht, diesen Staat nach ihrem Willen und nach ihren Interessen zu gestalten. Auf diesem Landtage nun ist es, daß der Entwurf, in dem Herzen Europa's ein neues, auf dem Protestantismus ruhendes Reich aufzubauen, klar hervortritt. Die Stände der vier Lande schließen am 31. Juli 1619 eine immerwährende Föderation unter einander. In dem Eingange der Bundesurkunde berufen sie sich auf das ihnen schon von Matthias ertheilte Recht, solche Föderation aufzurichten. Da sie aber wegen bösen Practiken nicht vollständig habe in das Leben geführt werden können,

da auf Zerstörung des Friedens der Lande, auf Umsturz der Majestätsbriefe und Privilegien, auf Unterdrückung der protestantischen Religion gearbeitet, ja die Lande sogar auf die grausamste Weise mit den Waffen heimgesucht worden, besonders von dem König Ferdinand, wollten sie nunmehro besagte Föderation für immer und ewige Zeiten aufrichten zum Schutz aller Länder, Stände und Einwohner derselben ohne Unterschied des Glaubens, zu Aufrechthaltung durchgehender Gleichheit, der Privilegien, Freiheiten und wohlhergebrachter Gewohnheiten.

Die Protestanten sind klug genug, den Katholischen in diesen Landen nicht eine Zukunft, in welcher nun sie gedrückt und verfolgt würden, zu eröffnen. Deshalb wird mehreremals von der Freiheit und Gleichheit gesprochen, welche für Alle Statt finden soll. Aber ob sie auch das zu halten mögen gesonnen gewesen sein, so soll doch die Gewalt in dem neuen Reiche bei den Protestanten sein, der Katholicismus sich mit einer Stellung begnügen müssen, welche mehr eine tolerirte als eine herrschende ist.

In den Bundesartikeln selbst, deren einhundert sind, wird gleich von vorn herein des Königs ohne weiteren Zusatz gedacht. Der König soll in diese Föderation eingeschlossen sein, so fern er die Majestätsbriefe, Privilegien und diese Föderation selbst in guter Obacht hält, keine Jesuiten und Ausländer um sich hat, und solche weder innerhalb noch außerhalb des Staates als seine Diener und Beamte braucht. Schon an diesen Bestimmungen bemerkt man in der Versammlung, welche zum bei weitem größern Theile aus Adel besteht, ein Streben nach großer Freiheit, nach Selbstständigkeit und Einschränkung der königlichen Macht, welches sich nun in den anderen Schlüssen noch weit mehr offenbart. Mit dem König aber,

dessen Erwähnung gethan wird, ist offenbar nicht Ferdinand gemeint, welchen die Böhmen schon in der Eingabe an die deutschen Kurfürsten als ordnungswidrig gewählt und nicht als ihren König betrachteten, der in dem Eingange der Bundesurkunde bereits ziemlich deutlich als ein Tyrann bezeichnet ward, sondern der neue, erst zu wählende König.

Die übrigen Artikel des aufgerichteten Bundes sind in so weit von einer großen geschichtlichen Wichtigkeit, als in ihnen die Plane und Entwürfe der Häupter der böhmischen Utraquisten ganz offen an den Tag treten und man das Bild dessen empfängt, was geworden und entstanden wäre, wenn ihnen die Sache glücklich ausgegangen. Zuerst haben sie es darauf abgesehen, den Protestantismus der Augsburgischen und Böhmischen Confession zur herrschenden Kirche in dem neuzubildenden Reiche zu machen, neben welcher der Katholicismus eine ziemlich demüthige Stellung annehmen soll. Darum bleiben die Jesuiten auf ewige Zeiten aus dem Reiche verbannt, sollen unter keinem Vorwand zurückgeführt werden. Schlichen sie sich in einen anderen Orden ein, so sollen dessen Güter eingezogen und dessen Privilegien vernichtet sein. Neue Orden dürfen ebenfalls in die unirten Lande nicht gebracht, Fremde als Bischöfe, Aebte und dergleichen in der römischen Kirche der unirten Lande nicht angestellt werden. Alle verfallene katholische Klöster und Kirchen werden sammt Gut und Einkommen dem Protestantismus zu Kirche und Schule überwiesen. Der Majestätsbrief wird auch auf Mähren und Lausitz ausgedehnt und seine Bedeutung für künftige Zweifel sicher gestellt. Er giebt die Freiheit des protestantischen Cultus überhaupt allen und jeden Menschen in den unirten Landen ohne eine denkbare Einschränkung. Alle Römisch-Katholische haben die Haltung des Majestätsbriefes zu beschwören und

zu geloben, alle demselben entgegenlaufende Schlüsse des römischen Kirchenthums nicht anzuerkennen. Die Römisch-Katholischen, die weder das noch diesen Bund selbst beschwören wollen, haben sofort das Land zu räumen. Katholische Prälaten, die das nicht thun wollen, verlieren das Recht, auf den Landtagen zu erscheinen. Alle Gerichtsbarkeit Römisch-Katholischer über Protestanten, geistliche sowohl als auch weltliche, hört auf. Alle höhere Staatsämter, die Oberst-Burggrafschaft und die Burggrafschaften Böhmens, die Landes-Hauptmannschaft Mährens, die Ober-Haupt-Mannschaft Schlesiens, die Landvoigteien der Lausitz können in Zukunft nur noch mit Protestanten besetzt werden. In welchen Städten die Rathsstellen bis jetzt nur in den Händen der Römischen gewesen, da sollen sie künftig zwischen Katholiken und Protestanten getheilt sein, der Bürgermeister muß aber stets evangelischen Glaubens sein. In Prag aber und in allen andern Städten, „wo die Menge der Evangelischen ist", wie die Urkunde sagt, sollen Stellen und Aemter auf ewige Zeiten nur mit Evangelischen besetzt werden dürfen. Alle Gewohnheiten und Privilegien, die entgegenstehen, werden für null und nichtig erklärt. Dieses nun ausgenommen solle eine Gleichstellung zwischen Evangelischen und Katholischen Statt finden. Aber man siehet sogleich, daß der Katholicismus doch eigentlich nicht mehr gleichgestellt war. Er wird fortan nur noch als tolerirt in dem Reiche erscheinen, die Macht und Gewalt wird bei dem Protestantismus sein, wenn diese Schlüsse zur Verwirklichung gebracht werden können.

Ein anderer Theil aber der Bundesurkunde betrifft nicht die religiös-kirchlichen, sondern die politischen Verhältnisse der Lande. Der Adel Böhmens benutzt die Gelegenheit und die Zeit, wo die anordnende Macht ganz in seinen eigenen Hän-

den ruhet, die Gewalt des künftigen Königs so viel als möglich einzuschränken. Es sind zum guten Theil Menschen von slavischem Stamme, welche diese Artikel aufsetzen. Das Beispiel ihrer Brüder, des Adels in Polen, scheint vor ihren Seelen zu stehen. Es ist als wollten sie ein Reich bilden wie das polnische, in dem das Königthum sehr wenig und die Stände, unter denen ja der Adel wieder die bedeutendste Rolle spielt, sehr viel sind.

Die böhmische Krone soll von nun an nur durch vollkommen freie Wahl der Stände vergeben werden und niemals, außer wenn die Stände es selbst nothwendig erachten, bei Lebzeiten eines Königs ihm ein Nachfolger designirt werden. Zu einer Königswahl werden künftig die übrigen Lande von Böhmen berufen; es darf kein König, außer von den vereinigten Ständen, gewählt werden. Die angesehenen Staatsämter werden von den Ständen besetzt und der König hat nur das Bestätigungsrecht. Auch soll derselbe weder Krieg anfangen, noch Truppen werben, noch Festungen aufrichten, noch Besatzungen einlegen, noch Gelder aufnehmen dürfen ohne die Einwilligung der Stände. Was von denselben auf die königlichen Vorträge beschlossen worden, dabei soll es immer verbleiben; Einwendungen, die wieder von Seiten des Königs dagegen gemacht werden, brauchen von den Ständen, wenn sie es nicht wollen, auch nicht beachtet zu werden. Kein königlicher Befehl, der wider die Rechte der Stände und den Inhalt dieses Bundes läuft, soll von den Beamten vollzogen werden und Niemand ist gehalten, einem solchen Gehorsam zu leisten. Wenn ein König dem Majestätsbrief oder diesen Bundesartikeln zuwider handelt, so sind die Stände aller ihrer Verpflichtungen quitt und ledig, und was sie dann auch gegen ihn vornehmen sollten, darf nicht als Beleidigung der

königlichen Majestät angesehen werden. Die katholischen Stände sollen aller dieser Rechte und Freiheiten auch theilhaftig sein, dafern sie auf den Majestätsbrief und diesen Bund selbst schwören.

Zu dessen Aufrechthaltung soll in jeglichem Lande ein Defensorium errichtet werden. An die Defensoren seines Landes hat sich jeder zu wenden, der in dem Majestätsbriefe oder in diesem Bunde verletzt zu sein glaubt. Die Defensoren haben sich dann an den König zu wenden, damit die geschehene Unbill abgestellt werde. Wird sie in Gutem nicht abgestellt, so kommt eine General-Versammlung der Defensoren aller böhmischen Lande zusammen. Das Recht, diese zu berufen, stehet den Defensoren des eigentlichen Königreichs Böhmen zu. Die General-Versammlung hat nun noch alle denkbare Mittel anzuwenden, um die Sache in Glimpf beizulegen. Kann das nicht erreicht werden, so ist der Fall der Defension, der Vertheidigung, da, d. h. die Stände haben, da der König den Bund gebrochen und nun gar nicht mehr ein gesetzmäßiger König ist, das Recht, zu den Waffen zu greifen. Hiezu soll eine bewaffnete Macht und zwar nicht aus fremdem geworbenen Volk, sondern aus Einheimischen aufgerichtet werden. Selbst die Bauern sollen in den Waffen geübt werden, diese Waffen jedoch in Aufbewahrung der Obrigkeit sein. Ein General soll über den ganzen Bund, ein General-Lieutenant über jedes einzelne Land bestellt werden, damit jedes für sich gerüstet sei, den Angriff eines innern oder äußern Feindes so lange aufzuhalten, bis die Hülfe von den andern Ländern gekommen ist. Die Defensoren haben auch die nöthige Munition anzuschaffen und können zu dem Behuf Steuern und Contributionen erheben. Katholischen Stiftern, welche sich weigern, die Haltung des Majestätsbriefes und des Bundes zu beschwören,

sollen die Güter sogleich zum Besten des Defensionswerkes eingezogen werden. Die General-Versammlung der Defensoren versammelt sich alle Jahre einmal.

Diese Schlüsse nun sind eine nicht unwichtige Erscheinung in der Geschichte. Eine Kühnheit und Entschlossenheit, wie sie bei den Protestanten des eigentlichen Deutschlands jetzo durchaus nicht zu finden ist, tritt bei diesem böhmischen Reichstage, der zum guten Theile aus Slaven besteht, hervor. Ueber alle bestehende Verhältnisse und Rechte setzen sie sich keck hinweg. Es giebt für sie nur ein Rechtes, die Verthei-digung, Aufrechterhaltung, Herrschaft des Protestantismus. Wenn in den deutschen Protestanten in entscheidenden Momenten dieselbe Gesinnung gewesen, der Katholicismus hätte in dem Reiche untergehen müssen. Die Schlüsse sind aber auch in politischer Beziehung von Wichtigkeit. Sehr bedeutend erweiterten die Stände dem Königthume gegenüber ihre Gewalt, so bedeutend, daß von diesem kaum mehr als ein Schatten übrig blieb. Neben die königliche Regierung stellten sie in dem Defensorium noch eine andere von jener ganz unabhängige Gewalt. Ein ganz seltsamer Staat, einer, der kaum besser als der polnische, würde dadurch entstanden sein. Es war nicht gerade klug von den Böhmen, daß sie in einer Zeit, wo Kraft und Zusammenhang in dem Staate sein mußte, der nur durch ein starkes Königthum gegeben werden kann, dieses Uebermaß von Freiheit aufstellten. Die fürstliche Gesinnung überhaupt mußte durch dieses Uebermaß ständischer Freiheit gegen die Böhmen aufgeregt werden. Auch darum fand die böhmische Sache bei den deutschen Protestanten so geringen Anklang, weil sie zu heftig an die fürstliche Gesinnung gestoßen. Auch das konnte sie denselben nicht empfehlen, daß sie mit den Türken in Verbindung traten. Ein

böhmischer Abgeordneter, Heinrich Bitter, befindet sich an dem Hofe des Sultans, und, wie wenigstens der kaiserliche Gesandte berichtet, wollen die Böhmen sich der hohen Pforte für Hülfe gegen Ferdinand II. steuerpflichtig machen. Diese Nachricht muß indessen mit großem Mißtrauen betrachtet werden. Es kann leicht ersonnen sein, um die Böhmen bei den deutschen Protestanten verhaßt zu machen. Unterhandlungen aber zwischen Böhmen und der Pforte mögen allerdings Stattgefunden haben.

Der so seltsam gestaltete neue Staat scheint sich indessen noch erweitern zu wollen. Bereits am 16. Aug. 1619 traten auch die evangelischen Stände von Oestreich wieder mit Böhmen und seinen unirten Landen in eine Föderation. Sie ist zu Angriff und Vertheidigung gegen alle, welche die religiösen oder politischen Freiheiten eines der föderirten Lande verletzen würden, bestimmt. Jedes Unions-Land ist dann gehalten, dem bedrängten mit Hülfe beizuspringen. Die katholischen Stände, welche sich darum melden werden, sollen, wenn sie die Unions-Gesetze auch ihrerseits zu halten geloben, mit in die Föderation aufgenommen und des Schutzes derselben theilhaftig sein. Auf jedem Landtage soll die Föderation verlesen werden, damit sie immer jung und frisch in den Gemüthern bleibe, auch alle fünf Jahre eine Generalversammlung aller unirten und föderirten Lande gehalten werden. Schon in ihren ersten Tagen erweitert sich so der Bund und die Häupter der böhmischen Utraquisten mögen die kühnsten Erwartungen gefaßt haben. In dem Bündniß zwischen Böhmen und Oestreich wird des Königs Ferdinand gar nicht weiter gedacht. Es ist aber klar, daß es nur gegen ihn gerichtet ist und daß es weiter nichts als eines glücklichen Weiterganges der Sache bedarf, um abermals den Verlust eines Landes für den König herbeizuführen.

Unterdessen ist der böhmische Landtag mit derselben Kraft und Entschlossenheit, mit welcher er angefangen, weiter fortgegangen. Sie kommen leicht darüber hinweg, Ferdinand am 19. Aug. seines Rechtes auf die böhmische Krone für verlustig zu erklären, weil er gar nicht in ordnungsmäßiger Weise gewählt worden, sich widerrechtlich noch bei Kaiser Matthias Lebzeiten der Regierung bemeistert, sich als einen Erzfeind des protestantischen Glaubens, einen Erzfreund der Jesuiten erwiesen, den Majestätsbrief gebrochen, mit Spanien sich zu bösen Planen verbündet, Böhmen und Mähren sonder alles Recht mit wilden Kriegsbanden habe überziehen lassen. Hierauf kommt die Frage auf, wer zum König von Böhmen gewählt werden sollte. Denn man will bei dem Königthume stehen bleiben und obwohl mehrere Stimmen begehren, daß man Böhmen für eine Republik erklären solle, so gehen sie doch nicht durch. Eine Republik aber zu dieser Zeit und unter diesen Umständen würde nur eine vollständige Herrschaft der Stände geworden sein. Mehrere Fürsten werden vorgeschlagen und genannt.

Die Böhmen mußten mit Nothwendigkeit einen solchen Fürsten zum König wählen, der mit seiner eigenen Macht ihnen ein bedeutender Stützpunct werden konnte. Denn ein großer Kampf mit dem Katholicismus war vorauszusehen und unvermeidlich. Die Bewegung, in welche die katholische Welt schon durch den Anfang der böhmischen Sachen gekommen, läßt einen solchen und einen nicht leichten Kampf voraussehen. Nicht allein einen Fürsten, der schon selbst eine bedeutende Macht besitzt, sondern auch einen erfahrenen, umsichtigen, vor allen Dingen aber thätigen, entschlossenen, kriegerischen und hochsinnigen Mann muß man zum König wählen. Denn nur mit Entschlossenheit, mit Krieg und Kraft wird er sich

die böhmische Krone und den Böhmen den Stand der Dinge, den sie in ihrer Union aufgestellt haben, zu erhalten im Stande sein. Dieses begriffen die Böhmen nicht vollständig und das war der erste Nagel zu ihrem Sarge. Sie vergriffen sich zweitens in der Person, welche sie nahmen, und verrechneten sich in den Verhältnissen und das war der zweite Nagel des Sarges.

Unter den Genannten befand sich zuerst der Herzog von Savoien, Christian IV., König von Dänemark dann und Johann Georg I. endlich, Kurfürst von Sachsen. Man siehet aber von allen Dreien ab; von dem ersten Fürsten schon aus dem Grunde, weil er katholisch ist, von dem zweiten, weil er nach uneingeschränkter Fürstengewalt strebe und zu kriegerischen Sinnes sei. Der böhmische Adel will einen zu thatenrüstigen und kriegerischen Fürsten nicht, weil von einem solchen allerdings zu fürchten, daß er die engen Schranken, welche die Union um die königliche Gewalt gezogen, sich nicht lange würde gefallen lassen. Dabei vergißt derselbe Adel aber, daß ein thätiger und kriegerischer Mann allein die Revolution retten und sie zum thatsächlichen Recht machen konnte. Der Mensch, welcher sich nach allen möglichen und denkbaren Seiten hin mit einem Uebermaß von Vorsicht sicher stellen will, wird in der Regel darüber Alles verlieren. Von dem dritten Fürsten, von dem Kurfürsten von Sachsen, kann schon aus dem Grunde wenig auf dem böhmischen Königswahltage die Rede sein, weil er um die Krone gar nicht geworben. Auch würde sie Johann Georg I. wohl abgewiesen haben, wenn sie ihm von den Böhmen geboten worden. Es lag durchaus nicht in seiner Weise, in revolutionairer Weise aufzuschreiten, selbst wenn Glanz und Größe dem Hause Sachsen damit gewonnen werden könnte. Für

die Böhmen war es schlimm, daß Johann Georg I. von Sachsen nicht ein ganz anderer Mann war, als er es nun einmal war. Wenn ein kriegerischer, nach Glanz und Größe eifriger Fürst auf dem Kurstuhle Sachsens saß und die Böhmen ihn zum König wählten, so stand ihre Sache wohl fest und sicher. Die Kräfte Sachsens waren bedeutend, nachbarlich lagen Böhmen und Sachsen nebeneinander und würden durch die Erhebung des Kurfürsten auf den böhmischen Thron in Eins zusammengeflossen sein, das neue protestantische Reich damit sofort einen noch größern in sich zusammenhängenden Umfang gewonnen haben. Aber selbst wenn der Kurfürst ein solcher Mann gewesen, hätte der Adel Böhmens ihn schwerlich gewählt, denn einen Fürsten von Kraft und wahrhaft hohen Sinn wollten sie eben nicht. Sie wollten überhaupt zwei Dinge, welche ungemein schwer zu vereinigen waren, einen Fürsten, der sie nach Außen zu kräftig vertheidige, im Innern aber sich die übermäßigen Freiheiten und Rechte der Stände gefallen lasse.

Sie glaubten, daß Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz der Mann sei, der alle ihre Erwartungen erfüllen werde und wählten ihn am 26. Aug. 1619 zum König. Weil sie das von ihm hofften, sahen sie darüber hinweg, daß Friedrich V. Calvinist war und sie, die Wählenden, größtentheils Lutherische. Es ist leicht, die Gründe zu sehen, welche die Wahl gerade auf den Kurfürsten von der Pfalz wendeten. Wenig trug dabei aus, daß der Kurfürst seit dem Ausbruche der Revolution mit den Böhmen in freundliche Verbindung getreten und ihre Sache mit Rath und That mehrfach unterstützt. Die Böhmen sahen auf zwei Dinge. Zuerst darauf, daß Friedrich V., der Tochtermann König Jacobs von England und Schottland, mit dessen Prinzessin Elisabeth

er sich 1613 vermählt hatte. England war die bedeutendste protestantische Macht in der Welt und die Böhmen meinten, daß ihnen Englands Hülfe nicht entgehen könnte, nähmen sie Jacobs Tochtermann zum König. Zweitens aber achteten die Böhmen darauf, daß Kur-Pfalz gewissermaßen als das Haupt der protestantischen Union in dem Reiche anzusehen war. Sie hofften, daß, wählten sie das Haupt derselben zum König, ihnen die Hülfe der gesammten Union ebenfalls kaum fehlen könne. So hielten sie den Kurfürsten durch die Verhältnisse, in denen er stand, für ungemein passend. Er brachte ihnen, wie es schien, die Hülfe Englands und der ganzen protestantischen Union des Reiches mit. Auf der anderen Seite aber war Friedrich V. bekannt als ein sanfter und guter Mann, der sehr wenig selbstständig, energisch und entschlossen. Die Böhmen erwarteten, daß ein solcher Fürst, zumal da er kriegerische Talente und Eigenschaften auch nicht besaß, mit dem äußeren Glanze der Königskrone zufrieden sein und nicht streben würde, die allzuengen Schranken, mit welchen sie das Königthum durch die Union umzogen, zu durchbrechen. Also meineten sie, sich nach allen Richtungen hin sicher gestellt zu haben. Nun täuschten sich aber die Böhmen, wie der Fortgang der Ereignisse bewieß, in den Hoffnungen, welche auf Jacob von England und die deutsche Nation gestellt worden, und es blieb ihnen nichts zurück als der schwache und haltlose Friedrich, der für die großen Dinge, denen er vorstehen sollte, nicht taugte.

Es hätte sich nun aber für die Böhmen, da sie Johann Georg I. von Sachsen nicht wählen konnten, wohl ein ganz anderer Ausweg gezeigt, wenn sie denselben nur hätten ergreifen wollen. Dieser Ausweg war, Bethlen Gabor, den Fürsten von Siebenbürgen, zum König zu wählen, der,

wenn er auch nicht unmittelbar um die böhmische Krone geworben, sie doch, hochstrebenden Sinnes, wie er war, würde angenommen haben, wenn er gewählt worden. Bethlen Gabor war einer der ausgezeichnetsten Fürsten dieser Zeit, von einem Geiste der Mäßigung und Ordnung, wie wenige, beseelt, geschickt und erfahren in den Geschäften, voll kriegerischer Gesinnung und voll kriegerischer Einsicht, von ihm das Heer seines Fürstenthums organisirt beinahe wie das schwedische. Wenn Bethlen Gabor die böhmische Krone nicht zu behaupten und diese Sache nicht durchzustreiten vermochte, so vermochte es niemand. Selbst den katholischen Ständen Böhmens hätte er noch immer der willkommenste König sein müssen. Denn er war so toleranter Gesinnung, daß er einst in Presburg allen Gottesdienst, den lutherischen, den calvinischen, den katholischen vor sich halten ließ.

Der Fürst von Siebenbürgen hatte seine Zeit erwartet, um in die Weltverhältnisse einzugreifen und sie für seine Macht, seine Größe und seinen Glanz zu benutzen. Gegen zwanzigtausend Streiter hatte er sich für diesen Entwurf bereitet. Von den Böhmen um Hülfe angegangen, von den Häuptern des protestantischen Adels von Ungarn ebenfalls aufgefordert brach er im Monat August, wie er meinte, daß die Dinge für ihn reif wären, mit seinem Heere auf und betrat den Theil Ungarns, der damals dem Hause Spanien-Habsburg gehörte. An die Böhmen schreibt der Fürst gleichzeitig einen merkwürdigen Brief. In demselben verspricht er ihnen, dafern er, wie er erwarte, in Ungarn kein aufhaltendes Hinderniß finde, im Monat September in Mähren zu sein. Sie möchten sich nur bis dahin halten und sich in keine Tractate mit dem Feinde einlassen, er werde ihre Sache unter seinen kräftigen Schutz nehmen. Dieser Brief scheinet

geschrieben zu sein, um die böhmische Königswahl auf sich zu lenken. Nicht umsonst stellt er sich den Böhmen als den Mann dar, von welchem sie den besten und sichersten Schirm erwarten könnten. Von den Dingen, die er versprochen, erfüllt Bethlen Gabor aber nichts, weil auch seine Erwartungen von den Böhmen hintergangen worden sind. Der Fürst von Siebenbürgen war nun während der letzten Vorgänge zu Prag in Ungarn eingebrochen, dessen Königskrone ihm auch von dem Sultan der Osmanen zugesagt worden. Die Ungarn der kaiserlichen Armee gingen haufenweise zu ihm über, der protestantische Adel Ungarns empfängt den Fürsten mit offenen Armen, die Städte eröffneten ihm ihre Thore, die katholische Priesterschaft, die Jesuiten ergreifen allenthalben die Flucht, die Anhänger Ferdinands müssen schweigen und sich verbergen. Im Septbr. versammelt er eine Art von Reichstag zu Kaschau, der indessen nur von Protestanten besetzt. Dort wird das Nachspiel von dem, was in Prag vorgegangen, aufgeführt und erklärt, daß König Ferdinand die Bedingungen gebrochen, zu welchen er sich bei seiner Wahl eidlich verpflichtet, daß die katholischen Stände die Reichsdecrete willkührlich auslegten, daß es um kirchliche und politische Freiheit geschehen sei, wenn man nicht zu den Waffen greife. Weiter ward indessen jetzo noch nicht vorgeschritten. Das ganze Land sollte erst in Bethlen Gabors Gewalt sein und noch war das wichtige Presburg einzunehmen.

Unterdessen war bei demselben die Nachricht eingetroffen, daß Friedrich V. von der Pfalz in Böhmen zum König gewählt worden. Bethlen Gabor, der kriegerische und stolzsinnige Fürst, der Mann von hohem Geiste und von Entschlossenheit, war ein solcher nicht, wie die Böhmen ihn begehrten. Von einem Bethlen Gabor fürchteten sie, daß er die

übermäßige Gewalt der Stände sich nicht lange werde gefallen lassen. Der Fürst sendet nun zwar noch achttausend Mann nach Mähren, aber er kommt nicht mit seiner ganzen Macht, wie er würde gethan haben, wenn er erwählt worden. Die Böhmen haben seine Erwartungen getäuscht, einen andern an die Stelle gesetzt, die er einzunehmen gedacht, und er fängt an kalt für ihre Sache zu werden. Ungewiß geworden, was er thun sollte, da selbst die ungarische Krone für ihn ohne Werth war, wenn er sich nicht mit der böhmischen verbinden konnte, bleibt er in Ungarn, gewinnt am 16. Octbr. 1619 die wichtige Stadt Presburg und läßt nun durch den Palatin einen allgemeinen Reichstag ausschreiben, der auch, trotz des Verbotes Ferdinands, ziemlich zahlreich besucht ward.

Um die Zeit, wo dieser Reichstag zu Presburg eröffnet ward, hat Bethlen Gabor bereits die amtliche Nachricht, daß nicht er, sondern Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz zum König von den Böhmen erwählt worden ist. Das Directorium hat den Fürsten davon in einem eigenen Schreiben in Kenntniß gesetzt, in dem sie sich seiner Hülfe und Unterstützung anempfehlen. Bethlen Gabor aber, der in seinem Schreiben an die Böhmen so kräftig aufgetreten, der so große Erwartungen von sich erregt, zu so kühnen Unternehmungen entschlossen schien, ändert nun sein Benehmen. Wenn er mit Kühnheit und Entschlossenheit auftreten, wenn er Alles an ein Spiel setzen sollte, dessen Ausgang auch nicht mit einiger Sicherheit, höchstens nur mit Wahrscheinlichkeit als ein günstiger gedacht werden konnte, so mußte es für ihn selbst, nicht für einen Anderen geschehen. Darum will er von nun an gegen den Kaiser, dessen Macht und den gesammten Katholicismus sich nicht so stellen, daß er dabei, selbst als Fürst von Siebenbürgen, den Untergang finden könnte. Es mag hinzugekommen sein, daß

der kluge Bethlen Gabor erkannte, wie von den Böhmen gerade der unrechte Mann als König aufgestellt worden, von dessen Geiste, von dessen Kraft so gut wie nichts zu erwarten war. Diese Betrachtung forderte ihn zu um so größerer Vorsicht auf.

Auf dem Reichstage zu Presburg nun reden die lutherischen und calvinischen Stände wieder mit großem Ungestüm davon, daß Ferdinand abgesetzt und der Fürst von Siebenbürgen zum König erwählt werden müsse. Es scheinet allein in des Fürsten Hand gelegen zu haben, daß es wirklich geschehe. Aber statt es zu fördern, hintertreibt er es und begnügt sich mit dem Titel eines Fürsten und Herrn von Ungarn, als wolle er sich die Möglichkeit einer Aussöhnung mit Ferdinand doch offen erhalten. Seine Meinung und Hoffnung ist gewesen, daß die Protestanten in Böhmen, Mähren, Schlesien, Lausitz, Ungarn und Oestreich alle zusammmenstehen, unter seinem Herrnthume zusammenstehen sollen. Dann will er mit Kraft und Entschlossenheit sich an ihre Spitze stellen. Die Krone von Ungarn allein scheint kaum einen Werth für ihn zu haben. Er meinet, daß sie schwerlich würde behauptet werden können, wenn er nicht zugleich auch König von Böhmen sei. Darum steht der sonst so kühne und energische Bethlen Gabor auf einmal wie halb, unentschlossen und zweideutig da. Auf dem Presburger Reichstage wird auch noch ein großes Bündniß zwischen Ungarn, Böhmen nebst seinen Nebenlanden und Oestreich niedergeschrieben. Bethlen Gabor verhindert selbst, daß es zu einer Wahrheit und Wirklichkeit werde. Von Böhmen begehrt er eine Grenzfestungssteuer, von Oestreich verlangt er Abtretung eines Theiles des Landes, damit es mit Ungarn vereinigt werde, worauf weder Böhmen noch Oestreich eingehen kann und will. Dagegen unterhandelt er mit der

hohen Pforte und gewinnt von derselben das Versprechen, daß er als Ungarns König anerkannt werden sollte. Thatsächliche Hülfe aber gewinnt er nicht und es scheinet, er selbst hatte Abneigung gegen solche thatsächliche Bundesgenossenschaft der Pforte. In dem Schreiben an die Böhmen wenigstens redet er in dem Tone des Hasses und der Verachtung von diesen Erzfeinden des christlichen Stammes. Nicht auf diesem, auf der eigenen Kraft, die indessen nur dann auftreten konnte, wenn sie sich auf die Vereinigung der böhmischen, östreichischen und ungarischen Protestanten stützte, hatte er sich aufzurichten gedacht. Gesandte der östreichischen, böhmischen und ungarischen Stände befinden sich am Ende des Jahres 1619 an der hohen Pforte des Sultans Osman. Wohl erhielten sie das Versprechen thatsächlicher Hülfe. Aber eine solche Hülfe konnten die Stände im Ernste nicht einmal selbst wünschen. Sie kam auch nicht. Die alte Kühnheit und Großartigkeit war mit Suleiman dem Großen in das Grab gegangen.

Man kann sagen, daß die Böhmen, indem sie den Fürsten von Siebenbürgen nicht zum König wählten, ihrer Sache im Voraus eine tödtliche Wunde beigebracht hatten. Der Mann aber, welcher von ihnen zu seinem und ihrem Unglück erwählt worden, Kurfürst Friedrich V., hatte sich, seitdem auf dem böhmischen Landtage die Sache die Wendung nahm, daß seine Wahl mit ziemlicher Sicherheit vorauszusehen war, ängstlich und ungewiß gezeigt. Er sendete den Herrn von Dohna nach England, um Rath zu holen, um Hülfe und Unterstützung zu suchen. Es war aber nochmals nichts von Jacob I. zu gewinnen. Er hätte dem Tochtermanne wohl gern die Königskrone gegönnt, wenn sie nur auf einem andern Wege zu gewinnen gewesen. Was aber die Böhmen gethan

gegen Ferdinand, erschien dem Könige von England allein in dem Lichte einer frechen Revolution, zu welcher er seine Hände nicht bieten wollte. In Jacobs Augen war der unbedingte Gehorsam der Menschen gegen die Heiligkeit und Göttlichkeit des Königthums eine so feste und bestimmte Pflicht, daß sie um keinen Preis und unter keinem Verhältniß gebrochen werden durfte. Solche Gedanken und Grundsätze verkündete Jacob I. laut in England selbst und er hatte deshalb mit seinen Parlamenten vielfache Noth. Nicht einmal den königlichen Titel seines Tochtermannes wollte er nachmals anerkennen.

Bevor aus England die trübe Botschaft kam, daß wenigstens von dem König nichts, gar nichts zu erwarten sei, hatte Friedrich V. am Anfange des Septembers einen Tag der Union nach Rothenburg berufen. Aber auch hier traten Zweifel und Ungewißheit ihm entgegen, trübe Boten, daß die deutschen protestantischen Fürsten keineswegs zu dem Entschlusse, Alles an das Gelingen der böhmischen Sache zu setzen, kommen würden. Baden, Anhalt und Brandenburg-Anspach riethen zur Annahme der böhmischen Königskrone, Hessen, Würtemberg und Culmbach widerriethen sie. Von den Kurfürsten des Reiches läuft ein ernstes Abmahnungs-Schreiben ein: Pfalz möge die große Gefahr erwägen, in welche es sich durch die Annahme der böhmischen Krone setze, erwägen, in welche Verwirrung dadurch auch das Reich der Deutschen gestürzt werden müsse, eingedenk sein der Pflicht, die ein Kurfürst gegen den andern habe, eingedenk sein der Treue, die dem Kaiser gebühre. Die Vorgänge in Böhmen werden in diesem Schreiben als vollkommen widerrechtlich und gefährlich für die fürstliche Macht, weil sie den ohnedieß zur Freiheit geneigten Unterthanen ein böses Beispiel gäben, betrachtet. Schlüßlich

wird sogar dem Kurfürsten von der Pfalz, wenn er sich sollte gelüsten lassen, die böhmische Krone zu nehmen, gedroht, daß das Reich schwerlich ruhig und müßig der Unbill zusehen werde, welche der Kaiser von den Böhmen erfahren. Sachsen räth insbesondere von dem gewagten und widerrechtlichen Schritte ab. Mit noch größerem Nachdrucke geschieht das natürlich von Maximilian I., dem Baier-Herzog. Auch in seinen nächsten Umgebungen findet Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz weit mehre, die abriethen, als solche, die zurathen wollten. Die Mutter Louise Juliane, Tochter des großen Wilhelms von Oranien, bebte vor der großen Gefahr zurück, in welche der schwache Sohn sich zu stürzen gedachte. Die geheimen Räthe machten nicht allein aufmerksam auf die große Gefahr, da ein Kampf gegen die halbe katholische Welt vorauszusehen war, auf die Verwirrung, welche in Böhmen herrsche, wo Alles befehlen und Niemand gehorsamen wolle, sondern sie stellten auch die Rechtmäßigkeit der Absetzung Ferdinands, ohne welche die Rechtmäßigkeit der Wahl des Kurfürsten nicht gedacht werden konnte, gar sehr in Zweifel. Auch der Hofprediger Scultetus, welchem sonst wohl ein starker Antheil an dem Entschlusse des Kurfürsten beigeschrieben worden, behauptet auf das Bestimmteste, dazu nichts beigetragen zu haben. Auch war er in der That um die Zeit, da über Annahme oder Nichtannahme der böhmischen Krone verhandelt ward, gar nicht am Hofe anwesend.

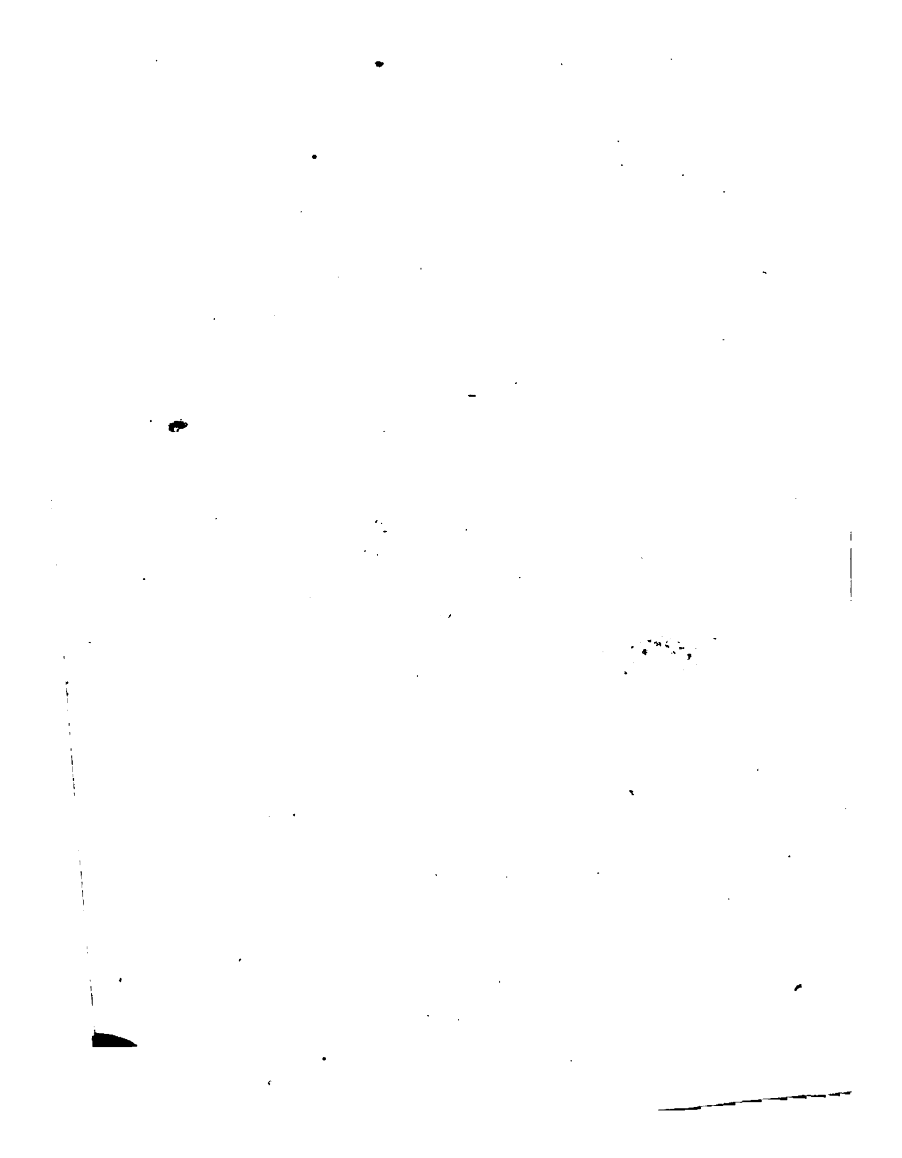
Der Entschluß ist also wohl mehr in dem Kurfürsten selbst entstanden, als ihm durch die Umgebungen eingebracht worden. Höchstens mag die stolze Gemahlin Elisabeth, lüstern nach dem Glanze einer Königs-Krone, was sie theuer genug hat büßen müssen, einigen Antheil an dem Entschlusse des Gemahls gehabt haben. Friedrich V. hält die Wahl

der Böhmen um so lieber für eine an ihn gerichtete Stimme Gottes, als damit den stolzen Gefühlen seiner Brust geschmeichelt wird. Die böhmische Gesandtschaft ist unterdessen beim Kurfürsten eingetroffen. Sie haben von den Ständen besonders den Auftrag, auf recht genauer und feierlicher Bestätigung aller alten Freiheiten und Privilegien und vorzüglich der neuern Freiheiten und Rechte, welche sich die Stände jüngst selbst in der Union gegeben, zu bestehen. Man siehet aus der mitgegebenen Instruction, wie sehr viel den Ständen daran gelegen ist. An der böhmischen Grenze zu Waldsassen nimmt Friedrich V. die Königskrone mit Dank an und verspricht noch vor seiner Krönung und längstens binnen vier Wochen alle jene Freiheiten und Rechte, die alten wie die neuen, und namentlich die letzte Union, feierlich zu bestätigen und zu beschwören. Darauf eilt er nach Prag, um in den Besitz seines Reiches zu kommen.



Lith. u. Druck v. Ed. Pietzsch & C. in Dresden.

Des Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz und seiner Gemahlin feierlicher Einzug zu Prag als König von Böhmen.



Sechstes Kapitel.

Nicht selten werden die wichtigsten Dinge in der Welt durch ein Etwas, was den Menschen als Zufall erscheinet, entschieden. Einen solchen Zufall aber, wenn man darunter ein blindes Ungefähr, das bewußtlos durch die Welt schreitet, versteht, giebt es nicht. Das Große wie das Kleine geschiehet für die Entwürfe und Zwecke der höchsten und liebenden Weisheit mit dem menschlichen Geschlechte und in diesem Ganzen, welches Niemand zu durchdringen und zu überschauen vermag, ist das Kleine dem Großen und das Große dem Kleinen dienstbar. Ein solches Etwas, das in der Ansicht, welche die Erscheinungen und Ereignisse des Menschenlebens betrachtet als eine seelenlose, von einem höheren Hauche nicht belebte Masse, Zufall genannt wird, tritt auch in den letzterzählten Begebenheiten hervor. Fast genau in denselben Stunden wird von dem Reichstage der Deutschen zu Frankfurt a. M. Ferdinand II. zum König und Kaiser der Deutschen erwählt, Friedrich von den Böhmen zu Prag zu ihrem König. Die Nachricht von der böhmischen Königswahl kann auf dem deutschen Reichstage noch nicht eingetroffen sein, als Ferdinands Wahl vor sich geht. Wenn nun aber die Böhmen sich mit ihrer Königswahl mehr gesputet und die Nachricht von Friedrichs Ernennung bereits zu Frankfurt a. M. gewesen, wie hier die Wahl vorgenommen ward, so wäre dadurch wohl ein großer Eindruck auf die protestantischen Kurfürsten gemacht worden. Sie hätten dann wohl Ferdinand ihre Stimmen

nicht gegeben, und ward Ferdinand nicht Kaiser, so wurde in der Lage der Dinge doch Vieles zu seinem Ungunsten umgestaltet. Und an leisen Fäden hing in dieser Sache Gelingen und Mißlingen. Ward Ferdinand nur um ein Weniges aus der Gunst der Verhältnisse, in der er stand, in die er kam, verdrängt, so war damit für Friedrich und für Böhmen viel gewonnen. Aber die Nachricht von Friedrichs Königswahl war zu spät gekommen, Friedrich von der Pfalz selbst, zwar vermuthend, daß er von den Böhmen würde gewählt werden, aber noch nicht wissend, daß es bereits geschehen, hatte Ferdinanden seine Stimme gegeben. Wie nun die Nachricht kam, erregte sie freilich eine große Sensation, aber der Augenblick, in dem sie einen gewaltigen, zu andern Entschlüssen treibenden Eindruck auf die Protestanten hätte machen können, war vorüber.

Man kann es Zufall nennen, daß es so kam, und man kann in diesem Zufall nichts weiter als ein blindes und leeres Spiel der Dinge sehen, aber man wird damit nicht eine wahre und rechte Anschauung gewonnen haben. Daß es so gekommen, das gehöret hinein in den Plan der Weltregierung, welche den Katholicismus in einem Theile Deutschlands erhalten wissen will, während der andere ihn nicht mehr haben, ihn als das Fremde, Un-Germanische und Un-Deutsche von sich gewiesen haben soll. Auf die seltsamste Art und Weise erhält sich Katholicismus in einem weit größeren Maßstabe als bei anderen Germanen bei den Deutschen. Er erhält sich wider den Wunsch, den Willen, den Glauben, die Ueberzeugung des bei weitem größern Theiles der deutschen Nation.

Man muß sich immer daran erinnern, daß vier bis fünf Jahrzehnte nach dem Anfange der Reformation diese bereits ziemlich vollständig Sache der Nation geworden, so daß die

Freiwilligen und wahren Anhänger des römischen Katholicismus bis auf ein Zehntheil, bis auf ein Zwölftheil, in der ganzen Masse der Nation zusammengeschmolzen waren, welches in den nächsten Jahrzehnten sicher auch noch von der Reformation würde gewonnen worden sein, wenn nicht ganz eigenthümliche und ganz seltsame Zustände und Ereignisse dazwischen getreten, durch welche allmälig mehr als die Hälfte der Deutschen und der Slaven, welche zu dem Reiche gehörten, zum römischen Kirchenthume zurückgedrängt wird, also daß die Deutschen von allen Germanen die einzigen werden, bei denen sich der römische Katholicismus in einem sehr bedeutenden Grade erhält. Das kann nur geschehen sein für einen großen Welt-Zweck, um dessentwillen der Jammer, die Thränen und die Noth, mit der es geschah, mit welcher der Katholicismus wieder in die deutsche Nation eindrang und ihre kirchlich-religiöse Einheit, die sich im Protestantismus oder vielmehr im evangelischen Katholicismus eben gestalten wollte, wieder aufhub und zerriß. Welches aber dieser Welt-Zweck ist, wer möchte das mit Sicherheit bestimmen und angeben zu wollen sich erdreisten. Liegt derselbe doch wohl auch heute noch im Schooße der dem Menschen dunkeln Zukunft.

Unterdessen hatte Friedrich V., der eben vor Kurzem sein dreiundzwanzigstes Lebensjahr überschritten, mit seiner Familie feierlichen Einzug in Prag gehalten und war von den Böhmen mit großem Jubel willkommen geheißen worden. Schon am 4. Novbr. 1619 fand seine Krönung Statt. Ehe nun die wichtige Frage, ob ein protestantisches und selbstständiges Königreich Böhmen bestehen sollte oder nicht, mit den Waffen entschieden werden konnte, versuchten beide Parteien ihre Kräfte im Federkriege. Friedrich erließ eine weitläuftige Schrift, um

die Rechtmäßigkeit seiner Schritte zu beweisen, oder sie doch zu entschuldigen und in einem milderen Lichte erscheinen zu lassen. Ein Recht der Unterthanen, ihren Fürsten abzusetzen, wenn er früher bewilligte Religions-Freiheiten vernichten zu wollen scheine, kann und mag Friedrich nicht beweisen. Nur stillschweigend nimmt er ein solches Recht an und redet in der Schrift mehr von sich als von den Böhmen: wie er sich zu der böhmischen Krone nicht gedrängt, sie nicht genommen aus eitler Hoffahrt, sondern um der Aufrechterhaltung des evangelischen Glaubens willen, damit Böhmen nicht dem Reiche der Deutschen ganz entfremdet, Böhmens und der allgemeine Friede erhalten werde. Man siehet, Friedrich will die protestantischen Mächte, von denen er Hülfe erwartet, darauf leiten, die Staats-Sache über die Religions-Sache zu vergessen, nur Eins ins Auge zu fassen, die Aufrechthaltung und Verbreitung der evangelischen Kirche, und über die Revolution, welche die Böhmen gemacht und welche ihn erhoben, hinwegzusehen. Die böhmischen Stände machen zugleich eine sehr weitläuftige Rechtfertigungsschrift wegen aller ihrer Schritte bekannt.

Kaiser Ferdinand II. aber setzt eine noch viel weitläuftigere Schrift entgegen. Weitläuftigkeit gehört überhaupt schon damals zum deutschen Character. Der Kaiser befindet sich, den Böhmen gegenüber, allerdings zuerst was die Religions-Privilegien anlangt, im Vortheil. Denn ein ganz klares und ganz unzweideutiges Auftreten gegen dieselben war ja von ihm noch nicht geschehen, er hätte ja den Majestätsbrief, wie die Böhmen durch den Fenstersturz die Revolution begonnen, noch nicht für vernichtet erklärt. Die Bewegungen und die Dinge, welche gegen die Evangelischen geschehen, ließen noch eine andere Erklärung zu, es ließ sich noch behaupten, daß es

auf einen Umsturz der evangelischen Kirche nicht abgesehen gewesen. Es war daher nicht schwer für den Kaiser die Behauptung auszusprechen, daß er nichts gegen sie im Sinne geführt und nichts gegen sie gethan, ja daß er es nicht einmal habe thun können, da bis auf den Ausbruch der böhmischen Revolution die Herrschaft nicht bei ihm, sondern bei dem Kaiser Matthias gestanden. Daß diese nur eine Namens-Herrschaft gewesen, daß die Böhmen nicht sowohl wegen der wenig bedeutenden Dinge, die wirklich geschehen, als vielmehr wegen der großen und sehr begründeten Furcht, die sie vor seinem jesuitischen Geiste hatten, aufgestanden, darauf ging Ferdinand nicht ein und durfte nicht darauf eingehen, da es ihm in dieser Schrift, bestimmt die protestantischen Mächte und Fürsten zu täuschen, darauf ankam, diese auf die Meinung zu bringen, daß es sich hier, bei dieser böhmischen Revolution, nicht sowohl um eine Glaubens- und Kirchen-, als vielmehr um eine Staats-Sache handele. Wie richtig indessen die Furcht der Böhmen war, bewieß sich ja nach dem Siege auf das vollständigste. Alle alte und alle neue Versprechungen wurden von dem Kaiser sofort vergessen, der Majestätsbrief cassirt, der Protestantismus mit den blutigsten und ungeheuersten Gewaltthaten ausgetilgt. Wenn die böhmische Revolution nicht dazwischen gekommen wäre, würde Ferdinand einen langsamern Weg gegangen sein, den Weg, welchen er vor dem Ausbruche derselben betreten, den langsamen, schrittweisen.

Besonders aber stellte der Kaiser die Staats-Sache in den Vordergrund und behauptete, daß Böhmen von jeher ein Erbreich gewesen, da doch das ganze kaiserliche Haus erst jüngst bei Ferdinands Wahl das Wahl-Recht der Böhmen ausdrücklich anerkannt. Besonders die sogenannte goldene Bulle Kaiser Karls IV. sollte das erhärten. In derselben wird die Kur,

oder das Recht, den deutschen Kaiser zu wählen, für erblich und fortgehend auf den ältgeborenen Sohn erklärt. Da nun, schließt der Kaiser, eine Kur auf Böhmen ruhe, so verstehe es sich von selbst, daß Böhmen ein Erbreich und kein Wahlreich sei. Indessen war Böhmen, obwohl eine deutsche Kur darauf ruhete, doch nie wie die übrigen Kurlande betrachtet worden und konnte nicht so betrachtet werden, weil es mit dem deutschen Reiche stets nur in lockerem Zusammenhange gestanden. Keines Falles aber hatte Kaiser Karl IV. das Recht haben können, Böhmen, welches sein Vater und er erst durch völlig freie Wahl der böhmischen Stände empfangen, durch die goldene Bulle ohne Weiteres und ohne Zustimmung dieser Stände als ein Erbreich zu erklären.

Wenn nun aber auch dieser Beweis Niemandem bewieß, was er ihm nach den Absichten des Kaisers beweisen sollte, so erreichte Ferdinand II. doch im Ganzen genommen bei den protestantischen Fürsten Deutschlands seinen Zweck. Sie glaubten seinen Versicherungen, daß er nichts gegen die evangelische Kirche Böhmens im Sinne gehabt und habe, und nun mußte ihnen die böhmische Revolution als ein frecher Aufstand gegen die fürstliche Macht erscheinen, erschien ihnen um so mehr so, je größer die Rechte waren, welche sich die Stände während dieser Revolution genommen, je mehr sie den neuen König eingeschränkt hatten. Das Ganze kam ihnen wie eine Rechtsverletzung vor, zu der sie die Hände nicht bieten könnten. Die Protestanten in ihrer Mehrzahl stehen nicht auf dem Standpuncte, auf den sich die Katholischen gesetzt, daß vor dem Interesse der Kirche jedes andere Recht, Versprechen, Bewilligung, Schwur, Eid, Billigkeit, überhaupt Alles verschwinde. Der Katholicismus dagegen setzt sich auf der einen Seite über alles Menschliche hinweg und

benutzt auf der andern alles Menschliche, um seinen Triumph zu sichern.

Der Schriftwechsel der beiden Parteien war nicht so unbedeutend, als er für den ersten Anblick erscheinen möchte. Die deutsch-protestantischen Fürsten wurden von Friedrichs Schrift nicht überzeugt, daß die Revolution für die Erhaltung des Protestantismus eine unbeweisbare Nothwendigkeit gewesen, weil ein solcher Beweis überhaupt nicht gegeben werden konnte, da Ferdinand am Anfange seiner, im Uebrigen doch unzweideutigen, Bestrebungen gegen den Majestätsbrief von den Böhmen mit ihrer Revolution gefaßt und unterbrochen worden. Daß das gewöhnliche Recht, besonders aber die fürstliche Würde und Macht dabei verletzt worden, ließ die deutsch-protestantischen Fürsten darüber hinwegsehen, daß Ferdinands Gesinnung doch unzweideutig, daß ein Triumph der Böhmen, auf welchem Grund und Boden er sich auch immer erheben möge, die glänzendsten Aussichten für den gesammten Protestantismus erschließe. Sie sahen um so eher darüber hinweg, je mehr sich bei ihnen auch der Neid gegen den Kurfürsten von der Pfalz regen mochte, der hoch über sie alle erhöht ward, wenn die böhmische Sache glücklich hinausging. Auch der alte Zwiespalt zwischen den Calvinischen und den Lutheranern griff bedeutend ein. Die Böhmen haben einen calvinistischen Fürsten zum König gewählt und das ist genug, um die böhmische Revolution den strengen Lutheranern zu einer fremden, ja feindlichen Sache zu machen. Die Gelehrten singen den Fürsten das alte Lied von dem calvinischen Widerchrist, der, beim Lichte besehen, am Ende noch schlimmer sei als der römische, in die Ohren. Den dürfe man nicht unterstützen, sagen die Einen, und das höchste, was die Calvinisten begehren könnten, wäre, daß die Lutherischen par-

teilos in diesem Kampfe blieben. Die Andern aber rathen ihren Fürsten sogar, für den Kaiser und das gewöhnliche weltliche Recht zu den Waffen zu greifen. Denn schon damals hat ein Theil der lutherischen Gelehrten die höchste Ansicht von der fürstlichen Gewalt aufgefaßt und vertheidiget sie. Ein schweigender und duldender Gehorsam der Menschen wird von ihnen gepredigt; in der heiligen Schrift wollen sie die Lehre von demselben gefunden haben.

Also standen die Sachen der Böhmen in so weit schlecht als die, welche von ihnen als die ersten und nächsten Bundesgenossen betrachtet werden mußten, die zu solchen Bundesgenossen sich zu machen, auch alle Aufforderung in sich selbst hätten fühlen sollen, wenn sie den Dingen auf den Grund gesehen, ihr Wesen erfaßt, und das im Auge behalten, was hier allein im Auge behalten werden mußte, wenn man nicht einzelnen vor einem Gegner, der mit allen Mitteln kämpfte, zu Grunde gehen wollte, anderer Gesinnung waren, als sie den Verhältnissen und den Gesinnungen der Widerpart gegenüber hätten sein sollen. Auf ihre eigene Kraft konnten die Böhmen eben keine große Rechnung stellen. Die Revolution hatte die öffentlichen Angelegenheiten in Verwirrung gebracht und die Bande des Gehorsams vielfach aufgelößt. Die Masse des Volkes, von der Leibeigenschaft niedergehalten, war einer Begeisterung selbst für die höchsten Interessen des Lebens kaum fähig, und dem in der Schnelle aus demselben gebildeten Heere fehlte es beinahe an Allem, wodurch der Krieger tüchtig werden kann. Um Söldner in bedeutender Zahl zu werben, dazu fehlte es an Geld. Dazu waren in allen vier böhmischen Landen Katholische in nicht zu verachtender Zahl übrig geblieben, ein innerer Feind bei der Noth von Außen her.

Es war aber die böhmische Revolution, ihr Gelingen oder ihr Mißlingen, eine allgemeine europäische Sache. Gelang sie, so war dem Protestantismus ein entscheidendes Uebergewicht im mittlern Europa gesichert, mißlang sie, so kehrte eben dieses Uebergewicht zum Katholicismus zurück. Das Gefühl und die Ueberzeugung, daß dem so sei, hatte sich mit größerer Stärke in der katholischen als in der protestantischen Welt festgesetzt. Und damit war das Schicksal der Böhmen fast bereits entschieden, noch ehe es zum Kampfe kam. Nur wenn die Revolution schnell eine größere Ausdehnung, über Ungarn, Oestreich und die steierischen Lande gewonnen und unter die Leitung eines energischen Kopfes gekommen, hätte sie noch gelingen mögen.

Als Friedrich zu Prag angelangt, kam es besonders darauf an, wie sich die nächsten und benachbarten Protestanten, die Deutschen auf der einen und Ungarn mit Bethlen Gabor auf der anderen Seite, gegen die Böhmen in dem bevorstehenden Streite erweisen würden. Denn von den fernern protestantischen Mächten war wenig zu erwarten, schon aus dem Grunde, weil sie fern waren. Eben so kam es für Ferdinand besonders darauf an, wie sich die deutschen Katholiken gegen ihn erweisen würden. Denn auch er konnte auf die fernern katholischen Mächte auch schon aus dem Grunde, weil sie ferner lagen, weniger rechnen. Aber Alles fällt hier, sowohl was die Fernen als was die Nahen betrifft, zum Nachtheil Friedrichs und der Böhmen aus. Frankreich, Polen und Spanien sind die katholischen Hauptmächte Europa's. Nur von Frankreich her kann Kaiser Ferdinand II. unmittelbare Hülfe kaum erwarten. Zwar ist auch die Regierung Ludwigs XIII. streng katholisch, aber sie ist fortwährend von Mißtrauen gegen das Haus Spanien-Habsburg bewegt, von

jenem Mißtrauen, welches durch die Angriffe Karls V. und Philipps II. nur zu wohl begründet war. Unmittelbar etwas thun, um Ferdinand II. aufrecht zu erhalten, das wird Frankreich schwerlich. Auch hat Frankreich in der ganzen Sache weiter nichts gethan, als daß es den Herzog von Angoulême und die Grafen Bethune und Chateauneuf an die deutschen Fürstenhöfe sendete und sie aufforderte, sich neutral zu verhalten. Besser schon stand es für den Kaiser in Polen. Siegismund III. hatte einzig den Triumph des Katholicismus im Auge und gern hätte er viel für ihn gethan. Aber zu derselben Zeit, wo der böhmische Krieg ausbricht, geräth Polen mit der Pforte in einen Krieg, der erst im Jahre 1621 endet. Die Kräfte Polens sind hierdurch nach einer andern Seite gezogen. Auch ist der polnische Adel einem feindlichen Auftreten gegen Böhmen sehr abgeneigt. Denn was der böhmische Adel gegen königliche Gewalt unternommen hat, die Freiheit, welche er sich zu verschaffen sucht, das gefällt den Polen wohl. Also sind Siegismund III. nicht allein durch die Türken, sondern auch durch seinen Adel, der keinen Krieg gegen Böhmen will, die Hände gebunden und er kann wenig thun. Indessen sendet er dem Kaiser doch nach Ungarn und nach Oestreich einige Tausend Kosaken, wildes Raubgesindel, zu Hülfe, läßt Schlesien durch eben solches Gesindel theils verwüsten, theils bedrohen, sucht die schlesischen Protestanten bald durch Ueberredung, bald durch Drohen zu bestimmen, sich von den böhmischen Sachen fern zu halten.

Eine viel bessere Hülfe versprach Spanien. Zwischen den beiden Linien des Hauses Spanien-Habsburg, der spanischen und der deutschen, war wieder ein inniger Zusammenhang eingetreten. Verwandtschaft und gleiche Bestrebungen für die Autocratie und den römischen Katholicismus in jesuitischer

Gestalt führten Philipp III. und Ferdinand II. nahe zusammen. In den Niederlanden steht unter dem kriegberühmten Spinola ein spanisches Heer und es wird bestimmt, in Deutschland für den Kaiser und für den Katholicismus aufzutreten, wenn sich die Umstände darnach gestalten, das heißt, wenn man die protestantische Union würde berücken können. Es würden indessen diese Spanier und die ganze Geneigtheit, die in den katholischen Großmächten für die Sache des Kaisers war, demselben gar wenig gefrommt haben, wenn es auf der andern Seite besser für Friedrich von der Pfalz gestanden.

Wenn aber Ferdinand II. von den fremden katholischen Mächten eben nicht viel sich zu versprechen hatte, so hat Friedrich von den fernern protestantischen Mächten gar nichts zu erwarten. Was zuerst Schweden und Gustav Adolf anlangte, so war er, wie bereits früher bemerkt, außer Stand, sich jetzo um die Angelegenheiten Deutschlands zu kümmern. Die Verhältnisse mit Polen halten ihn noch immer in der Heimath gefesselt. Der Waffenstillstand mit Polen läuft im Jahre 1620 ab und der König muß des Wiederausbruches des Krieges gewärtig sein. Gustav Adolf war im Uebrigen gerade in den verhängnißvollsten Zeiten, im Sommer 1620, in Deutschland, am Hofe George Wilhelms, des Kurfürsten von Brandenburg, um dessen schöne und edle Schwester Maria Eleonora kennen zu lernen, die er zur Gemahlin sich erkoren. Nicht allein Neigung des Herzens trieb ihn zu dieser Verbindung, es war auch eine gewisse Vorahnung der Ereignisse, die da kommen würden. Der König wollte in Deutschland Freunde und Bundesgenossen gewinnen, wenn er hier dereinst vielleicht würde handeln müssen. Seine Vermählung mit Maria Eleonora ward zu Stockholm am

25. Novbr. 1620, kurze Zeit nach dem großen Schlage bei Prag, begangen. In den großen Verhältnissen dieser Augenblicke aber zählt Schweden noch nicht mit. Bleibt Schweden gezwungen ruhig, so verharrt Christian IV. von Dänemark und sein Reich bei diesen Dingen in freiwilliger Ruhe. Zwar fordert Christian IV. den Kurfürsten von Sachsen in einem Briefe, der im Monat März 1620 geschrieben ist, auf, die Sache des Protestantismus in Böhmen nicht fallen zu lassen, aber bald lautet es anders. Eine kaiserliche Botschaft ist bei Christian IV. eingetroffen und sagt, wie allenthalben bei den Protestanten so auch hier, daß es sich nicht um den Protestantismus im böhmischen Reiche handele, den der Kaiser nicht schädigen wolle, sondern nur um die Staats-Sache. Ein im Monat April von dem König an den Kaiser geschriebener Brief bezeichnet nun das Thun der Böhmen als „Unwesen" und wünscht, daß es gelingen möge, Frieden und Ordnung wieder herzustellen.

Die protestantische Hauptmacht England, dessen König Jacob I. noch obenein durch die Bande der nächsten Verwandtschaft mit Friedrich von Böhmen vereinet, verharrt bei den großen Ereignissen in fast völliger Thatenlosigkeit. In England selbst begannen schon damals die Bewegungen, welche gegen das Ende des dreißigjährigen Krieges in Deutschland zu einem Kampfe des größern Theiles der englischen Nation auf der einen, dem königlichen Hause der Stuarts auf der anderen Seite führten. Der Kampf brach aus, weil die Nation argwöhnte, die Stuarts hätten es auf Autocratie und Katholicismus, die über England kommen sollten, abgesehen. Schon Jacob I. regte diese Furcht auf, die unter seinem Sohne Karl I. so stieg, daß ein Kampf nicht ausbleiben konnte. Das protestantische England wünschte, hoffte, daß

Jacob I. in Deutschland für seinen Tochtermann, für den Protestantismus auftreten sollte. Er aber in seiner halben Neigung zum Katholicismus, in seiner noch größeren Neigung zum autocratischen Königthume, gegen welches die Böhmen sich ja auch erhoben, that nichts. Leere Worte waren Alles, was Friedrich von England empfing. Nur mit Mühe war selbst die Erlaubniß, Werbungen in England halten zu dürfen, über Jacob I. zu gewinnen.

So standen die Verhältnisse mit den ausheimischen und fernern Mächten für den Kaiser doch schon um ein Bedeutendes besser als für Friedrich von der Pfalz und Böhmen. Aber mehr noch als auf jene kam es auf die in der Nähe und Nachbarschaft stehenden Gewalten an. Hier nun stellte sich ein entschiedenes Uebergewicht auf die Seite des Kaisers. Ihm wurden treue, ausdauernde, sich selbst aufopfernde Bundesgenossen, während Friedrich nach vergeblichem Hoffen sich von Allen verlassen sah. Eine erste Stütze konnte für Friedrich und die Böhmen Bethlen Gabor, der Fürst von Siebenbürgen, werden. Es schien auch, als würde er es werden, aber die Hoffnung löste sich alsbald in nichts auf. Bethlen Gabor rückte im Herbst des Jahres 1619 aus Ungarn in Oestreich ein und schien den Böhmen die Hände bieten zu wollen. Die Böhmen unter dem Grafen von Thurn brachen ebenfalls aus ihrem Lande nach Oestreich hinein und beide Heere, mehr als sechszig tausend Streiter stark, standen im Angesichte von Wien. Des Kaisers Generale, Dampierre und Buquoy, hatten Böhmen räumen und sich auf Wien zurückziehen müssen. Kaiser Ferdinand befand sich eben damals, von der Frankfurter Kaiserwahl zurückgekehrt, um die östreichischen Stände zur Huldigung zu bewegen, auch in der Stadt, und sah sich so durch das Heer von Böhmen und Siebenbürgen zum zwei-

ten Male in dem Sitze seiner Väter bedroht. Der entscheidende Schlag aber, welchen man nun erwartet, erfolgt nicht, Bethlen Gabor zieht am Anfange des Decembermonats wieder nach Ungarn zurück und die Böhmen unter dem Grafen von Thurn suchen ebenfalls wieder ihre Heimath auf. Als gleich darauf der Kaiser Verbindung mit Bethlen Gabor zu gewinnen sucht, wird sie von diesem keinesweges abgewiesen und friedliche Unterhandlung am Ende des Jahres zwischen dem Kaiser und dem Fürsten von Siebenbürgen angeknüpft. Deutlich siehet man, wie sich Bethlen Gabor für die Böhmen, weil sie nicht ihn zum König gewählt, weder aufopfern, noch selbst etwas für sie wagen will.

Während sich dieser Bundesgenosse so unsicher und zweideutig erwieß, hatte Friedrich bei dem andern Bundesgenossen, auf den er gezählt, nicht mehr gefunden als eben solche Unsicherheit und Zweideutigkeit. Die deutschen Protestanten zeigen weder die Gesinnung noch den Willen, auf den die Böhmen gerechnet. Bald nach der böhmischen Königswahl sind die niedersächsischen Stände zusammengekommen und haben den Beschluß, sich zu waffnen, gefaßt. Von den Grafen und Herren des westphälischen Kreises ist dasselbe geschehen. Es scheint doch, als begriffen die Protestanten die Wichtigkeit des Augenblickes, als wollten sie Böhmen nicht fallen lassen. Friedrich hatte nun auch die Einberufung eines Unions-Tages zu Stande gebracht. Das Einberufungs-Schreiben, von Kur-Pfalz, Würtemberg, Hessen-Cassel, Baden und Anhalt unterzeichnet, stellte der Böhmen Angelegenheit deutlich als die Sache des gesammten Protestantismus dar. Nicht allein die eigentlichen Unions-Mitglieder, sondern überhaupt alle protestantische Fürsten und Stände waren auf den Tag nach Nürnberg geladen. Ein sehr großer Theil derselben fand sich

nun auch entweder persönlich oder durch Abgeordnete am Anfange des Monats Decbr. auf demselben ein. Friedrich war eigens deshalb aus Böhmen gekommen. Es fehlten ihm aber alle Eigenschaften, welche die Menschen hinreißen und zu großen Entschlüssen bestimmen konnten.

Unendlich viel aber kam in diesem Augenblicke auf die Beschlüsse der Union an. Klar und unzweideutig war es eben damals für jeden, der überhaupt etwas sehen konnte und sehen wollte, daß die katholischen Fürsten und Stände, welche in die Liga zusammengetreten, sich für den Kaiser rüsteten, daß sie gegen die Böhmen auftreten wollten. Der Kaiser für sich allein mit seiner eigenen Macht war nicht im Stande, Böhmen zu überwältigen. Der größere Theil der Lande, die er einst sein genannt, Oestreich, Ungarn, Böhmen, befand sich in mehr oder weniger offen ausgesprochenem Aufstande gegen ihn. Es konnten Hülfsmittel von ihm aus allen diesen Landen nicht gewonnen werden. Sie selbst waren ihm feind, und daß er diese Feindschaft mit seinen eigenen Heerhaufen, die Dampierre und Bouquoy befehligten, nicht würde niederwerfen können, hatte ein langer und vergeblicher Kampf bereits sattsam erwiesen. Wenn aber die Liga für ihn zu den Waffen griff, neigte sich die Gunst der Zustände, den Böhmen gegenüber, wieder auf seine Seite und Böhmen stand in großer Gefahr. Es gab nur ein Mittel, das Gleichgewicht wieder herzustellen. Die protestantische Union mußte für Böhmen unter die Waffen treten.

Daß Jenes geschehen würde, darüber hätte der Tag zu Nürnberg nicht zweifelhaft sein sollen. Ferdinand, von dem Gefühle durchdrungen, daß er verloren sei, wenn die Liga nichts für ihn thue, hatte schon lange mit Maximilian I. von Baiern, dem Haupte derselben, Verbindungen angeknüpft. Wie er

nach Frankfurt a. M. zur Kaiserwahl zieht, ist er erst in München und gleich nach der Wahl ist er wieder dort zu finden. In Maximilian von Baiern findet der Kaiser den rechten Mann. Ueber alles Andere stehet ihm der Triumph des Katholicismus: Böhmen muß dem Kaiser erhalten werden, weil der Sieg des Protestantismus im mittlern Europa sicher ist, wenn er es verliert. Zwischen der ersten und der zweiten Zusammenkunft mit Ferdinand und während der Kaiserwahl, im August 1619, hat der Baier-Herzog einen Bundestag zu Eichstädt gehalten, und die geistlichen Herren, welche den größern Theil der Mitglieder der Liga bilden, sind leicht für des Kaisers Sache gewonnen und von Maximilian I. bestimmt worden, sich zu waffnen und zu rüsten, damit der Nothfall die Liga nicht unvorbereitet finden möge. Sind die geistlichen Fürsten doch schon um ihrer selbst willen genöthiget, die Sache Ferdinands mit allem Eifer zu ergreifen. Denn geht er unter, bricht auch wohl der Katholicismus in dem Reiche noch ganz zusammen, und was soll denn mit ihnen werden. Indessen darf hierbei nie vergessen werden, daß es nicht allein irdische Interessen sind, welche die Bewegung der ganzen katholischen Partei entscheiden. Der Glaubens-Eifer hat daran stets auch einen, nicht unbedeutenden Antheil.

Als nun Ferdinand II., nachdem er zum Kaiser der Deutschen gewählt worden, zum zweitenmale mit Maximilian I. zusammenkam und die Umstände viel drohender geworden, schlossen beide 8. Octbr. 1619 einen Vertrag mit einander. Der Herzog versprach, förmlich an die Spitze der Liga zu treten, deren Mittel und Kräfte für die Rettung des Kaisers zu bereiten, dieser dagegen sollte verpflichtet sein, dem Herzog alle Schäden zu vergüten, die er etwa während des Kampfes erreichen möchte, und ihm alle Kriegskosten richtig zu

vergüten. Der Kaiser mußte sich mit seinem ganzen Hab und Gut hierfür verbürgen, auch versprechen, das dem Feinde von den östreichischen Landen Entrissene so lange, bis er vollkommen befriediget worden, dem Herzog zur Nutznießung zu überlassen. Nicht gerade aufopfern will sich Maximilian I. von Baiern für den Kaiser. Es möchte ihm dafür geringer Dank werden, so wie man seiner nicht weiter bedürfte. Wie nun Friedrich von der Pfalz die böhmische Krone wirklich genommen und die Waffen ergriffen werden mußten, wenn der Katholicismus im mittlern Europa nicht seine Sache verlieren sollte, denkt Maximilian I. und die Liga immer ernstlicher an die Kriegsbereitung. Auch die fremden katholischen Mächte werden von dem Baier-Herzog zum Handeln aufgefordert. Pabst Paul V., so heftiger Eiferer für den römischen Katholicismus, als es nur von einem römischen Bischof erwartet werden konnte, legt auch etwas später, 16. Januar 1620, eine allgemeine Schatzung auf die Kirchen Italiens, mit welchem Gelde auch nachmals die katholische Sache in Deutschland unterstützt worden ist. Der spanische Hof giebt Spinola Befehl, sich bereit zu halten.

So weit waren die Angelegenheiten gediehen, als beinahe zu derselben Zeit, im Anfange des Decembers 1619, die Union einen Tag zu Nürnberg, die Liga einen zu Würzburg eröffnete. In Zweifel und Ungewißheit, was sie thun sollten, sind die protestantischen Stände, welche überhaupt kamen, gekommen. Von den bedeutendern Fürsten sind, außer Friedrich V. selbst, Würtemberg, Baden, Hessen, Anspach in Person, Brandenburg, Braunschweig und Baireuth nur durch Abgeordnete erschienen. Außer Friedrich V., dessen persönliche Verhältnisse hier so unmittelbar berührt werden, wissen sie nicht, ob die Aufrechterhaltung der böhmischn Revolution

auch wohl für die Aufrechterhaltung des Protestantismus in Böhmen unbeweisbar nothwendig sei. Sie wissen es nicht, weil sie den Sachen nicht auf den Grund sehen. Ungern selbst wollen sie sich davon überzeugen, weil ihnen dann die Verpflichtung, eine Revolution vertheidigen zu müssen, die offenbar zugleich auch mit gegen die fürstliche Gewalt gerichtet, entgegentreten würde. Kaiser Ferdinand II. ist klug genug gewesen, zu begreifen, daß es bei dieser Stimmung der Fürsten der Union nichts weiter bedürfe als einiger schöner Worte, um die Ruhe der Union zu gewinnen, welche, wie die Umstände waren, schon die günstige Entscheidung für ihn enthielt.

Darum erschien ein kaiserlicher Botschafter, Johann Georg, Graf von Hohenzollern, auf dem Unionstage mit einem Schreiben Ferdinands II., welches sehr wichtig ist. Er versichert darin, daß er nie gegen die Religions-Privilegien Böhmens etwas unternommen, noch etwas gegen sie im Sinne geführt. Zum Beweis beruft er sich auf die feierliche Bestätigung der Religions-Privilegien, die er den Böhmen nach dem Ableben des Kaisers Matthias gethan. Diese Bestätigung war allerdings ertheilt worden, wie bereits angeführt, aber nur in der Noth und weil Ferdinand II. auf diese Weise am schnellsten in den Wiederbesitz Böhmens zu kommen gedacht, um das alte Spiel gegen den Majestätsbrief von neuem beginnen zu können. Da nun, fährt der Kaiser in seinem Schreiben fort, die Religions-Angelegenheit hier ganz außer Betracht bleibt, ist das Unterfangen der Böhmen nur als eine freche Rebellion zu betrachten, welche in Güte zu beschwichtigen sich der Kaiser alle, jedoch vergebliche Mühe gegeben hat.

Nun aber kommt die Hauptsache. Der Kaiser und die Katholischen des Reiches werden also wider die rebellischen

Böhmen zu den Waffen greifen müssen. Die Protestanten müssen in Ruhe gewiegt werden, bis man gesiegt hat und die Reformation in Böhmen vernichtet werden kann. Sie werden sich ohne eine Bürgschaft, daß eben gegen die Reformation in Böhmen nichts werde unternommen werden, nicht in Ruhe wiegen lassen. Also giebt man ihnen diese Bürgschaft in Gestalt eines feierlichen Versprechens mit dem festen Vorsatze, es nicht zu halten. Der Kaiser verspricht in seinem Schreiben der Union „aufrichtig und eygentlich", auch künftig die Religion in Böhmen nicht im Geringsten zu turbiren und dem Majestätsbriefe in keiner Weise zuwider zu handeln. Das Versprechen ist mit gänzlichem Umsturz nicht allein des Majestätsbriefes, sondern auch jeder kirchlich-religiösen Freiheit überhaupt erfüllt worden. Zum Ueberfluß wird der Union auch noch versprochen, daß alle Religions-Beschwerden in dem eigentlichen Reiche abgestellt werden sollten, schlüßlich aber die Protestanten ersucht, dem kaiserlichen Worte ja mehr als den treulosen und rebellischen Böhmen zu vertrauen. Friedrich V. ist nicht der Mann, der diesen Künsten entgegenarbeiten und die Wahrheit, welche sich die Union auch gar nicht gern zugänglich machen wollte, aufdecken, eine Begeisterung für sich, die Böhmen und die Reformation, hätte herbeiführen können.

Die Zweifel und Ungewißheiten, welche die Fürsten und Stände der Union schon früher gehegt, werden durch das Schreiben und die Versprechungen des Kaisers und durch die Künste, welche der kaiserliche Botschafter noch außerdem in Bewegung setzt, um ein Bedeutendes gesteigert. Hohenzollern versichert, es sei dem Kaiser besonders um Aufrechterhaltung des guten Friedens, um Austilgung des schädlichen Mißtrauens, das zwischen Katholischen und Protestanten obwalte, zu thun. Die Mehrung dieser Zweifel und Ungewißheiten

erkennt man aus der Antwort, die dem Kaiser von der Union gegeben wird. Sie nehmen zuerst mit Dank, aber doch nicht ohne einiges Mißtrauen blicken zu lassen, ob es damit auch aufrichtig gemeint, das Anerbieten des Kaisers, die Religions-Beschwerden abzustellen und das eingerissene Mißtrauen nach Möglichkeit auszutilgen, an. Sie stellen auf, wodurch das etwa erreicht werden könne und gedenken dabei auch Donauwörths, das nun über zehn Jahre, allen Ordnungen und Gesetzen des Reiches zum Hohn, dem Baier-Herzog überlassen. Darauf kommen sie auf die wichtigern Angelegenheiten und hier ist es besonders, wo ihre Zweifel und Ungewißheiten hervortreten. Sie verlangen von Ferdinand II., daß er für die Entwaffnung der Katholischen sorgen solle, sonst müßten sie zu ihrer Vertheidigung ebenfalls gerüstet bleiben. Es ist aber klar, daß Ferdinand II. Böhmen nicht erdrücken kann, wenn die Liga entwaffnet. Die Union wünscht also wohl, daß Böhmen stehen bleiben möge, nur will sie selbst nichts dafür thun. Wegen der böhmischen Angelegenheit selbst äußert sich die Union seltsam: die Vorgänge in Böhmen wären ihr unangenehm, unangenehm, daß sie nicht durch friedliche Unterhandlungen beigelegt worden, unangenehm, daß der Kaiser Truppen gegen Böhmen zusammengezogen. Sie, die Union, würde, wenn es zum Kampfe komme und etwa die königliche Würde in Böhmen, sonderlich in deren Erblanden, angegriffen werden sollte, einen evangelischen Stand nicht sinken lassen, sondern demselben „mit erlaubter Defension und Rettung" beispringen. Hiernach scheinet es, als wolle die Union doch die Sache der Böhmen im Nothfall selbst mit gewaffneter Hand unterstützen. Die Widersprüche, Zweideutigkeiten und Ungewißheiten des Schlusses aber geben ein deutliches Bild von der unentschlossenen Stimmung der Fürsten und Stände.

Nur mit rascher That konnte den Böhmen geholfen werden. Die Union, wenn sie gerettet werden sollten, mußte beschließen, sie unter allen Verhältnissen zu vertheidigen, die Vertheidigungs-Anstalten mußten auf der Stelle bereitet werden. Vielleicht hätte es nur eines solchen energischen Auftretens bedurft, um die Liga zurückzuschrecken. Aber weit sind die Fürsten und Stände der Union von einem solchen energischen Auftreten entfernt. Nachdem sie den nurerwähnten Schluß dem Kaiser mitgetheilt, wird eine Unions-Botschaft an Maximilian I. gesendet.

Nicht schwankend, zweideutig und unbestimmt hat unterdessen der Bundestag der Liga zu Würzburg gehandelt und es dabei selbst nicht verhelt, daß es Böhmen sei, darum man handele. Maximilian I. hat kaum nöthig gehabt, die Bundes-Mitglieder in Eifer und Feuer hineinzutreiben. Schon von selbst sind sie darin. Es wird beschlossen, auf das Schleunigste ein Heer von 25,000 Streitern aufzustellen und selbst das Gut der heiligen Kirche, wenn es die Noth erfordert, nicht zu schonen, alle katholische Stände und Gemeinheiten, besonders aber die reichen Prälaturen in Schwaben, sei es auch mit Zwang, noch in die Liga hereinzuziehen. Die Leitung des Ganzen wird einmüthig in die Hände Maximilians I. gelegt und ihm nach Möglichkeit in allen Stücken freie Hand gelassen, damit die Kräfte der Liga rechtzeitig zuschlagen könnten.

Diese Schlüsse der Liga, welche allein der Union den Blick in die Zukunft hätten eröffnen können, waren gefaßt, der katholische Bundestag auch schon auseinander gegangen, als sich die Botschafter von Nürnberg bei dem Baiern einstellten. Diese begehrt, daß allen Religions-Beschwerden der Protestanten ein Ende gemacht und die Liga die Waffen niederlege.

Binnen zwei Monaten erwarte man hierauf eine völlig befriedigende Antwort. Würde sie nicht gegeben, so werde sich die Union zu bewahren und die wahre und allein seligmachende Religion zu beschützen wissen. Böhmens wird in dieser Botschaft nicht ausdrücklich gedacht. Friedrich von der Pfalz aber wird in dem Schreiben stets König von Böhmen genannt, und wenn die Liga, wie hier begehrt wird, die Waffen niederlegt, so bleibt er es ja wohl auch. Die Union schien wieder zu bessern Entschlüssen gekommen zu sein. Die Botschaft an Maximilian I. lautete fast drohend und energisch. Der Herzog von Baiern aber wußte, daß hinter dieser fast drohenden und energischen Sprache nur Zweifel, Unentschlossenheit und Halbheit standen. Geschickt benutzte er den Umstand, daß die Union selbst der Liga zwei Monate Zeit zu einer entscheidenden Erklärung gelassen. Diese Zeit konnte zu den Rüstungen benutzt werden. War man dann gerüstet, so konnte eine kühnere Sprache geführt werden. Also antwortete Maximilian I. nur, und immer noch in den mildesten Tönen, die er finden konnte, daß die Abstellung der Beschwerden, deren Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit er wolle dahin gestellt sein lassen, nicht von ihm, sondern von dem Reiche abhange, daß die Entwaffnung der Liga ebenfalls nicht von ihm, sondern von dieser selbst abhange, wobei er aufrichtig genug war, es gleich im Voraus zu sagen, daß eine solche Entwaffnung schwerlich von der Liga würde beschlossen werden. Im Uebrigen wolle er einen Bundestag berufen und der Union die verlangte Erklärung binnen zwei Monaten zukommen lassen. Unter diesen Vorgängen war Friedrich V., der eine fast trübselige Rolle in ihnen gespielt, wieder nach Böhmen zurückgegangen. Alle Hoffnung, daß die Union, oder doch ein Theil derselben für ihn entscheiden werde, war noch nicht verloren.

Eine solche Unterstützung war um so dringender nothwendig, als in Böhmen selbst die Lage der Dinge übel war und durch die Thorheit Friedrichs immer übler gemacht ward. Der Mangel an Umsicht und Einsicht, welchen die böhmischen Herren schon durch die Wahl dieses Königs bewiesen, tritt allenthalben hervor. Sie meinen durch die Aufstellung eines neuen Königs genug gethan zu haben. Der müsse sie nun mit Hülfe der Union beschirmen, unterdessen könnten sie ruhig schlafen, banquetiren und gute Tage haben. Wenn sie Geld geben sollten, klagten sie, daß sie nichts besäßen und so konnte das Heer nicht ordentlich besoldet werden. Es fehlte demselben in der Regel an nichts wenigerm als an Allem. Friedrich that in Beziehung auf den Krieg, was er thun konnte. Auf eigene Kosten verstärkte er das Heer um 7000 Mann. In anderen Dingen aber verfuhr er ohne Sinn und Verstand.

Ein Versuch, den er noch am Ende dieses Jahres machte, das böhmische Lutherthum auf calvinischen Fuß umzugestalten, regte die böhmischen und die deutschen Lutheraner auf das Heftigste auf. Im Jahr 1620 erlassen lutherische Prediger Böhmens einen Angst- und Hülferuf an die Deutschen. Der Glaube der Calvinischen ist darin auf völlig gleiche Linie mit dem türkischen gestellt. Daß der reine, lutherische Glaube an den calvinischen Widerchrist, siebenmal schlimmer als der papistische, verkauft werde, möchten die Deutschen nicht dulden. Heftig klagen sie über Ränke, Kniffe und Schwänke der Calvinischen, die unter dem Vorwande, daß sie das Pabstthum vernichten wollten, nur auf den Untergang des allein seligmachenden Christen-Glaubens, der im Lutherthume wohne, sännen. Es hat die Lutherischen auch heftig verletzt, daß die Calvinischen bei Herauswerfung der katholischen Heiligenbilder

aus den Kirchen das Bild des Heilands auch mit herausgewiesen. Die deutschen Lutheraner haben aber nicht nöthig von den böhmischen aufgeregt zu werden. Ein Schrei des Unwillens ist so überlaut bei ihnen hervorgebrochen. Von allen Seiten rathen die Prediger und Gelehrten den Fürsten, um Gotteswillen nichts beizutragen für den Triumph des calvinischen Widerchrists. Die Fürsten und Stände aber waren schon an sich selbst dazu sehr geneigt. Wie konnte die Sache des gesammten Protestantismus gedeihen, wenn die Protestanten selbst sein Wesen so hart verkannten. Friedrich V. verwirrte und erbitterte anderwärts und in Böhmen die Gemüther durch solche calvinische Bestrebungen, während er den böhmischen Adel dadurch verletzte, daß er den Oberbefehl über das Heer nicht einem Böhmen, wie dem Grafen von Thurn, der wohl darauf Ansprüche hatte, sondern einem Deutschen, dem Fürsten Christian von Anhalt, übertrug. Unterdessen ward die Aussicht auf ausheimische Hülfe in demselben Maße geringer als sie nothwendiger ward.

Auf der einen Seite ward Bethlen Gabor, der Fürst von Siebenbürgen, immer unzuverlässiger, zweideutiger und seltsamer. Auf dem Presburger Reichstage war endlich von den Botschaftern Friedrichs für die böhmischen Lande mit Oestreich und mit Ungarn 15. Januar 1620 ein Bündniß abgeschlossen worden. Kein Theil soll fürderhin einen Krieg, es möge derselbe offensiver oder defensiver Natur sein, ohne den anderen beginnen. Jeder Theil hat dem andern, wenn er angegriffen wird, sofort beizuspringen. Keiner darf für sich allein Waffenstillstände oder andere Tractate mit einem Feinde schließen. Welcher Fürst diesen Bund aufgeben oder verletzen wird, dessen Stände sind des Eides der Treue quitt und ledig. Das naheste und engste Verhältniß soll zwischen den conföderirten Landen

eintreten, Streitigkeiten unter ihnen stets nur auf friedlichem Wege und auf der alle fünf Jahre abzuhaltenden General-Versammlung geschlichtet werden. Offenbar war diese Conföderation böhmischer Seits mit der Erwartung geschlossen, daß nun Bethlen Gabor, der in der Urkunde „Fürst oder König von Ungarn" genannt wird, offen gegen den Kaiser auftreten, sich des ungarischen Reiches eben so bemeistern sollte, wie Friedrich mit dem böhmischen gethan. Auch scheinet, außer Ungarn wollte Friedrich noch Oestreich dem Fürsten ebenfalls überlassen. Aber schon sind Gesandte Ferdinands II. mit den besten und schönsten Versprechungen eingetroffen: Alle politische Freiheiten sollen künftig pünctlich gehalten, die Beschwerden der ungarischen Protestanten nach dem Sinne des Wiener Religions-Friedens abgestellt werden. Für Bethlen Gabor brachten sie den Titel eines Fürsten mit. Der Siebenbürge hatte, wie es scheint, seitdem ihm nun einmal die böhmische Krone entgangen war, alle seine früheren Entwürfe aufgegeben oder war wenigstens zweifelhaft und ungewiß geworden. Am Tage darauf, nachdem der Bund mit Böhmen geschlossen worden, schließt Bethlen Gabor einen Tractat mit dem Kaiser, der als ein Schlag für die böhmische Sache betrachtet werden muß.

Bethlen Gabor schloß mit Kaiser Ferdinand II. einen Tractat, der besonders für den ersten Anblick in jeder Beziehung seltsam erscheint. Es soll zwischen dem Kaiser einerseits und den Ungarn andererseits ein Waffenstillstand eintreten. Während desselben soll ein ungarischer Reichstag gehalten und auf demselben alle Beschwerden der Ungarn abgestellt werden. Dieser Waffenstillstand soll auch auf Böhmen und die andern föderirten Provinzen ausgedehnt und der Fürst wird seine besten Dienste dazu anwenden, damit allenthalben die Waffen niedergelegt und ein billiger

und gerechter Friede gewonnen wird. Dem Abschlusse des Tractates voraus sind gegenseitige Versprechungen gegangen. Ferdinand II. verspricht dem Fürsten die schlesischen Herzogthümer Oppeln und Ratibor und vier ungarische Gespannschaften zur Einverleibung mit dem Fürstenthum Siebenbürgen für ewige Zeiten, acht andere zu lebenslänglichem Besitz. Dagegen hat Bethlen Gabor gelobt, alle andere Theile Ungarns wieder zu räumen und erklärt, daß er nur zu den Waffen gegriffen, um die Rechte, Freiheiten und Privilegien der Reiche von Ungarn und Böhmen zu schützen. Dieses wolle er auch fernerhin, aber ohne selbstsüchtige Entwürfe, weshalb er auch die ihm feierlich angebotene Krone Ungarns abgelehnt und gesonnen sei, seinen Zweck, der nur die Aufrechthaltung der Freiheiten obengenannter Reiche sei, lieber durch friedliche Unterhandlungen zu erreichen. Deshalb habe er die von dem Kaiser ihm gemachten Anerbietungen bereitwillig angenommen, werde und wolle nicht Fleiß und Anstrengung scheuen, um die in Ungarn, Oestreich und Böhmen zwischen Kaiser und Ständen entstandenen Zwistigkeiten durch heilsame Unterhandlungen in Gutem beizulegen.

Seltsam in aller Beziehung erscheint dieser Tractat, wenn man sich fragt, was Bethlen Gabor mit demselben beabsichtigte, da er doch etwas überhaupt damit beabsichtigen mußte. Es scheinet, er meinte, durch seine Dazwischenkunft werde es noch möglich sein, den Ausbruch des Krieges zwischen Böhmen und dem Kaiser abzuwehren. Es war ihm, da er selbst einmal nicht König in Böhmen geworden, ziemlich gleichgültig, wer es dort nun überhaupt sei, ob Ferdinand, ob Friedrich, wenn nur der protestantische Glaube in diesem Reiche erhalten ward. Auch Ungarn hatte nun keinen Werth mehr für ihn. Ein uns aufbehaltenes, dem König Friedrich von

Böhmen eingereichtes Gutachten über die damalige Lage der Dinge ist eben derselben Ansicht über Bethlen Gabor und seine Entwürfe. Eigentlich, wird in demselben gesagt, habe er König von Böhmen und Ungarn werden wollen. Daß er König von Böhmen nicht geworden, sei nicht allein der Grund seines zweideutigen Benehmens gegen Böhmen, sondern auch der Grund seines zweideutigen Benehmens in Ungarn. Denn er habe gemeint, und wohl mit Recht, daß er gegen Türken, Polen und den Kaiser selbst Ungarn nicht werde vertheidigen können, wenn er nicht zugleich auch König von Böhmen sei. Die Ansicht, welche in dieser Schrift Bethlen Gabor zugeschrieben wird und welche er sicher auch hatte, muß nun sein zweideutiges und besonders für den ersten Anblick auch seltsames Benehmen uns erklären. Er ist nun persönlich bei der ganzen Sache nicht weiter interessirt. Es kann ihm nur noch auf die Aufrechterhaltung des Protestantismus in Ungarn und Böhmen ankommen. Bethlen Gabor selbst ist Calvinist. Der Kaiser hat die Gesinnungen und die Gedanken des Fürsten wohl durchschaut und sie eben so wohl schnell benutzt. Er verspricht, alle Freiheiten und Privilegien Ungarns von neuem sicher zu stellen, versprach gewiß auch, wie es ja bei den deutschen Protestanten bereits geschehen, die kirchlich-religiösen Freiheiten Böhmens nicht zu schädigen. Hierdurch wollte er nicht allein Waffenruhe von dem Fürsten gewinnen, sondern auch erreichen, daß neue Zweifel und Ungewißheiten in die Seelen aller derer kommen möchten, die etwa noch geneigt, sich für der Böhmen Sache zu erheben. Denn wer soll sich noch für sie erheben, wenn von einer friedlichen Ausgleichung zwischen dem Kaiser und den Böhmen die Rede ist. Ja es beabsichtigt der Kaiser sicher damit auch, sogar nach Böhmen selbst, zwischen die Stände und Friedrich Mißtrauen und Spannung zu werfen.

Denn eine friedliche Ausgleichung zwischen dem Kaiser und Böhmen ist ja wohl in keiner anderen Weise als dadurch zu erreichen, daß die Böhmen den neugewählten König Friedrich wieder fallen lassen. Daß eine gütliche Vereinigung wirklich erreicht werden könnte, glaubt Ferdinand II. selbst sicher nicht. Aber durch die Aussicht darauf will er unter alle seine Gegner Ungewißheit, Zweideutigkeit und Mißtrauen werfen, bis die Liga mit ihren Rüstungen fertig und er Böhmen mit denselben niederwerfen kann. Als Sieger wird und will er aller gethanen Versprechungen vergessen.

Die ungarischen Stände scheinen gleich vom Anfange herein die auch nur vorübergehende Meinung des Fürsten, daß in friedlicher Weise von Ferdinand etwas zu erreichen sei, nicht getheilt zu haben. Sie erklären den Waffenstillstand und Tractat, den Bethlen Gabor mit dem Kaiser geschlossen, für unvereinbar mit der Föderation, in welche man eben erst mit den Böhmen getreten. Und als der Fürst doch mit dem Kaiser abgeschlossen, beschließen sie ihrerseits, daß man auf alle Fälle gerüstet bleiben, für Freiheit, Religion und Vaterland leben und sterben wolle, mit den deutschen Fürsten, mit Böhmen, selbst mit der Pforte Verbindungen angeknüpft werden müßten. Für das Innere Ungarns wollen sie, daß die katholische, calvinische und lutherische Kirche in voller Freiheit und Gleichheit neben einander bestehen, nur Jesuiten in keiner Weise in dem Lande geduldet werden sollten. Die Ausführung und Handhabung dieser Schlüsse ward dem Fürsten überwiesen. Damit ging im Februar der ungarische Reichstag auseinander, jedoch nur um bald wieder zu Neusohl zusammenzukommen.

Die Wendung der Angelegenheiten in Ungarn war aber für Friedrich von Böhmen ein nicht geringer Nachtheil. Denn

an die Stelle eines offenen Feindes, welchen der Kaiser in dem Fürsten von Siebenbürgen bis jetzt gehabt, durch welchen er von einer Seite her beschäftiget und bedrängt worden, war nun ein seltsamer Vermittler getreten, der die Waffen ruhen ließ, den Kaiser von dieser Seite vor der Hand nicht weiter bedrängte. Bethlen Gabor begann nun in der That sein Friedens-Vermittelungs-Geschäft, welches zu keinem Ende führen konnte, nach Kaiser Ferdinands II. Absicht auch zu einem solchen Ende nicht führen sollte. Denn er wollte immer nur mit den Böhmen unterhandeln, nicht mit ihrem neuen König Friedrich, den er nie anerkannte. Böhmen wollte er wieder haben, Friedrich sollte weichen. Darauf wollten die Böhmen nicht eingehen und so mußten sich alle friedliche Unterhandlungen zerschlagen. Indessen verlief eine geraume Zeit unter dem fruchtlosen Hin- und Herverhandeln und Kaiser Ferdinand erreichte damit wenigstens, daß unter alle denen, die ihm entgegenstanden, die Halbheit, die Unentschlossenheit, der Zweifel und die Ungewißheit größer ward.

Trübe und finster war das Jahr 1620 für Friedrich V. heraufgezogen. Des Kaisers Sachen aber nahmen eine immer günstigere Gestaltung an. So günstig war die Wendung der Dinge für ihn geworden, daß er, beinahe zu derselben Zeit, wo Bethlen Gabor sein fruchtloses Vermittelungsgeschäft begann, schon ziemlich offen mit seinen Gedanken hervortrat. Am 29. Januar 1620 machte er eine weitläuftige Schrift gegen die Böhmen bekannt. Noch einmal spricht der Kaiser in derselben aus, daß die Böhmen sonder allen Grund, indem ihre Privilegien und Freiheiten, namentlich der Majestätsbrief, nie von ihm verletzt worden, eine freche Revolution gegen ihn begonnen. Da sie nun alle friedliche Anträge, die er entweder selbst gethan oder durch andere thun lassen, alle Einigungs-

und Versöhnungs-Versuche zurückgewiesen, zur einer neuen Königswahl vorgeschritten, die null und nichtig an sich selbst sei, so werde er seiner Rechte mit Zwang und Gewalt wahren, die unter dem Deckmantel der Religion gemachte Revolution zu strafen wissen. Noch einmal wird das Versprechen ausgesprochen, daß nichts desto weniger die Religions-Privilegien, und besonders der Majestätsbrief, unverkürzt würden von ihm erhalten werden. Am Schlusse der Schrift wendet sich der Kaiser an die deutschen Fürsten: sie möchten das von den Böhmen gegebene ärgerliche Beispiel frechen Aufstandes der Unterthanen gegen die fürstliche Gewalt wohl bedenken und dasselbe zu eigenem Schaden nicht etwa unterstützen. Nichts liege dem Kaiser mehr am Herzen als die Aufrechterhaltung des hochtheuren Religions-Friedens und der allgemeinen Ruhe. Diese täuschungsvollen Reden waren sichtbar darauf berechnet, die Besorgnisse der deutschen Protestanten, als handle es sich in Böhmen auch um den Protestantismus, immer mehr zu zerstreuen und sie auf so lange Zeit, bis Kaiser und Liga mit den Waffen würden sprechen können, in Ruhe zu wiegen.

Nur zu gut gelangen auch diese Künste bei den deutschen Fürsten. Es ward aber auch dafür Alles in Bewegung gesetzt. Durch den Landgrafen Ludwig von Hessen-Darmstadt, den er ganz für sich gewonnen, hatte der Kaiser Verbindungen mit Johann Georg I., Kurfürsten von Sachsen, noch ehe jene Schrift erschien, anknüpfen lassen. Die wiederholte Versicherung, daß es sich in Böhmen nicht um Kirche und Glauben handele, sondern nur um eine Staats-Sache, wirkte bei dem Kurfürsten um so mehr, als die Erhebung Friedrichs auf den böhmischen Thron seinen Neid erregt, der Triumph des Calvinismus, auf den dieser zu denken schien, ihn erbitterte, endlich in seinem Herzen eine strenge Achtung vor dem

gewöhnlichen Rechte wohnte. Auch mag wohl sein, daß jetzo schon die Lausitz dem Sachsen versprochen worden, wenn er nicht allein neutral bleiben, sondern selbst für den Kaiser und gegen Böhmen zu den Waffen greifen wolle. Hierüber muß indessen erst spätere nähere Verständigung getroffen werden. Vor der Hand gewinnt der Kaiser die Sicherheit, daß der Kurfürst, den eine Streitmacht, die fast allein die Liga in Schach hätte halten können, bedeutend macht, neutral in dem bevorstehenden Kampf bleiben wird. Das Beispiel Sachsens wird wohl den ganzen ober- und niedersächsischen Kreis bestimmen. Die protestantische Union ist dann in sich selbst gebrochen und kaum weiter zu fürchten. Diese Umstände haben den Kaiser ermuthiget, mit der harten Erklärung gegen die Böhmen, deren eben gedacht worden, hervorzutreten.

Der Kurfürst von Sachsen hatte zu einer näheren Vereinigung mit dem Kaiser und damit die ober- und niedersächsischen Stände wenigstens zur Neutralität in dem bevorstehenden Kampfe bewogen würden, noch eine Bedingung gesetzt. Der Kaiser und die Katholiken müßten diesen Ständen den ruhigen und sichern Besitz der geistlichen Güter, welche zum Theil trotz des geistlichen Vorbehalts in protestantische Hände gekommen, garantiren und gewährleisten. Auch hierüber wurden dem Kurfürsten befriedigende Erklärungen gegeben. Es sollte eine Versammlung der angesehensten Reichsfürsten zu Mühlhausen gehalten, auf derselben die geforderte Gewährleistung in bestimmter Form gegeben werden. Weder dem Kaiser noch den Häuptern der katholischen Partei kam es auf einige Versprechungen mehr oder weniger an. Erlangte man dadurch nur, daß man in eine Lage und Verfassung hineinkam, welche die Macht schaffte, sich über diese Versprechungen hinwegsetzen zu können, so wie man das nur selbst wollte.

Um Sachsen, die Union, beinahe Alle, die etwa noch eine halbe Lust hatten, für Böhmen und Friedrich V. aufzutreten, in Ruhe zu bringen, brauchte man nur noch einige recht feierliche Angelöbnisse zu geben. Sie waren ja so ehrlich zu meinen, daß es damit ehrlich gemeint sei. Zuerst antwortete nun die Liga, nachdem die zweimonatliche Frist bereits verlaufen, am Anfange des März-Monats, auf die Anforderungen der Union. In dieser Antwort wird zunächst die Waffenrüstung der Katholischen dargestellt als nur bestimmt zur Vertheidigung, auch nicht von ihnen, sondern von protestantischer Seite begonnen. Beweglich stellen sie die Noth dar, welche besonders die Lande der geistlichen Herren vom Durchzuge der Truppen protestantischer Fürsten erlitten. Um des lieben Friedens selbst willen und so lange die Widerpart dasselbe thue, so lange die Unruhen in Böhmen, Ungarn und Oestreich fortdauerten, von denen ja das ganze Reich bedroht sei, müßten sie unter den Waffen bleiben. Damit ist die erste Forderung der Union, daß die Liga entwaffnen solle, umgangen und abgewiesen. Was die zweite betrifft, sofortige Abstellung aller Religions-Beschwerden, so wundert sich die Liga in ihrer Antwort gewaltig darüber, daß von ihr die Entscheidung so verworrener Angelegenheiten begehrt werde, die doch nur von der gesammten Reichs-Versammlung entschieden werden könnten. Doch versprach sie mittelbar ihre guten Dienste, denn es ist ihr auf der ganzen Welt nichts lieber und theurer als die Aufrechterhaltung des Friedens im Reiche und die Vertilgung alles bösen Mißtrauens.

Die Union mußte damals so schon als innerlich aufgelößt betrachtet werden. Die Einen fürchteten in der böhmischen Sache nur den calvinischen Widerchrist zu unterstützen und meinten so, daß sie sich aller Theilnahme fern halten müßten,

die Andern glaubten, daß der Protestantismus bei dieser Angelegenheit ganz ungefährdet sei. Ja nicht Neutralität allein, Hülfe sogar konnte man von einem der mächtigsten protestantischen Fürsten des Reiches erwarten. Johann Georg I. von Sachsen war dazu geneigt, nur mußte man ihn noch durch besondere Versprechungen bestimmen und gewinnen. In demselben Monat März ward eine Zusammenkunft zu Mühlhausen zwischen Baiern, Köln und Mainz einer=, Kur=Sachsen und Hessen=Darmstadt andererseits gehalten. Erstere, die Katholischen, stellten hier dem Kurfürsten für sich und den ganzen ober= und niedersächsischen Kreis eine Versicherungs-Urkunde zugleich für sich und im Namen aller katholischen Stände überhaupt aus, daß sie in gemeldeten Kreisen die Protestanten, dafern sie es nur in der böhmischen Sache und künftigen ähnlichen Fällen mit Kaiser und Reich halten würden, in den Besitz der eingezogenen geistlich=katholischen Stifter und Güter nicht allein nicht schädigen, sondern darin sogar beschützen wollten, wobei sie jedoch für die Zukunft den geistlichen Vorbehalt für fortbestehend und bindend erklären. Dieselben katholischen Stände, welche, der Union gegenüber, so eben erklärt, daß sie ja in Reichs=Sachen nichts für sich entscheiden könnten, geben sogleich darauf, dem Sachsen gegenüber, doch eine solche Entscheidung, sattsam hierdurch schon ihre List und Zweideutigkeit zu erkennen gebend. Die protestantischen Fürsten und Stände aber wollen diese nicht sehen und der Kurfürst von Sachsen, dessen Entschluß wohl ganz Ober= und Nieder=Sachsen folgen wird, ist mit der gegebenen Entscheidung vollkommen zufrieden. Seit dieser Zeit mag Johann Georg I., beruhiget wegen der katholischen Stifter, die Sachsen eingezogen, durch diese Erklärung, beruhiget wegen der Sache des ganzen Protestantismus durch viele

andere und feierliche Erklärungen, gelockt von der Aussicht, einen Theil des böhmischen Reiches zu gewinnen, auch beunruhiget durch eine nahe Verbindung, die sich zwischen Friedrich von Böhmen und Sachsen-Weimar gestaltet, sich entschlossen haben, für den Kaiser die Waffen zu ergreifen.

Die Mühlhauser Versammlung erläßt ein drohendes Schreiben an den neuen König von Böhmen: er soll dem Reiche Böhmen, das dem Kaiser wider Gott und Recht genommen, entsagen und es sofort wieder räumen. Sie, die zu Mühlhausen versammelten Fürsten, werden nicht dulden, daß das Recht gekränkt werde, daß von Böhmen aus ein Brand entstehe, der vielleicht sogar dem türkischen Erzfeind Thor und Thür zum Reiche erschließen könne. So redete nun die Liga jetzo eine ganz andere Sprache als noch vor kurzer Zeit. Nicht zur Vertheidigung ist sie unter die Waffen getreten, sondern um dem Kaiser Böhmen wieder zu gewinnen. Sie kann den früher aufgestellten Vorwand fallen lassen und offen mit ihren Entwürfen hervortreten. Die protestantischen Fürsten sind ja durch viele Versprechungen und Angelöbnisse in Ruhe gewiegt, und einer von ihnen will selbst für den Kaiser zu den Waffen greifen. Sie meinen ja, es handele sich in Böhmen gar nicht um den Protestantismus. Maximilian I. von Baiern aber entwickelte unter diesen Verhältnissen eine große Thätigkeit, damit der Erfolg gesichert werde. In Madrid und in Rom trieben seine Botschafter um Hülfe an Geld und Truppen. In die Liga herein wurden noch alle katholische Stände gezogen und ihre Rüstungen mit großem Eifer betrieben. In Baiern selbst hatte der Kurfürst eine vortreffliche National-Miliz schon seit langer Zeit aufgerichtet, die bestimmt war, das Land selbst zu vertheidigen, wenn das eigentliche Heer in fernen Landen sein würde.

Zum Ueberfluß schrieb die Mühlhauser Versammlung auch noch an die böhmischen, ungarischen und östreichischen Stände, ernstlich und drohend sie auffordernd, sich wieder in Gehorsam dem Kaiser, ihrem Herrn, zu fügen. Die Union wird ermahnt, die böhmische Rebellen-Sache nicht zu unterstützen und Kaiser Ferdinand II. erläßt bald darauf sogar einen offenen Befehl an Friedrich V. von der Pfalz, das mit höchstem Unrecht genommene Böhmen zu räumen. Trefflich versteht es die katholische Partei, dem neuen König von Böhmen alle ausheimische Hülfe, auf die er gezählt, zu entwinden. Friedrich war im Februar 1620 zuerst nach Mähren, dann nach Schlesien gegangen, um die Huldigung zu empfangen. Die katholischen Stände Schlesiens, die Herzöge von Troppau und Teschen und der Fürstbischof, Erzherzog Karl, der nach Polen entwichen, weigerten sie. Den schlesischen Calvinisten bewilligte Friedrich 5. März 1620 einen Majestätsbrief, worüber wieder die Lutheraner höchst unzufrieden waren. Friedrich kehrte nach Böhmen zurück und ein Landtag ward zu Prag 25. März 1620 eröffnet. Wie zweifelhaft und unsicher die Sachen in Böhmen selbst standen, geht deutlich aus einer schon oben erwähnten Schrift hervor. Sie enthält die Rathschläge eines Zeitgenossen an Friedrich, wie er sich unter diesen schweren Zeitläuften zu betragen habe. Die Böhmen, besonders die Landherrn und der Adel mit ihrer Zügellosigkeit, Frechheit, unabhängigen Sinne können kaum als Freunde, geschweige denn als Unterthanen Friedrichs angesehen werden. Sie haben sich schon verlauten lassen, auch diesen König könnten sie wieder vertreiben und sich noch einen andern erkiesen. Der Rathgeber meinet, Friedrich solle sich noch gar nicht als König betrachten, sondern gleichsam nur als einen eingesetzten Baum, der, bis er eingewurzelt, sich durch Nebenstangen erst befesti-

gen müsse. Es meint derselbe ferner, Friedrich könne die übergroßen Freiheiten der böhmischen Stände nicht dulden. Bedingungen hätten sie ihm gestellt, die Friedrich zum Leibeigenen machten. Der König solle sich der vornehmsten Böhmen mit guter Manier entledigen, dem Adel und den Städten schlau und allmälig ihre Freiheiten entwinden. Friedrich hatte nun wohl keine Zeit, an so große Dinge zu denken, aber beinahe scheint es, der böhmische Adel argwohnte, daß am Hofe Entwürfe gegen die selbstgemachten Freiheiten der Stände aufkommen möchten, wenn Friedrich nur erst durch einen glücklichen Kampf gegen den Kaiser recht festen Fuß in Böhmen gewonnen. Darum waren sie so laß und so lau in der Vertheidigung seiner Sache, von welcher sie thöricht verkannten, daß sie zuletzt mehr ihre eigene als die Sache Friedrichs sei.

So müssen sich allenthalben die Dinge günstig für Kaiser Ferdinand II. stellen und von vielen Seiten darauf hingewirkt werden, daß der große Triumph des Protestantismus, der durch die böhmische Revolution Anfangs herbeigeführt zu werden scheinet, in das Gegentheil, in Rückschreiten des Protestantismus, überschlägt. Die böhmischen zu Prag versammelten Stände scheinen indessen doch zu fühlen, daß auch von ihnen etwas geschehen müsse. Es wurden Steuern für den Krieg angeordnet, die Stände übernahmen sogleich selbst die Zahlung nicht unbedeutender Summen, und bei feindlichen Einbrüchen in das Land sollte alles Volk zu den Waffen greifen. Dem König ward aufgegeben, die Föderation mit Ungarn und Oestreich festzuhalten und eine Botschaft an den Groß-Türken zu senden. Zwei böhmische Botschafter, Johann von Köln und Samuel Gschin von Bezdiczy, finden sich auch bald darauf in Konstantinopel, ja auch ein Bote des Groß-Türken,

Mehemed Bassa, kommt in Prag an. Indessen gewinnt man durch die Verbindung mit dem Erbfeinde der Christenheit, der eben damals mit Polen beschäftiget, weiter nichts als daß Alles, und besonders die deutschen Protestanten, denen Vereinigung mit den Türken ein Gräuel der Verwüstung ist, die Herzen noch mehr von der Böhmen Sache abwendet. Im Uebrigen erfüllen die böhmischen Stände noch einen Lieblingswunsch ihres neuen Königs. Sie wählen dessen ältesten Sohn, Friedrich Heinrich, zum künftigen König.

Noch andere Dinge, die nicht ohne Bedeutung waren, gingen auf dem Prager Landtage, der die Abgeordneten aller vier böhmischen Lande umschloß, vor sich. Bethlen Gabor hatte sich geraume Zeit gemühet, auch zwischen Böhmen und dem Kaiser einen Waffenstillstand zu Wege zu bringen, der zu Friedens-Unterhandlungen benutzt werden sollte. Aber er hatte, obwohl eine Art von thatsächlichem Waffenstillstand zwischen Böhmen und dem Kaiser eingetreten, doch für den Frieden weder auf der einen, noch auf der andern Seite Bereitwilligkeit gefunden. Friedrich mußte fürchten, daß er selbst das Opfer eines solchen Friedens werden könne und hatte daher keine Bereitwilligkeit für die Unterhandlungen gezeigt. Ferdinand II., dem Kaiser, ward es mit dem Frieden um so geringerer Ernst, je günstiger sich die Aussichten sonst für ihn gestalteten. Er wollte mit den Verhandlungen höchstens Zeit gewinnen. Darum hatte er zwar einen freien Geleitsbrief für böhmische Bevollmächtigte ausgestellt, Friedrichs aber in demselben gar keine Erwähnung gethan. Deshalb hatten die Böhmen wieder Alles von der Hand gewiesen. Bethlen Gabor hatte nun den Gedanken, auf diesem Wege zum Ende zu kommen, selbst fast wieder aufgegeben. Fühlend, daß er sich doch selbst, und sogar in seinem eigentlichen Fürstenthume

Siebenbürgen, Preis gebe, wenn er das Uebergewicht ganz in die Hände des Kaisers gerathen und die Böhmen fallen lasse, nähert er sich diesen wieder, sendet einen Theil seines Heeres an die Grenzen von Mähren, um den Böhmen beispringen zu können. Seine Botschafter, Emerich Thurzo, Michael Bossanyi und Joachim Magdeburger, waren vor den böhmischen Ständen zu Prag erschienen. Zwar ermahnten sie allerdings noch die Böhmen zu Waffenstillstand und Friedensverhandlungen, aber es scheinet das beinahe nur um der öffentlichen Meinung willen geschehen zu sein. Es sollte scheinen, als habe man alles Mögliche für den Frieden gethan; die Blutschuld falle nun besonders auf Kaiser Ferdinand II. Weit mehr redeten die ungarischen Boten von Bündnissen und Anstalten, die für den nahen und unvermeidlichen Krieg nothwendig. Auch luden sie die Böhmen ein, in ihren Abgeordneten auf dem Landtage zu Neusohl zu erscheinen, welcher für ihr Reich ausgeschrieben worden. Demgemäß nun ward die Urkunde des Bundes zwischen dem böhmischen und dem ungarischen Reiche, schon früher aufgesetzt, aber nicht vollzogen, feierlich unterzeichnet und die Diplome am 26. April 1620 ausgewechselt. Damit schien Bethlen Gabor sichern Schrittes in eine Bahn einzuschreiten, auf der er bis jetzt nur zögernd, zweideutig und ungewiß gegangen. Seine Feindschaft gegen Kaiser Ferdinand II. war nun beinahe eben so offen und unzweideutig ausgesprochen als die Feindschaft der Böhmen. Der Krieg, welcher diesen bevorstand, schien nun auch der Krieg Bethlen Gabors werden zu müssen. Und in der nächsten Zeit war es, als wollte diese neue Hoffnung für die böhmische Sache sich bedeutend stärken. Die Ungarn eröffneten am 31. Mai 1620 ihren Landtag zu Neusohl. Die Abgeordneten aller böhmischen Lande waren zugegen und der



Christian IV.,
König von Dänemark.

Christine,
Königin von Schweden.

Jacob I.,
König von England.

Bethlen Gabor,
Fürst von Siebenbürgen.

Lith. u. Druck v. Ed. Pietzsch & Co. in Dresden.

Ungarn Stimmung gegen Ferdinand II. eben ungemein bitter. Denn es waren wieder polnische Krieger mit Brand, Verheerung und Mord in Ungarn eingebrochen. In diesen Augenblicken stand der Ausbruch des Krieges gegen die Böhmen schon ganz nahe bevor, denn schon im Monat Juli beginnen die Operationen.

Alles mußte daher dem Kaiser darauf ankommen, wenn er, wie unwahrscheinlich, eine Aussöhnung mit Bethlen Gabor und den Ungarn nicht gewinnen könne, doch den offenen Abfall Ungarns und den Ausbruch des Krieges auch mit den Ungarn so lange als möglich aufzuhalten. Dieses gelang ihm, weil am Anfange des Neusohler Landtages die Verhältnisse zwischen ihm und den Ungarn noch sehr seltsam standen, sie und Bethlen Gabor zu rascher und kühner That immer noch nicht fest entschlossen waren. Kaiserliche Botschafter waren auch auf dem Neusohler Landtage erschienen und brachten die besten und schönsten Worte mit: alle Rechte, Vorzüge und Freiheiten Ungarns sollten ungefährdet erhalten, alle Beschwerden abgestellt werden. Dagegen sollte Ungarn aber auch in Ferdinands Gehorsam zurückkommen und der Sache der böhmischen Rebellen sich fern halten. Lange nun zogen und spannen sich die Verhandlungen, eben weil Bethlen Gabor und die Ungarn noch nicht fest und sicher waren, hin. Nach der Mitte des Augustmonats erst zogen des Kaisers Boten ganz unverrichteter Sache wieder ab, nachdem sie Protestation gegen Alles, was die Stände gethan und noch thun würden, eingelegt. Nicht lange darauf, am 27. Aug. 1620, ward Bethlen Gabor zum König Ungarns gewählt. Die Wahl geschah keineswegs von lutherischen und calvinischen Ständen allein, auch nicht wenig katholische hatten sich ihnen zugesellt. Eine Wahlcapitulation ward Bethlen Gabor vorgelegt und

von ihm angenommen. Sie trug einen Geist der Toleranz und Milde in kirchlich-religiöser Beziehung in sich, der damals eine höchst seltene Erscheinung war. Allen Priestern und Predigern der drei gesetzlich in Ungarn bestehenden Kirchen war das gegenseitige Schimpfen und Schmähen auf das nachdrücklichste verboten. Bethlen Gabor nahm nun zwar den Königstitel an, zeigte aber darin, daß er standhaft weigerte sich krönen zu lassen, immer noch etwas von der alten Unbestimmtheit und Ungewißheit. Und es begleiteten ihn diese fort und fort. Er eilte nicht mit seiner Heeresmacht im September, wie es nothwendig gewesen, wenn noch die ganze Sache gerettet werden sollte, nach Böhmen, sondern begnügte sich in Ungarn selbst die Magnaten zu bekämpfen, die noch zu Ferdinand II. standen, und gegen den kleinen Heerhaufen zu streiten, mit dem Graf Dampierre hier noch des Kaisers Sache verstritt. So war am Ende doch Bethlen Gabor nicht bei dem Entscheidungskampfe, die Hoffnungen der Böhmen auf ihn verloren. Die Böhmen selbst waren es gewesen, die sich darum betrogen. Wie ganz anders würden die Dinge gegangen sein, wenn sie Bethlen Gabor zum König gewählt.

Und nicht minder als in Ungarn hatte sich die Gunst des Schicksals, nachdem sie selbst mit Thorheit begonnen, auch anderwärts allenthalben gegen die Böhmen gewendet. Gewährend, wie für ihn je länger je mehr die Sachen sich günstig gestalteten, war Kaiser Ferdinand II. offener hervorgetreten und schon konnte man an Allem, was geschah, erkennen, was der von Jesuiten geleitete, mit dem Geiste der Jesuiten erfüllte Kaiser thun würde, wenn der Sieg in seine Hand gekommen. Die Fürsten Deutschlands, die sich und ihre Lande zur Reformation gewendet, wollten es nicht sehen und darum sahen sie es nicht. Sie geben denen Treu und Glauben, welche Treu und Glau-

den in sich selbst aufgelößt und zerstört, die mit Worten, Versprechungen und Eiden, den Ketzern, wie sie es nannten, gegenüber, ein freches Spiel zu treiben gelernt. Es waren vier Dinge und vier Kräfte, auf welche Kaiser Ferdinand II., nachdem seine Täuschungskünste ihm einmal gelungen, zählen konnte. Zuerst sein eigenes, auch nicht unbedeutendes Heer, das von Bouquoy und Dampierre befehligt ward. Zweitens die Macht Johann Georgs I. von Sachsen, der sich nun unter dem Laufe der letzten Ereignisse ganz für den Kaiser entschieden und für ihn die Waffen rüstete, um in der Lausitz einzufallen. Am 6. Juni 1620 hatte ihm Ferdinand für die Kriegskosten, die er aufwenden würde, die beiden Markgrafthümer Ober= und Nieder=Lausitz als Pfandschaft ausgesetzt, unter der Bedingung, daß er die katholische Geistlichkeit bei ihrem damaligen Stand schütze und den Augsburgischen Confessions=Verwandten keine weiteren Neuerungen gestatte. Es wäre ungerecht zu klagen, daß Johann Georg I. für den Preis der Lausitz die Sache des Protestantismus aufgegeben. Er war ja auch getäuscht worden, wie alle andere, und meinte, daß es sich hier um den Glauben gar nicht handele, setzte Treu und Glauben in die, die Treu und Glauben in sich selbst vernichtet hatten. Darum stellte sich Johann Georg I. langsam und zögernd zwar, weil er auch nicht ohne Mißtrauen war, aber endlich doch zu dem Kaiser und harrte bei demselben aus, obwohl die Ritterschaft seines Landes keine Theilnahme am böhmischen Kriege wollte und mißtrauischer als der Kurfürst davon ernstlich abmahnete. Drittens hatte der spanische Hof fünf und zwanzigtausend Streiter unter Spinola für den Krieg gegen Friedrich von Böhmen bestimmt.

Als diese Fremden bald nach dem wirklichen Ausbruche des Krieges auf dem heiligen Boden des alten Reiches erschie=

nen, erschien von einem calvinischen Deutschen eine kleine Schrift, „der spanische Schlaftrunk" betitelt, in der er Ach und Wehe über die Verräther ruft, die den grausamen, selbstsüchtigen, tyrannischen Fremden in das Vaterland hereingerufen. Es erfreuet, wenigstens eine Stimme aus dieser entsetzlichen Zeit zu hören, die an Deutschland und deutsche Interessen mahnete. Aber was frugen die Jesuiten und die Jesuitenjünger nach Deutschland und nach deutschen Interessen. Viertens und schlüßlich boten sich dem Kaiser die Mittel dar, welche die Liga für ihn gerüstet, deren Heer dem Tilly, dem Freiherrn von Tscherclas, einem im Kriege wohlerfahrenen Manne, anvertraut worden. Mit diesen vier Kräften konnte der Kaiser den Kampf wohl mit Aussicht auf glücklichen Erfolg eröffnen. Schon an sich selbst waren sie bedeutend, bedeutender wurden sie noch, wenn man auf den Gegner, seine Bundesgenossen und seine Macht, sah. Die Bundesgenossen waren ihm theils durch den Mißbrauch mit Treu und Glauben, theils durch ungünstige Verhältnisse schon entwunden.

Wie es mit Ungarn stand, davon ist bereits gesprochen worden; wie es mit der Union kam, davon ist noch zu berichten. Noch war es bis kurz vor dem wirklichen Ausbruch des Krieges nicht völlig entschieden, ob sie Friedrich und die Böhmen würde fallen lassen. Dieser Bundesgenosse war noch hinwegzuräumen, und es gelang durch dieselben Künste, welche schon früher angewendet worden. Die Truppen der Union waren bei Ulm, die Truppen der Liga bei Dillingen versammelt. In Ulm selbst rathschlagten die protestantischen Fürsten, was sie zu thun hätten, noch immer zweifelhaft und ungewiß, ob die gethanen Versprechungen aufrichtig und treu, doch der böhmischen Sache bereits innerlich mehr abgeneigt als zugeneigt. Französische Botschafter waren auf dem Bundes-

tage; sie riethen, sich um die Böhmen nicht zu kümmern und so dem Reiche Ruhe und Frieden zu erhalten.

Da meldete sich auch Maximilian I. von Baiern. Es war kurz vor dem Schlage, welcher geschehen sollte, keine gute Zeit, noch einmal Versprechungen, die man nicht zu halten gedachte, zu wiederholen. Daher frug der Baier-Herzog dieses Mal nur an, ob die Union gewillet, den Frieden mit der Liga und im Reiche zu halten. Und sie, die Fürsten der Union, fußend auf die früheren, oft wiederholten Versprechungen, daß der Glaube in Böhmen nicht gefährdet sein sollte, meinend, daß Deutschland um der politischen Revolution der Böhmen willen nicht gefährdet, zerrüttet, mit Bürgerblut erfüllt, dem Fremden Preis gegeben werden dürfe, ließen sich bereit zu einem Tractate finden. Am 3. Juli 1620 ward er zu Ulm abgeschlossen. Beide Theile gelobten, sich nicht zu bekriegen und zu schädigen, sich den Truppendurchzug gegenseitig zu gestatten, alle obwaltende Streitigkeiten in Fried' und Ruhe auszugleichen. In diesen Tractat sollte das Königreich Böhmen nicht eingeschlossen sein. Die Union verspricht, hier den Sachen ihren Lauf zu lassen und die böhmische Revolution ist damit vollständig aufgegeben. Die Kurpfalz aber soll in diesen Frieden eben so gut wie, Böhmen ausgenommen, alle andere Lande des Reiches eingeschlossen sein. In seiner Pfalz also soll Friedrich V. aufrecht erhalten werden. Die Liga verspricht's, ihn dort nicht zu schädigen, verspricht's wie alles Andere mit dem Entschlusse, es nicht zu halten; nur bis der Sieg gewonnen, müssen schöne Worte und täuschende Versprechungen gegeben werden. Die Union hält indessen ihr Heer noch beisammen und scheinet den Spaniern unter Spinola wehren zu wollen, wenn etwa durch diese die Kurpfalz sollte überschwemmt werden.

Daß Vielköpfigkeit, Kraftlosigkeit und Schwäche an dem Frieden von Ulm auch ihren Antheil gehabt, läßt sich wohl nicht läugnen. Die Hauptsache aber war, daß die Union mit vielen und feierlichen Versprechungen getäuscht und betrogen worden.

Nun hatten Maximilian I. und Ferdinand II. alle Hindernisse hinweggeräumt und es kam darauf an, mit entschlossener Schnelle zu handeln und zu vollenden, ehe die protestantischen Fürsten zur Besinnung kämen. Noch im Julimonat brach Maximilian I. mit dem Heere der Liga zuerst in das Erzherzogthum Oestreich ein, als Vollstrecker kaiserlicher Gebote sich ankündend. Erzherzog Albrecht hatte sich schon am Anfange des Jahres 1620 aller seiner Rechte auf Oestreich zu Gunsten Ferdinand II. begeben. Während der größeren Ereignisse war auch Oestreich von den heftigsten Unruhen erschüttert worden. In offener Parteiung standen sich katholische und evangelische Stände, jene für den Kaiser, diese für Böhmen entgegen. Die letzteren hatten, weil Friedrich von Böhmen selbst sich gar wenig um sie kümmerte, das Uebergewicht nicht gewinnen können. In Nieder-Oestreich hatte der Kaiser, kurz vor dem Ausbruch des böhmischen Krieges, durch eine Bestätigung der Privilegien und Freiheiten, unter denen auch die kirchlich-religiösen wenigstens mit verstanden werden konnten, obwohl sie nicht ausdrücklich mit genannt worden, die Erbhuldigung gewonnen. In Ober-Oestreich hatte er sie noch nicht gewinnen können und das Land stand noch wie im Aufstande gegen ihn da, als Maximilian I. die Grenze mit Heeresmacht überschritt und so den Kampf eröffnete.

Friedrich von Böhmen und sein Feldherr, der Fürst von Anhalt, hätten den Krieg mit viel größerer Umsicht, als es geschehen, führen sollen. Nur durch kecke, ja durch halbver-

zweifelte Maßregeln, zu denen sie beide die Männer nicht waren, konnte eine günstige Entscheidung herbeigeführt werden. Vorrücken nach Oestreich wäre wohl das Beste gewesen. Friedrich aber war nicht gekommen und so mußte sich zuerst Ober-Oestreich fügen. Die zu Linz versammelten Stände, gebieterisch aufgefordert, die Interims-Huldigung zu leisten, versuchten vergebens, vorher von dem Baierherzog eine neue Bestätigung ihrer kirchlich-religiösen Freiheiten zu gewinnen. Es war nun schon nicht mehr Noth, täuschende Versprechungen zu geben. Darum wieß sie Maximilian I. mit Allem, was sie begehrten, an den fernen Kaiser und verlangte, daß sie die Huldigung sofort leisteten. Von den Böhmen verlassen, konnten die Stände Ober-Oestreichs nicht anders. Aus Nieder-Oestreich zogen die wenigen böhmischen Besatzungen ab und so ward Maximilian I. in wenigen Wochen Meister des ganzen Landes, konnte auch seine Vereinigung mit einem Theile des kaiserlichen Heeres unter Bouquoy bewirken. Der andere unter Dampierre kämpfte gegen Bethlen Gabor.

Jetzo schon wollte Ferdinand II. mit seinen eigentlichen Gesinnungen und Entwürfen, die gegen den Protestantismus an sich selbst gerichtet, hervortreten. Er begehrte von dem Baiern, daß er sogleich ein Strafgericht über Oestreich ergehen und den protestantischen Gottesdienst abstellen lasse. Aber Maximilian I. sah klug, daß es dazu noch viel zu früh sei. Erst mußte ja der Hauptschlag in Böhmen geschehen sein, ehe die protestantischen Fürsten aus ihren Täuschungen geweckt werden durften. Also weigerte er sich bestimmt und Ferdinand II. fügte sich, die höhere Klugheit und Schlauheit des Freundes anerkennend. Es war das Ende des Monats August und der Anfang des Septembers, darin die eben berichteten Sachen geschahen.

Unterdessen hatte sich auch Spinola aus den spanischen Niederlanden in Bewegung gesetzt und mit fünfundzwanzigtausend Streitern den Boden des heiligen Reiches betreten. Eine gleich starke Zahl war unter Velasco in den Niederlanden zurückgeblieben, um die nord-niederländische Republik zu bewachen, da der 1609 geschlossene zwölfjährige Waffenstillstand bald abgelaufen. Nun hatte sich die Union in dem Tractate von Ulm ausbedungen, daß Friedrichs V. altes Erbe, die Kurpfalz, ungeschädiget bleiben sollte. Sie hatte auch die stillschweigende Verpflichtung, die Kurpfalz zu vertheidigen, übernommen. Als nun aber Spinola heranrückt und von der Union freien Einzug begehrt, dabei versichernd, daß er keine Commission habe, dem Reiche oder einigen Fürsten zuwiderzuhandeln, protestirt die Union zwar gegen den Einzug, enthält sich aber aller Feindseligkeiten gegen die Spanier. So kann sich Spinola bis gegen Ende des Jahres in den Besitz der Pfalz setzen. Furcht und Schrecken vor Spaniens Macht scheint sich der Fürsten der Union bemeistert und ihnen sogar das Bewußtsein der Kraft, über welche sie zu verfügen hatten, genommen zu haben.

Johann Georg I. von Sachsen war beinahe zu derselben Zeit in den beiden Lausitzen eingebrochen und unterwarf sie sich nach einem kurzen Streite. Unterdessen war Maximilian I. von Baiern gleich am Anfange des Septembers, nachdem er etwa 6000 Mann in Oestreich zurückgelassen, in Böhmen eingedrungen. Bouquoy hatte zwar verlangt, daß der Krieg nach Mähren gespielt werde, damit Bethlen Gabor und König Friedrich auseinander gehalten würden. Aber Maximilian hatte mit scharfem Blicke erkannt, daß der Fürst von Siebenbürgen so nicht zu fürchten sei, daß ein entscheidender Schlag nur in Böhmen selbst geführt werden könne, daß

daselbst Verwirrung und Auflösung herrsche, durch welche jener Schlag sehr würde erleichtert werden. Etwa dreißigtausend Streiter stark scheinet das Heer, das in Böhmen einbrach, gewesen zu sein. Außer Tilly und Bouquoy erscheinen unter den Feldhauptleuten desselben Verdugo, Tieffenbach, Maradas, Pappenheim und der nachmals so genannte und bekannte Wallenstein, dessen Rolle in diesem Kriege aber wiederum eine sehr unbedeutende ist. Das Heer hauft in Böhmen mit Raub, Mord und Brand, mit Unmenschlichkeiten aller Art, wie Maximilian I. von Baiern selbst klagt, gegen Katholische eben so gut wie gegen Nicht=Katholische. Es sind alle Mittel und Wege hier vollkommen gleichgültig, wenn nur ein Zweck erreicht wird. Jetzo bezwecken die Grausamkeiten, die Gemüther der Menschen in Böhmen durch Angst und Schrecken niederzubeugen.

Der Fürst Christian von Anhalt, der für König Friedrich befehligte, beging den schweren Fehler, einen großen Theil des Landes in die Hände der Feinde fallen zu lassen, ehe er eine Schlacht lieferte. Nicht vor Prag, sondern gleich an den Grenzen Böhmens hätte die Schlacht geschlagen werden sollen. Das katholische Heer war bis in die Nähe der Stadt Pilsen gekommen, welche vom Grafen von Mannsfeld besetzt war. Geraume Zeit standen sich dort die Heere entgegen. Der Fürst von Anhalt konnte sich noch immer nicht zur Schlacht entschließen, welche der Graf von Thurn ungestüm, aber einsichtsvoll begehrte. Mehrere Schriften und Berichte von Zeitgenossen lassen deutlich erkennen, daß ein großer Theil der Böhmen, besonders des Adels, selbst in sein Unglück rannte und es selbst verschuldete. Es ist eine Gesinnung in ihnen beinahe wie in dem polnischen Adel späterer Zeit. Wie derselbe nichts so sehr fürchtet, nichts für so gefährlich hält als

gute Vertheidigungsanstalten, ein gutes Heer, weil ein solches von dem König benutzt werden könnte, den übertriebenen und unverständigen Freiheiten ein Ende zu machen, und dabei ganz vergißt, daß es doch nothwendig sei, um sie selbst und das Vaterland gegen einen fremden Feind zu verfechten, also auch der Adel Böhmens.

Beide, Brüder, Stammvettern und Geistesverwandte, sind durch solche namenlose Thorheit untergegangen. Beinahe gern, geben Zeitgenossen zu verstehen, hätte es der böhmische Adel gesehen, wenn sich das Heer geradehin aufgelößt. Mittelbar thaten sie für die Auflösung desselben, was sie konnten, brachten so viel Verwirrung und Unordnung als möglich hinein, gaben kein Geld her, daß die Soldaten weder bezahlt noch verproviantirt werden konnten, weshalb Unmuth und Unlust an dem Ganzen sich beim Ausbruche des Krieges im stärksten Maße unter den Truppen verbreitet. Selbst die Bürger von Prag wollen im gefährlichsten Augenblicke, wie der Feind schon in das Land gedrungen, dem König Friedrich nicht ein armseliges Anlehn, um die Truppen bezahlen zu können, bewilligen. Friedrich fühlet schon, daß er auf einem sehr hohlen und zweideutigen Boden steht, daß die Böhmen ihn und sich selbst schon vor der Entscheidung halb verrathen und verlassen haben. Bereits bei Pilsen will er daher Unterhandlungen mit Maximilian I. von Baiern beginnen, um, wo möglich, noch eine andere Auskunft als durch die Waffen zu gewinnen. Der Baier aber weißt alle Unterhandlungen ab, die nicht gleich mit der Thronentsagung Friedrichs anheben würden. Dazu will Friedrich sich nicht verstehen. Nun ist das Heer seine einzige Stütze, das auch aus etwa dreißigtausend Streitern bestanden zu haben scheinet, größtentheils geworbenes, fremdes Volk, unter dem besonders viele Ungarn.

Denn die allgemeine Landesbewaffnung ist nicht zu Stande gekommen. Die Herren und der Adel Böhmens mochten sich wohl noch der freien Gedanken erinnern, welche zu den hussitischen Zeiten unter die Bauern gekommen, als man ihnen die Waffen zu nehmen gestattet. So war Böhmen darauf gebracht, sich mit dem fremden Volke vertheidigen zu müssen, das noch obenein unmuthig durch Mangel und Vernachlässigung gemacht, an dieser Sache und an diesem Boden nicht mit dem Gefühle des Sohnes desselben hing.

Bei Pilsen mußte nun die Schlacht von den Böhmen geliefert werden. Preisgegeben konnte diese feste Stadt nicht werden, der Feind setzte sich sonst in derselben. Sie blieb daher auch von zwölftausend Streitern unter Mannsfeld besetzt. Lieferte man die Schlacht so nahe als möglich bei der Stadt, so konnten die Mannsfeldischen Truppen noch mit für den Kampf benutzt werden. Zog man sich weit von derselben hinweg, so waren sie für die Entscheidung des Krieges, einem verwegenen und entschlossenen Feinde gegenüber, fast verloren. Schwer war daher der Fehler des Fürsten von Anhalt, daß er nicht unter den Mauern von Pilsen die Schlacht erzwang.

Der kluge und gewandte Maximilian I. von Baiern benutzte bald der Feinde Fehler. Am 22. Octbr. 1620 brach er aus den Umgebungen Pilsens auf mit dem Vorsatze, nach Prag zu ziehen. Diese Bewegung war ihm um so nothwendiger, je mehr um Pilsen herum der Proviant ausgegangen war. Er kam bis Rakonitz. Die Böhmen, welche Mannsfeld in Pilsen zurückließen, stellten sich nun ebenfalls in einem wohlverschanzten Lager bei Rakonitz auf. Neue Zweifel und neue Ungewißheiten, ob hier die Schlacht geschlagen werden sollte. Diesen machte Maximilian I. dadurch ein Ende, daß er am 5. Novbr. gegen Mittag, nachdem er die Hoffnung

aufgegeben, die Böhmen aus ihrem verschanzten Lager heraus auf freien Kampfplatz zu locken, abzog, um sich gegen Prag zu bewegen. Prags Gefahr sollte den Feind zu einer Schlacht nöthigen. Wie der Fürst von Anhalt diese Bewegung gewahrte, brach auch er auf, um dem Gegner einen Vorsprung abzugewinnen. Bei Unhoscht, zwei Meilen von Prag, verließ König Friedrich sein Heer und begab sich in die Stadt, als komme es besonders darauf an, seine theure Person zu retten. Abends sehr spät am 7. Novbr. nahm der Fürst von Anhalt seine Stellung auf dem weißen Berge bei Prag. Der Standpunct war für die Böhmen sehr gut. Hinter sich hatten sie die befreundete Stadt Prag. Zur Rechten war der stark mit Truppen besetzte königliche Park, zur Linken ein steiler Abhang. Nur von vorn, wo der Berg sehr rauh und hügelicht war, konnten sie angegriffen werden. An Zahl waren die Böhmen freilich viel geringer als das katholische Heer. Etwas über zwanzigtausend waren ihrer, während das katholische etwa dreißigtausend zählte. Denn Maximilian I. von Baiern hatte, ohne sich vor der Hand weiter um Pilsen zu kümmern, fast alle seine Streitkräfte hier für den Entscheidungsschlag vereinigt. Bei Pilsen hätten die Böhmen mit gleichen Kräften dem Feinde entgegentreten können.

Indessen waren die Vortheile der Stellung auf dem Berge so groß, daß ein gutes Heer hier den Angriff des Feindes wenigstens abgewiesen hätte. Bei den Böhmen aber war ungeheure Verwirrung und Thorheit. So wenig kannten sie ihren Gegner, daß sie nicht an einen Angriff glaubten. Viele Hauptleute waren in die Stadt gegangen und auf viertausend Soldaten waren ebenfalls weggelaufen. König Friedrich wollte ein mächtiges Banquet halten. Er saß noch an der Tafel,

wie draußen schon die Kanonen donnerten. So schlecht war das böhmische Heer versehen, daß nicht einmal hinlängliche Munition für das Geschütz vorhanden. Gegen Mittag sah der Fürst von Anhalt, daß der Feind sich zu einem allgemeinen Angriff vorbereite. Nun mußte erst in die Stadt nach den Hauptleuten, den Soldaten, der Munition gesendet werden. Das katholische Heer rückte mit dem Feldgeschrei „zur heiligen Jungfrau Maria" heran. Vor der Schlacht, wird erzählt, trat Pater Dominikus unter die Feldherrn, welche rathschlagten, ob der Angriff geschehen solle, mit einem Marienbilde in der Hand, der heiligen Jungfrau Hülfe ihnen mit Sicherheit verheißend.

Das katholische Heer rückte mit Entschlossenheit die Höhen hinan, 8. Novbr. 1620. Das böhmische Heer brach zum Theil aus den eilends aufgeworfenen Schanzen hervor. Auf mehrern Puncten ward der Feind nicht allein aufgehalten, sondern auch augenblicklich zurückgeworfen. Die Schlacht hätte gewonnen werden können, wenn nicht die Verwirrung und die Feigheit der Truppen so groß. Viele Haufen und Regimenter stoben beim bloßen Anblick des Feindes auseinander. Der Fürst von Anhalt in seinem Schlachtbegriff findet den Grund des schmählichen Verlustes der Schlacht besonders in dieser grenzenlosen Feigheit, erklärt sie aber aus dem Benehmen der böhmischen Stände gegen das Heer. Es wäre ja gewesen, als wollten sie das Heer absichtlich in Auflösung und Verwirrung stürzen. Bald kann das katholische Heer die Verschanzungen selbst angreifen. Nur die Mähren fechten als brave Männer und lassen sich in ihren Schanzen lieber niederhauen. Böhmen, Schlesier und Ungarn stürzen sich, die Feldhauptleute mit fortreißend, in wilder Flucht hier und dorthin, zum Theil in die Stadt.

König Friedrich, von der üppigen Tafel aufgeschreckt, kommt nur herbei, um die allgemeine und schmachvolle Flucht zu sehen und die Thore zur Aufnahme der Flüchtigen aufschliessen zu lassen. Nur etwas über eine Stunde hatte die Entscheidungs-Schlacht auf dem weißen Berge gedauert. Heldenthaten hatte das katholische Heer nicht gethan, auch sie nicht nöthig gehabt, da die böhmischen Haufen und Regimenter fast insgesammt beim ersten Anprall auseinandergestoben. Die Thorheit der böhmischen Stände, besonders der vornehmen Herren, hatte den ersten Nagel in den Sarg der Sache Böhmens geschlagen. Der zweite war geschlagen worden von den vielen Fehlern des Fürsten Christian von Anhalt, über welche er freilich in seinem Schlachtbericht mit Stillschweigen hinübergeht.



Lith. u. Druck v. Ed. Pietzsch & C? in Dresden.

Schlacht auf dem weissen Berge bei Prag.



Drittes Buch.

Vom böhmischen Kriege bis zur Ankunft Gustav Adolfs in Deutschland.

Erstes Kapitel.

Wie groß auch immer der Schlag auf dem weißen Berge war, Alles schien durch denselben noch nicht verloren zu sein. Wenn die Böhmen andere gewesen als sie waren, hätte allerdings ein Verzweiflungskampf, dessen Ausgang sich nicht voraussehen ließ, eröffnet werden können. Ein Theil des Heeres hatte sich flüchtend in die Stadt geworfen, Mannsfeld stand in Pilsen noch völlig unbesiegt, ein neues ungarisches Heer befand sich auf dem Heranzuge und Bethlen Gabor setzte den Krieg gegen den Kaiser fort. In demselben hatte Dampierre am 8. Octbr. 1620 bei Presburg den Tod gefunden. Auch stand Simon Pecsi noch mit dreitausend Reitern in Mähren. In der That dachte Friedrich einen Augenblick noch daran, sich sogar in Prag zu behaupten und jenen Verzweiflungskampf in Böhmen selbst, wo er allein mit einiger Aussicht auf Erfolg eröffnet werden konnte, zu beginnen. Dieser Gedanke währte indessen nur eine kurze

Zeit. Nicht allein der Fürst von Anhalt, sondern auch der englische Gesandte riethen zur Flucht und zum Aufgeben der Stadt Prag. Viele Umstände ließen auch in der That den Versuch zur Vertheidigung der Stadt als eine Handlung der Verzweifelung erscheinen, welche eben so wohl gelingen als mißlingen konnte. Dem Mißlingen glaubte man die Person des Königs, der ja dabei Untergang oder doch schmachvolle Gefangenschaft finden konnte, nicht aussetzen zu dürfen.

Ein gleichzeitiger Bericht schildert diese Umstände folgendergestalt. Unter den Truppen habe sich dieselbe Feigheit gezeigt, welche sie in der Schlacht erwiesen. Es habe für mehr als zweifelhaft angesehen werden müssen, ob sie fechten würden, wenn sie angegriffen würden. Zwischen den Bürgern und den Soldaten habe der äußerste Grad der Mißstimmung und Erbitterung geherrscht. Die Bürger, welche von Böhmens eigenen Truppen geplündert zu werden gefürchtet, hätten ihre Häuser verschlossen gehalten, die Soldaten auf den Plätzen und Gassen lagern müssen. Auch auf die Bürger habe man sich für die Vertheidigung der Stadt gar nicht stützen können. Die Klein-Seite habe geradehin erklärt, daß sie sich nicht vertheidigen werde, wenn sie angegriffen würde. Auch habe sie schon mit dem katholischen Heere für sich selbst zu unterhandeln begonnen. Ueberhaupt sei in der ganzen Stadt so ungeheure Verwirrung gewesen, daß man derselben Meister zu werden gar nicht habe hoffen dürfen. Besonders aber wird hervorgehoben, daß man allenthalben bei Großen und Kleinen nichts als Untreue und Verrätherei gesehen, also daß man selbst habe fürchten müssen, die Böhmen würden sich des Königs Friedrich bemeistern und ihn, um für sich bessere Bedingungen zu erhalten, an das katholische Heer ausliefern. Der Berichterstatter fügt sogar hinzu, daß Friedrich,

wenn die Fluchtreise auch nur noch um eine Stunde verzögert worden, wirklich von den Prager Bürgern würde festgehalten worden sein. Wenn das nun auch wohl jedesfalls Uebertreibung genannt werden muß, so ist doch sicher und gewiß, daß zwischen dem König und den Böhmen tiefes und bitteres Mißtrauen waltete. Dieses Mißtrauen hatte die ganze böhmische Sache schon lange vor der Schlacht auf dem weißen Berge in ihrem Innern aufgelöst und zerstört.

Unter diesen Umständen ließ König Friedrich bei Maximilian I. um einen eintägigen Waffenstillstand unterhandeln. Die Antwort, welche kam, ließ einen baldigen Angriff auf die Stadt erwarten. Nur einen achtstündigen Waffenstillstand wollte Maximilian bewilligen und auch den nur unter der Bedingung, daß König Friedrich sofort auf Böhmen und seine einverleibten Lande Verzicht leiste. Nun ließ der König selbst den Bürgern von Prag andeuten, daß sie einen Accord mit dem Feinde schließen möchten, und in stürmischer Hast wurden die Anstalten zur Fluchtreise getroffen. Mit solcher Uebereilung geschah die Abreise aus Prag früh Morgens am 9. Novbr. 1620, daß die Reichskrone zurückblieb und der Fürst von Anhalt, zum Unglück für Viele, seine geheimsten Papiere vergaß. Außer seiner Gemahlin, Anhalt und Hohenlohe, war der König noch von den böhmischen Großen Thurn, Berka, Bubna und Reupowa begleitet. Sie schlugen den Weg nach Schlesien ein, da es doch jedenfalls besser gewesen, sich nach Mähren zu wenden, wo man leicht von Bethlen Gabor unterstützt werden konnte.

Indem Friedrich nun Böhmen aufgiebt, Böhmen aufzugeben genöthiget wird, ist diese ganze Sache verloren. Zwar streitet er noch einige Zeit fort, um sich und Böhmen wieder herzustellen, aber vergeblich, hoffnungslos. Die allergünstig-

sten Umstände hätten sich zusammenfinden müssen, sollte das Verlorene wieder gewonnen werden. Und sie kamen nicht. Bitter klagt noch in spätern Tagen ein böhmischer Geschichtsschreiber über diese Dinge: seit dieser Zeit sei der Name Böhmens, einst so hoch in der Welt, nicht mehr mit Ehre und mit Ruhm genannt, seitdem sei er verschwunden, ausgestrichen aus der Reihe der selbstständigen Völker Europa's. Ob auch sehr viele andere Umstände mitarbeiteten an diesem Verschwinden, so ist es doch klar und unverkennbar, daß auch die Böhmen selbst einen großen Theil der Schuld tragen. Sie sind gefallen, wie ihre Brüder in Polen gefallen sind.

Noch an demselben Tage, da Friedrich entwich, zog Maximilian I. mit dem katholischen Heere in Prag ein. Vergebens hatte die Stadt um dreitägigen Aufschub gebeten, damit die Bedingungen der Uebergabe erst festgesetzt würden. Ihr sowohl als mehreren Herren vom Adel, die sich selbst bis zu Thränen vor dem Baier-Herzog erniedrigt, hatte derselbe jegliche Bedingung rund abgeschlagen. Wegen ihrer Vorrechte müßten sie nur an die Gnade des Kaisers sich wenden. Im Uebrigen ward ziemlich gute Mannszucht gehalten und die Plünderung der Stadt gewehrt. Wie Maximilian im sichern Besitz der Stadt war, sorgte er dafür, daß das böhmische Heer, welches sich in die Stadt geflüchtet, unschädlich gemacht werde. Die Truppen begehrten noch ihre Bezahlung, konnten aber wenig erhalten, wurden genöthiget, die Stadt zu räumen und zerstreuten sich hier und dorthin. Nun ließ Maximilian die eben in Prag versammelten Stände berufen. Am 11. Novbr. mußten sie ein demüthiges Bekenntniß großen Unrechtes, das sie begangen, aussprechen, Alles, was von ihnen geschehen, namentlich die aufgerichteten Bünde, für null und nichtig erkennen, Ferdinand als ihren alleinigen

König anerkennen und demselben von neuem Treue geloben. Die Böhmen haben sich in den Tagen des Glückes mit Uebermuth und Unverstand, in den Tagen des Unglücks in feigem Verzagen erwiesen. Hiergegen versichert nun Maximilian von Baiern in allgemeinen Ausdrücken den Böhmen die Vergebung des Kaisers zu. Das Versprechen sollte eben so wenig als die früheren alle gehalten werden. Es war nur gegeben, um eine schnellere Unterwerfung Böhmens herbeizuführen, da mit der Schlacht auf dem weißen Berge keinesweges schon Alles in dem böhmischen Reiche abgethan war. Im Uebrigen verweilte Maximilian I. nicht lange zu Prag. Triumphirend kehrte er bald, von mehreren reich beladenen Wagen begleitet, nach München zurück. Tilly, der Freiherr von Tscherclas, blieb.

Kaiser Ferdinand II. aber sendete den Fürsten Karl von Lichtenstein als seinen Statthalter nach Prag. Alsbald kehrten nun auch die vertriebenen Jesuiten zurück, freudig und stolz nicht allein ob des gewonnenen Sieges, sondern auch schon gierige Blicke nach dem Hab und Gut derer werfend, welche sie Empörer gegen den Kaiser und die heilige Kirche nannten. Als später das Strafgericht über die Böhmen hereinbricht und die Güter von hunderten der angesehenen Familien Böhmens confiscirt werden, ist die Gier der Jesuiten mit reichen Gaben und Schenkungen beinahe gesättiget worden. Indessen ist für Ferdinand II. noch nicht die Zeit, dieses Strafgericht ergehen zu lassen und alle Versprechungen, die er gegeben, daß es sich in Böhmen gar nicht um Glaubens- und Kirchen-Sachen handele, daß er nichts gegen den Glauben der Böhmen thun werde, zu täuschen. Noch sind die Umstände dazu viel zu gefährlich und Ferdinand II. ist entschlossen, langsam und vorsichtig aufzutreten, wie sehr auch die

Jesuiten, und besonders Lämmermann, der Beichtvater, ihn reizen und treiben mochten. Es kam daher eine nicht kurze Zeit von Ruhe, wenn auch von düsterer Ruhe über Böhmen. Schon meinten viele Geflüchtete, der Sturm sei bereits vorübergezogen, der Kaiser zufrieden, daß er nur die königliche Macht über Böhmen wiedergewonnen, weder eine Bestrafung der Revolution noch eine Vernichtung der kirchlich-religiösen Freiheiten werde eintreten. Daher kehrten sie zur Freude der Gegner nach Böhmen zurück. Die Erndte mußte nun um so reichlicher ausfallen.

Welche nun unter den folgenden Ereignissen alle Entwürfe und Gedanken Ferdinands II. gewesen, läßt sich freilich mit voller Unzweideutigkeit und mathematischer Genauigkeit nicht nachweisen, da er in einem Theile derselben durch eintretende Verhältnisse unterbrochen, sie der Nachwelt nicht als ein ganzes und fertiges Ergebniß seines Willens und seiner Bestrebungen hinterlassen konnte. Am wenigsten indessen kann man darüber zweifelhaft sein, was er in kirchlich-religiöser Beziehung gewollt. Er wollte Vernichtung der Reformation und des Protestantismus um jeden Preis. Die Mittel, wodurch das erreicht würde, waren ihm dabei völlig gleichgültig. Sie mochten so hart, grausam und blutig sein, wie sie wollten, immer glaubte er auf dem Wege Gottes zu gehen und die Sache Gottes zu fördern, wenn nur die Reformation vernichtet und der Katholicismus, der jesuitische Katholicismus wieder hergestellt werde. Er wollte aber, wie natürlich, die Reformation nicht allein in seinen Erblanden, wo er sie zum größten Theil auch wirklich unterdrückte, vernichten, sondern auch anderwärts, allenthalben, wohin nur seine Kraft und seine Mittel reichen würden. Es schien ihm zuweilen, daß sie über ganz Deutschland reichen würden, wenn das

riesenmäßige Werk nur in rechter und vorsichtiger Weise unternommen werde. Plan und Entwurf, die Reformation in ganz Deutschland zu vernichten, kann mit Sicherheit angenommen werden.

Aber auch politische Entwürfe hat Kaiser Ferdinand II. damit höchst wahrscheinlicher Weise in Verbindung gesetzt, ja man kann sagen, daß er sie damit in Verbindung setzen mußte. Die gänzliche Vernichtung der Reformation in Deutschland konnte damals schwerlich anders als dadurch herbeigeführt werden, daß zugleich die angesehensten protestantischen Fürsten-Geschlechter vernichtet und ihre Lande und Gebiete in andere, gutkatholische Hände gebracht würden. Seine Hände aber mochten dem Kaiser um so eher als die besten erscheinen, als, wenn er sie sich so erscheinen ließ, Erweiterung seiner politischen Macht sich wie von selbst und natürlich mit der Sache des Glaubens und der Kirche vereinigte. Ferdinand II. war viel zu klug, um solche politische Entwürfe zur Unzeit deutlich hervortreten zu lassen. Sie waren ein noch langsameres und schweres Werk als selbst die Vernichtung der Reformation. Der Kaiser hat unter dem Drange der Ereignisse keine Zeit gefunden, wo er diesen Theil seiner Entwürfe durch die That recht klar und offenbar habe machen können. Indessen geschiehet doch nicht wenig, was auf das Dasein solcher Entwürfe, die sich auch wie von selbst mit den religiös-kirchlichen verbinden, schließen läßt.

Wie es nun aber auch immer mit den politischen Entwürfen des Kaisers bestellt war, das ist sicher und gewiß, daß die Welt, selbst die katholische Welt, unter dem Gange der folgenden Ereignisse hochfliegende und ländersüchtige Gedanken in ihm vermuthet und vorausgesetzt, wie denn das ganze Haus Spanien-Habsburg ob solcher ihm Schuld gegebener

Gedanken bei aller Welt in einem sehr üblen Geruche stand; sicher ist ferner, daß diese Vermuthung, es sei Ferdinand II. keinesweges allein um Kirche und Glauben, es sei ihm auch um Erweiterung seiner politischen Macht und Größe zu thun, viel zur Rettung des Protestantismus in dem deutschen Reiche beigetragen hat. Wie in den Tagen Kaiser Karls V. durch seine Schuld der Katholicismus in sich selbst zerfällt, so geschiehet es auch in den Tagen Kaiser Ferdinands II., daß der Katholicismus einig in dem Wunsche, die Reformation wieder vernichtet zu sehen, in sich selbst zerfällt, weil die eine katholische Macht nicht will, daß der andern die Vernichtung der Reformation Mehrung der Gewalt und des Besitzes werde, und den Protestanten lieber wieder selbst die Hand reicht, damit sie aufrecht stehen blieben. So müssen die Menschen ihre verkehrten Werke immer wieder in sich selbst vernichten.

Aber nur langsam und vorsichtig durfte der Kaiser mit Allem, was er beabsichtigte, hervortreten. Die Schlacht auf dem weißen Berge hatte ja keinesweges schon allem Widerstande ein Ende gemacht. Ein vollständiger Sieg muß erst gewonnen sein, ehe er ganz hervorgehen kann. Und jetzo stehet auf der einen Seite noch Bethlen Gabor unter den Waffen, auf der anderen hat sich Mähren, obwohl verzagend, doch noch nicht unterworfen, wiederum auf der dritten stehet der Graf von Mannsfeld noch da, der Pilsen, Tabor und Ellbogen inne hat, zu dem ein Theil des zersprengten Heeres der Böhmen sich gesellt, auf der vierten ist König Friedrich nach Schlesien geeilt, neue Kräfte zum Widerstande zu sammeln. Aber es dauert das Glück des Kaisers fort und bald verschwinden diese Hindernisse und Hemmungen zum großen Theil.

Zuerst verschwanden die Hoffnungen, welche König Fried-

rich noch auf Schlesien gesetzt. Johann Georg I., Kurfürst von Sachsen, war im guten Vertrauen, daß es dem Kaiser und der Liga Ernst sei mit den gethanen Versprechungen, in der Lausitz eingebrochen und hatte dadurch die Schlesier, angeführt von Johann Georg von Brandenburg-Jägerndorf, abgehalten, daß sie nicht auf dem weißen Berge bei der Entscheidungs-Schlacht sein konnten. Bautzen war am 3. Octbr. 1620 in die Gewalt des Sachsen gefallen, aber der Kampf in der Lausitz dauerte noch fort, als die Nachricht von der Schlacht auf dem weißen Berge kam. Darauf zogen die schlesischen Truppen allmählig ab und die Lausitz blieb, vorläufig als Pfandschaft, in der Hand des Sachsen. Die Sachsen bedroheten Schlesien von der einen, die Polen von der anderen Seite. Hatten die Polen kein ordentliches Heer, so sendeten sie doch oft Kosaken und Gesindel raubend und plündernd nach Schlesien hinein. So trübe waren die Verhältnisse, als König Friedrich in diesem Lande als armer Flüchtling ankam und sogleich einen schlesischen Landtag am Anfange des Monats December berief. Noch zeigte derselbe eine gute Fassung: man wollte mehr Truppen werben, die Mähren zu gleichen Anstrengungen auffordern, die Verbindung mit Bethlen Gabor stärken, sich um andere ausheimische Hülfe bemühen. Einen Augenblick hoffte Friedrich, daß er nicht ohne einige Aussicht den Kampf auf einem Boden, den er noch sein nannte, würde fortsetzen können.

Aber mehrere Nachrichten kamen, welche diese Erwartungen in dem König bis auf nichts herunterstimmten. Die mährischen Stände hatten auch wie die Böhmen ihren früheren Stolz aufgegeben. Sie hatten einen starken Heerhaufen unter Bouquoy ohne Widerstand in das Land gelassen, sendeten eine Botschaft nach Wien, um demüthig und weinerlich

des Kaisers Gnade anzuflehen. Auf der andern Seite meldete sich der Kurfürst von Sachsen mit einem freundlichen, aber ernsten Schreiben bei den schlesischen Ständen. Er versprach für sie bei Ferdinand II. zu vermitteln, versicherte ihnen in dessen Namen und Auftrag Aufrechterhaltung ihrer Privilegien und Freiheit ihres Glaubens, dafern sie sich nur dem Kaiser wieder in Gehorsam fügten. Andernfalls aber wieß er deutlich auf die Waffen hin, welche er in den Händen hatte. Der Kurfürst handelte hierbei immer im Vertrauen auf die gegebenen Zusicherungen, in der Meinung, daß es sich allenthalben in den böhmischen Landen nur um Niederdrückung der politischen Revolution handele. Die schlesischen Stände fingen an einem Frieden geneigt zu werden, der ihnen Sicherheit des Glaubens bot. Wozu sollten sie nun einen Verzweiflungskampf für Friedrich eröffnen! Friedrich, die Gesinnung bemerkend, welche über die schlesischen Stände kommen wollte, entschloß sich, auch Breslau zu verlassen. Am 3. Januar 1621 verließ der unglückliche Fürst auch diese Stadt, begab sich zuerst in die Kur-Mark und flüchtete bald, bei sich immer ungünstiger gestaltenden Verhältnissen, weiter in die Niederlande. Nun arbeiteten die schlesischen Stände eifrig unter Vermittelung des Kurfürsten von Sachsen an ihrer Aussöhnung mit dem Kaiser. Sie ward durch den Dresdner Accord, den die schlesischen Stände 18. Febr. 1621 mit Kursachsen schlossen, vorbereitet. Die Stände erkannten den Kaiser wieder als ihren rechten Herrn an, entsagten allen Bündnissen und versprachen, ihre Truppen bis auf viertausend Mann zu entlassen. Der Kurfürst sicherte ihnen dagegen eine allgemeine Verzeihung, die Bestätigung aller Freiheiten, den Majestätsbrief eingeschlossen, zu und gelobte noch außerdem, die schlesischen Stände zu schützen, wenn sie in der

Ausübung der Augsburgischen Confession sollten angefochten werden.

So waren am Anfange des Jahres 1621 die beiden Provinzen, Mähren und Schlesien, dem Kaiser wieder unterworfen. Indessen hielt sich in Ober-Schlesien noch Johann Georg von Brandenburg-Jägerndorf an der Spitze eines nicht unbedeutenden Heeres. Hatte Friedrich unter den Böhmen zweideutige Freunde genug gefunden, so fand er an mehreren deutschen Fürsten treue und entschlossene Anhänger, die aushielten bis zuletzt, bis jegliche Spur von Hoffnung verschwunden. Für den Kaiser aber lag, in der Art und Weise, wie Schlesien wieder gewonnen ward, eine Unbequemlichkeit, eine Störung. Der Kurfürst von Sachsen hatte sein Wort eingesetzt, daß das Wort werde erfüllt werden, und man durfte ihn da, wo seine fürstliche Ehre unmittelbar ins Spiel kam, nicht verletzen. Der Kaiser bestätigte daher, was der Kurfürst in seinem Namen gewährleistet. Nicht allein um des Sachsen willen, sondern auch weil Ferdinand II. in einem Theile Schlesiens, der noch von eigenen Fürsten beherrscht, nur mittelbarer Herr war, mußte hier der Protestantismus milder als anderwärts behandelt werden.

Auch in Ungarn gestalteten sich die Verhältnisse wieder viel günstiger für den Kaiser, und wenigstens die Hoffnung, daß das Land wieder gewonnen werden könnte, eröffnete sich. Bethlen Gabor, gegen den Dampierre bei Presburg gefallen, erntete nun die Früchte seines zweideutigen und schwankenden Betragens. Nach der Schlacht auf dem weißen Berge konnte ein Theil des kaiserlichen Heeres unter Bouquoy nach Ungarn gesendet werden, um den Krieg mit größerer Kraft fortzusetzen. Der Kaiser ermahnte die Ungarn zum Abfall von Bethlen Gabor und sicherte ihnen Gnade und Verzeihung zu. Dadurch

kamen Zweifel und Ungewißheit in die Gemüther. Schon fühlte Bethlen Gabor den Boden unter sich schwanken und leitete daher am Anfange des Jahres 1621 Friedensunterhandlungen mit Ferdinand II. ein. Noch führten sie zu keinem Ergebniß. Der Fürst brach die friedlichen Verhandlungen wieder ab, als die Pforte ihm bewaffnete Hülfe versprach. Aber dieses Versprechen täuschte; die Türken kümmerten sich jetzo um die ungarischen und die deutschen Angelegenheiten nicht, und Sultan Osman brach im Sommer dieses Jahres lieber gegen die Polen auf. Bethlen Gabor wendete sich nun sogar um Hülfe an den Tartarchan, schon an seiner Sache verzweifelnd und in dieser Verzweiflung den Erbfeind der Christenheit aufrufend. Der Tartarchan wollte auch Bethlen Gabor mit zwölftausend Reitern unterstützen. Die Polen hieben sie aber auf dem Durchzuge nieder, und so ging auch diese Hoffnung für Bethlen Gabor verloren. Schon wendeten sich mit dem Wechsel des Glückes die angesehensten Magnaten-Familien Ungarns, die Belassa, Szecsy, Bosnya, Sereny und Palfy zu Ferdinand II. zurück. Bethlen Gabor setzte zwar den Krieg zur Behauptung Ungarns fort, aber die Aussichten für ihn wurden immer trüber. Auch hier war in den ersten Monaten des Jahres 1621 bereits eine für Ferdinand II. sehr günstige Wendung der Dinge eingetreten.

Zur Zeit der Schlacht auf dem weißen Berge wäre nun etwa noch die Union für den Kaiser und die katholische Sache zu fürchten gewesen, in so fern sie doch noch immer möglicherweise die Waffen für Friedrich und die böhmische Sache hätte ergreifen können. Das zeitherige Benehmen der Union machte freilich diese Furcht zu einer sehr schwachen und unbedeutenden, aber als ganz und gar verschwunden konnte sie doch damals noch nicht angesehen werden. Es fehlte nun weiter nichts,

als daß nun auch ein solch völliges Verschwinden eintrete, und auch dieses ließ nicht lange auf sich warten. Friedrich hatte von Breslau aus einen sehr beweglichen Brief an die Union geschrieben: sie möchten wenigstens Spinola wieder aus Pfalz treiben, und durch den Ulmer Tractat sich nicht daran hindern lassen. Denn es stehe jetzo Alles auf dem Spiele; die Fremden würden sich in dem Reiche festsetzen, das Evangelium ganz unter tyrannische Gewalt fallen. Sie sollten sich das Beispiel des Kurfürsten Moritz von Sachsen vorhalten, der auch in einer halbverzweifelten Lage durch einen männlichen und kräftigen Entschluß noch Rettung gebracht.

Damals sind die Spanier freilich schon in die Unter-Pfalz, am Rhein gelegen, eingedrungen, aber Heidelberg und mehrere andere Städte noch nicht in ihre Gewalt gefallen. Die sogenannte obere Pfalz, zwischen Böhmen und dem Herzogthum Baiern gelegen, ist jetzo noch durch die Stellung, welche Mannsfeld in Pilsen hat, gedeckt. In Heidelberg sitzt als Friedrichs Statthalter der Pfalzgraf Johannes. Derselbe schreibt einen Unions-Tag nach Heilbrunn aus. Das Ausschreiben zeigt davon, daß wenigstens Johannes die geheimen Entwürfe der katholischen Partei bereits vollständig durchschaut. Mit Trug und Täuschung, sagt er, sind sie gegen die Evangelischen verfahren, nur um ihnen die Waffen für die böhmische Sache zu entwinden. Kein Versprechen wird gehalten und in Zukunft gehalten werden. In geheimen Einverständniß mit den katholischen Fürsten und Ständen sind die Spanier hereingekommen, die sich schon frech und übermüthig fast den ganzen Rheinstrom entlang ausdehnen, alles Recht und Herkommen des Reiches höhnend, mit Füßen tretend. Die Spanier werden sich weiter ausdehnen; wenn sie mit Pfalz fertig sind, werden die andern evangelischen Fürsten

und Stände nicht minder vergewaltiget werden. Es ist daher die höchste Zeit, Berathungen über kräftige Gegenwehr zu thun und darum wird dieser Unions-Tag nach Heilbrunn ausgeschrieben. Es kommt nun wohl dieser Unions-Tag zusammen, aber von der Einsicht und von dem Muthe, welche der Pfalzgraf Johannes in seinem Schreiben noch erweißt, findet sich auf demselben nicht die mindeste Spur. Es wird hin und her geredet und gesprochen, aber an dem Entschlusse fehlt es und noch mehr an der That.

So hatten sich bis zu dem Anfange des Jahres 1621 fast alle Verhältnisse zu Gunsten des Kaisers gewendet. Die Werke der Täuschung schienen alle einen günstigen Ausgang zu nehmen. Nun ließ aber Ferdinand II. allmälig die Entwürfe seines Stolzes und seiner Rache, seines jesuitischen Glaubenseifers, der mit dem ungeheuersten Irrthum wähnet, daß mit Blut und Gewalt das Werk des Himmels sich auf Erden bauen ließe, hervortreten. Zuerst galt es Stolz und Rache zu befriedigen. Im Rittersaale der Burg zu Wien sprach Kaiser Ferdinand II. am 21. Januar 1621 die Reichsacht über Friedrich von der Pfalz, seine Freunde und Feldhauptleute, Christian von Anhalt, Johann Georg von Brandenburg-Jägerndorf, Georg Friedrich von Hohenlohe, aus. Nicht allein sie selbst, sondern auch alle, die ihnen dienen, die ihnen Hülfe und Vorschub in irgend einer Art erweisen würden, sollten in die Acht des Reiches und außer den Frieden desselben gestellt sein. Die Vollziehung der Acht in Betracht Friedrichs von der Pfalz ward dem Herzog von Baiern, in Betracht der Fürsten von Anhalt und Jägerndorf dem Kurfürsten von Sachsen, endlich dem Bischof von Bamberg gegen den Grafen von Hohenlohe aufgetragen. Diese Acht ward mit Verachtung aller gesetzlichen Formen überhaupt und

der Rechte der Fürsten und Kurfürsten insonderheit ausgesprochen. Aus selbsteigener Macht, nur nachdem er seinen Reichshofrath angehört, sprach sie der Kaiser aus, als sei es nicht alten Rechtes und alten Herkommens in dem Reiche, daß jeder, und besonders ein Fürst, nur geladen, gehört und vom Gerichte seiner Standesgleichen beurtheilt, verurtheilt werden dürfe. Ein ungeheures Aufsehn machte die so widergesetzliche Acht durch das alte Reich. Eine Menge von Stimmen und von Schriften erhuben sich dagegen, die Ungesetzmäßigkeit nachweisend. Das alte Recht und Herkommen des deutschen Reichs, vieldeutig und ungewiß, wie jedes auf Sitte und Gewohnheit mehr als auf Schrift beruhendes Recht und Herkommen, erlaubte indessen noch Ausflüchte und Vorwände, welche der Kaiser und seine Partei getreulich benutzen. Friedrich sollte, behaupteten sie, indem er sich an die Spitze der böhmischen Revolution gestellt, einen Landfriedensbruch begangen haben, der Kaiser das Recht haben, einen Landfriedensbrecher ohne Weiteres zu ächten. Als Landfriedensbruch aber war Friedrichs Benehmen gar nicht anzusehen. Es war selbst zweifelhaft, ob die ganze böhmische Angelegenheit als eine Reichssache, ob sie nicht als eine besondere Sache des Hauses Spanien-Habsburg angesehen werden mußte.

Indessen frug der Kaiser nicht viel nach diesen Reden und Schriften, die ihm Ungesetzlichkeit und Gewaltthätigkeit vorwarfen, denn er fühlte schon die Kraft, Ungesetzlichkeit und Gewaltthätigkeit durchzusetzen. Und etwas Anderes kümmerte ihn nicht. Sittliche Gründe seines Handelns erkannte er nicht mehr an, begehrte er nicht mehr. Der Strom schien ja für ihn fortzugehen. Maximilian I., der mit dem Blute seiner Baiern Oestreichs sinkende Größe gegen Friedrich von der Pfalz gerettet, war bereit, auch das Schwert zur Ver-

nichtung des ihm stammverwandten pfälzischen Hauses zu ziehen. Denn von seinem Lieblingsgedanken, Deutschland in den Gehorsam der römischen, seit der Reformation anti-national gewordenen Kirche Roms zurückzuzwingen, hingerissen, wollte er nicht bemerken, wie er zum bloßen Werkzeug fremder Gewalt und fremder Herrschsucht heruntersank. Johann Georg I. von Sachsen war freilich höchst unzufrieden besonders mit der so ungesetzlichen Form der Acht. Aber auch von dieser Seite war kein Widerstand gegen die Acht, eher Hülfe und Unterstützung des ganzen Werkes zu erwarten. Denn der Kurfürst war gekirrt durch die Aussicht auf die Lausitz und befand sich in einem Zuge, aus dem er nicht sofort heraus in das Gegentheil umschlagen konnte.

Am jammervollsten aber benahm sich die zu Heilbrunn versammelte Union. An Maximilian von Baiern schrieben sie fast demüthig: sie wollten sich nicht erlauben, wie sie es wohl könnten, die Art und Weise der Acht in Zweifel zu ziehen, sie wollten nur in Erwägung geben, wie durch Vollziehung derselben das Reich in Unruhe, Verwirrung und allgemeinen Krieg leichtlich gestürzt werden möge. An den Kaiser senden sie auch: er möge doch die bösen Händel lieber friedlich ausgleichen. Niemand sei bereitwilliger als sie zu einer solchen Ausgleichung zu allgemeinen Nutz und Frommen die Hände zu reichen. Maximilian und der Kaiser gehen auf solche Dinge auch nicht im entferntesten ein. Wohl aber braucht Ferdinand II. sein ganzes kaiserliches Ansehn, um die ganze Union aufzulösen. An die Reichsstädte, welche noch zu dieser stehen, wird geschrieben, ihnen Verzeihung alles Geschehenen bewilliget, ihre Rechte und Freiheiten neu bestätiget, dafern sie nur die Union verlassen würden. Und die Städte verlassen sie. Auch Moritz von Hessen verläßt sie

und schließt darüber sogar einen eigenen Tractat am 5. April 1621. Er will, verspricht er darin, sich Friedrichs von der Pfalz in keiner Weise annehmen, keinen Truppen widerstehen, die im Namen des Kaisers handeln werden, keinen neuen Bund mit irgend wen schließen, seine Truppen abdanken. Besser kann es der Kaiser selbst nicht wünschen, als wenn die Protestanten entwaffnen, ihn damit in volle Freiheit setzen, daß er sich dereinst an kein früher gegebenes Versprechen zu binden nöthig haben wird. Denen, welche bis zuletzt in der Union ausgehalten, Würtemberg, Baden, Brandenburg-Anspach und Pfalz-Zweibrücken blieb nun kaum etwas Anderes übrig, als im Mai 1621, wo so die Zeit, für welche die Union geschlossen, abgelaufen, sie völlig aufzulösen.

Diese schmachvolle Auflösung der Union war das Ergebniß einer bangen Furcht, eines panischen Schreckens, das sich unter den protestantischen Fürsten verbreitet. Und daß sie von einem solchen Schrecken jetzo überwältiget werden konnten, war die Frucht des Zwiespalts, in dem sie gelebt, der Erbärmlichkeit, mit welcher sie armseligen Täuschungen sich hingegeben, um nicht kräftig zu sein, um nicht handeln zu müssen. Mittelmäßige Köpfe, schlaffer und unentschlossener Sinn giebt sich immer gern trügerischen Hoffnungen und täuschenden Erwartungen hin, nur damit die Nothwendigkeit des kräftigen Handelns entfernt werde. Eine trübe, eine düstere Zeit kommt nunmehr über Deutschland. Auf der einen Seite die protestantische Partei, niedergedrückt von Furcht und Feigheit oder doch halb und zweideutig durch sie gemacht, an den theuersten und wehrtesten Dingen des Lebens beinahe verzagend, beinahe sie aufgebend. Auf der andern Seite die katholische Partei mit Täuschung, mit Trug, mit roher Gewalt, mit Blut und mit Gräueln aller Art für anti-nationale Entwürfe, für

Rom, für das fremde Glaubensjoch, für die geistige und irdische Dienstbarkeit des Vaterlands dessen heiligen Eingeweide zerreißend. Der Protestantismus scheint untergehen zu müssen in Folge dieses Sturmes. Einem verwegenen und entschlossenen Feinde gegenüber, einem Feinde gegenüber, mit dem sich nur durch die Waffen sprechen ließ, weil er andere Stimme als die Waffen-Stimme nicht kannte, legte der bei weitem größere Theil des protestantischen Deutschlands, seine mächtigsten Fürsten und Stände, doch die Waffen hin. Wurden sie allgemein, wurden sie von Allen niedergelegt, wurden sie denen etwa noch entwunden, welche sie nach den letztberichteten Ereignissen noch hatten oder sie später nahmen, stand dann der Katholicismus allein mit den Waffen, mit der Gewalt in dem Reiche da, so konnte nicht zweifelhaft sein, was geschehen würde. Es würde dann an die Vernichtung des nationalen Glaubens der Deutschen, an die Reformation, an den evangelischen Katholicismus gegangen sein.

Darauf ging die innerste Gesinnung Kaiser Ferdinands II., daß es so kommen, daß es so gedrehet und gewendet werden könne, daß man sonder Gefahr an die allgemeine Vernichtung des Protestantismus in dem Reiche schreiten könne. Und nicht allein in dem Kaiser waren solche Gedanken, Entwürfe, Wünsche und Hoffnungen. Am 28. Januar 1621 war Pabst Paul V., feuriger Eiferer für den Katholicismus, gestorben. Pabst Gregor XV. bestieg an seiner Statt den apostolischen Stuhl, an Eifer seinen Vorgänger noch übermeisternd. Seine Meinung war, daß von dem glücklichen Umschwunge der Dinge, welcher nach der Schlacht auf dem weißen Berge eingetreten, aller mögliche Vortheil auf allem und jedem Wege gezogen werden müsse. Der Nuntius Karl Karaffa, welchen er alsbald an Kaiser Ferdinand II. sendete, lag

denselben unaufhörlich an, zu den kräftigsten und entscheidendsten Maßregeln gegen die Protestanten zu greifen, keine Rücksicht zu nehmen, keine Mittel zu scheuen. Es war dieselbe Sprache, die immer von dem apostolischen Stuhle herunter gesprochen worden, Gewalt und wieder Gewalt, zufahrende, rücksichtslose Gewalt. Nicht lange wird Kaiser Ferdinand II. dem Verlangen des Pabstes durch klare und offene That nicht entsprechen. Und anderwärts allenthalben reden die apostolischen Boten diese Sprache. Vieler Orten finden sie Beifall und im Allgemeinen scheint sich der Katholicismus gegen den Protestantismus erheben zu wollen.

Das Glück, welches die katholische Sache auf dem weißen Berge gehabt, ermunterte Philipp III. von Spanien, der mit Ferdinand II., seinem Stammvetter, in genauem Zusammenhange stand, ebenfalls aufzutreten. Schon früher waren die Vorbereitungen zu einem neuen Kampfe gegen die nord-niederländische Republik getroffen worden. Als alle Sachen für den Katholicismus sich so günstig wendeten, entschloß sich Spanien zur Erneuerung des Krieges gegen die Republik, um ihr Gebiet wieder zu gewinnen, den Protestantismus auch hier zu vernichten. Am 25. März 1621 war Peter Pekkius, Kanzler von Brabant, wie eben der zwölfjährige Waffenstillstand abgelaufen, im Haag erschienen vor den Generalstaaten und hatte von ihnen Rückkehr unter die Hoheit Spaniens gebieterisch begehrt. Mit Unwillen ward geantwortet, und alsbald brach der Krieg zwischen Spanien und Nord-Niederland aus. Es machte in dem Stande der Dinge keine Aenderung, daß schon am 31. März 1621 König Philipp III. starb. Sein Sohn Philipp IV. blieb bei denselben Gesinnungen.

Also ward es schon klar, daß es sich nicht um den Protestantismus in Deutschland allein handele, daß es eine allge-

meine Gefahr sei, in welcher er schwebe. Aber die übermüthigen Gedanken der Menschen müssen sich oftmals in sich selbst zerstören. Frankreich, jetzo unter der Herrschaft Ludwigs XIII stehend, ist selbst eine eifrig katholische Macht, aber bedenklich muß dem französischen Kabinet die Wendung werden, welche die Sachen erhalten. Der Protestantismus soll vernichtet werden, aber die beiden Linien des Hauses Spanien-Habsburg wollen zugleich ihre politische Macht erweitern, Spanien über Nord-Niederland, Ferdinand II. über das deutsche Reich. Dieses kann Frankreich um keinen Preis dulden. Es glaubt schon aufmerksam alle Bewegungen jener beiden Mächte beobachten zu müssen. Dieses um so mehr, als man schon einen klaren Beweis hatte, daß sie nicht allein den Protestantismus unterdrücken, auch sich politisch mehren und ausdehnen wollten. In den italienischen, von Katholiken bewohnten Thälern, die dem protestantischen, mit der schweizerischen Eidgenossenschaft verbündeten Graubündten unterwürfig waren, war das Volk, von Mailand her durch die Spanier aufgestachelt, blutig aufgestanden ünd am 19. Juli 1620 hatten bei sechshundert Protestanten einen grausamen Untergang durch verruchte Mörderfäuste gefunden, die, wie die Mörder der Bartholomäusnacht, das Werk Gottes im Morde zu treiben wähnten.

Diese Revolution, wenn sie auch durch manchen Druck der protestantischen Graubündter, der indessen nie blutig gewesen, hervorgerufen worden, war doch entsetzlich und giebt schweres Zeugniß über die Weise und Gesinnung, welche in einen Theil der katholischen Welt hineingekommen. Es waren Wehrlose, Greise zumeist, Frauen und Kinder, die barbarisch hingewürgt, oft sogar lebendig verbrannt worden. Jacob Robustelli hatte den blutigen Aufstand geleitet, erschien fortan

als Haupt und Führer der Empörer. Diese katholische Revolution der italienischen Unterthanen gegen Graubündten ist das genaue Seitenstück der protestantischen Revolution Böhmens gegen Ferdinand II., nur daß jene viel blutiger und barbarischer ist als diese. Derselbe Kaiser, der so viel vom Rechte spricht, wie er Böhmen verlieren soll, achtet das Recht nicht im Mindesten, wenn es andere haben, wenn er durch dessen Verletzung etwas zu gewinnen hofft. Oestreichische und spanische Truppen rückten alsbald in die Thäler ein, um die Revolution zu schirmen und sich noch obenein bei Gelegenheit des ganzen Landes von Graubündten zu bemeistern, wo auf Anhang bei den übrig gebliebenen Katholiken gerechnet werden konnte. Dieses Landes Besitz wünschte der spanische und der kaiserliche Hof, um zwischen Mailand und Tirol einen richtigen geographischen Zusammenhang zu gewinnen. Nun rief Graubündten die Hülfe von Bern und Zürich und beinahe in denselben Wochen und Tagen, wo in Böhmen gestritten ward, war auch in den hohen Alpen ein blutiger Kampf. Aber hier wie dort waren die Waffen der Protestanten sieglos. Nun erhuben sich auch die Katholiken in Graubündten selbst. Sie waren noch immer zahlreich in einem Theile desselben „der graue Bund" genannt. Selbst das eigentliche graubündtische Gebiet ward nun zum Theil von spanischen und östreichischen Truppen besetzt. Gomez Alvarez, Herzog von Feria, spanischer Statthalter von Mailand, leitete besonders diese Dinge.

Indessen war nun nicht allein Venedig, sondern auch der französische Hof aufmerksam darauf geworden, wie Spanien-Habsburg hier um sich zu greifen drohe. Frankreich mußte geschont werden und darum ward 25. April 1621 zu Madrid ein Tractat geschlossen: die spanischen und östreichischen Trup-

pen sollten die italienischen Thäler räumen, diese unter die Herrschaft Graubündtens zurückkehren, jedoch Verzeihung alles Geschehenen Statt finden, in den italienischen Landschaften fürderhin nur noch katholischer Gottesdienst sein. Aber weder Spanien noch der Kaiser war gesonnen, auch hier ein gethanes Versprechen zu erfüllen. Sie hatten jetzo die Macht, Frankreich mit leeren Worten hinzuhalten und es ließ sich um so mehr hinhalten, als am Hofe jetzt noch die rein-katholischen Interessen vorherrschten, weil man Spanien-Habsburg noch nicht völlig durchschaut und weil man selbst eben anderwärts beschäftiget war.

Beinahe zu derselben Zeit, wo Spanier und Oestreicher sich in Graubündten selbst zu setzen suchten und wo jener trügerische Tractat zu Madrid geschlossen ward, am Anfange des Jahres 1621, überzog König Ludwig XIII. die französischen Calvinisten wieder mit Krieg. Vielfache Verletzungen des Toleranzedictes von Nantes, Druck und Gewaltthaten aller Art hatten die französischen Calvinisten allerdings zu Feinden ihres Königs gemacht und ihnen die Waffen aufgenöthiget. Dieser Krieg, in dem sich auch der allgemeine Character des Katholicismus dieser Zeit offenbarte, währte bis tief in das Jahr 1622 hinein. Er ward durch den Frieden von Montpellier 19. Octbr. 1622 beendet. Es war nicht gelungen, die Calvinisten zu vernichten. Man mußte ihnen das Toleranzedict bestätigen. Indessen schieden die französischen Calvinisten aus diesem Kampfe abermals sehr geschwächt. Ihre meisten festen Schlösser und Städte hatten sie in diesem Kriege verloren. Sie werden in Zukunft nur schwachen Widerstand der rohen Gewalt noch entgegensetzen können.

Von dem Kaiser aber und von Spanien wollte die Zeit benutzt sein, da Frankreich noch anderwärts beschäftiget, da es

nicht allen ländersüchtigen Entwürfen mit Aufmerksamkeit folgen und ihnen kräftig wehren konnte. Keinesweges galt es ihnen, die böhmischen und ungarischen Lande, die durch eine Revolution verloren gegangen, allein wieder zu gewinnen, größere Gedanken auf neue Macht und Herrschaft waren aufgewacht. Sie sollten erfüllt werden um jeden Preis. Ohne Kriegserklärung, mit Verachtung alles dessen, was unter Völkern und Staaten seit uralter Zeit für Recht gilt, drangen zunächst spanische und östreichische Schlachthaufen, letztere angeführt von dem wilden Baldiron, in Graubündten ein, das ganze Land überschwemmend. Baldiron, aller Orten mit grober und trotziger Willkühr schaltend, drohete mit dem Tode, wer nicht die Waffen ausliefern, nicht den alten Bündnissen entsagen, nicht dem Hause Habsburg Gehorsam und Unterthänigkeit schwören wollte. So suchte man sich festzusetzen in einem Lande, über das man nicht das mindeste Recht besaß, welches selbst befreundet gewesen. Vergebens erhub die schweizerische Eidgenossenschaft die bittersten Klagen über die ungeheure Gewaltthat. Man achtete nichts, weil man glaubte, keine Gewalt scheuen zu dürfen. Die Gewalt war der angebetete Götze. Bald begannen nun auch in Graubündten die heftigsten Maßregeln gegen den evangelischen Glauben. Die Menschen sollten gezwungen werden, wieder katholisch zu werden. Katholicismus und spanisch-habsburgische Gewalt gingen Hand in Hand.

Eben so arg hausten um dieselbe Zeit Spanien und der Kaiser auf dem Boden des heiligen Reiches, besonders aber da, wo Ferdinand unmittelbarer Herr war, in Böhmen. Die heiligen Fürsten-Pflichten wurden auf das ungeheuerste verkannt. Freiheit und Raum, also zu verfahren, gewährte des Krieges glücklicher Fortgang. Zunächst gewann der Kaiser

alle seine eigenthümlichen Lande wieder. Der arme Friedrich hatte am 23. Mai 1621 den Markgrafen Johann Georg von Brandenburg=Jägerndorf zu seinem Ober=Commissair und Feldhauptmann ernannt. Er sollte Wiedereroberung alles Verlorenen versuchen. Kaiser Ferdinand II. erläßt darauf wiederum ein fulminirendes Patent gegen Friedrich und seine Anhänger. Es sei nun bei so großem Frevel und Trotz mit Vollziehung der Acht nicht länger zu zögern. Keiner der Fürsten solle sich mehr erlauben, für den Geächteten vorzubitten und von friedlicher Ausgleichung zu sprechen. Wenige Tage vor seinem Patente hatte Friedrich indessen aus Gravenhagen in den Niederlanden an die Kurfürsten des Reiches geschrieben, ihre Vermittelung aufgerufen für einen allgemeinen Frieden und seine Wiedereinsetzung in die Pfalz. Stillschweigend wenigstens giebt er in diesem Schreiben alle Ansprüche auf die böhmischen Lande auf. Wenn er daher den Krieg in Schlesien doch will fortgesetzt wissen, so scheint es weniger mit der wahren Hoffnung, die böhmischen Lande wieder zu gewinnen, geschehen zu sein, sondern vielmehr um den Kaiser eher zu einem günstigen Abkommen wegen der Pfalz zu bewegen. Ferdinand II. aber weißt Alles ab; vernichtet will er seinen politischen Gegner wissen, vernichtet einen der größten protestantischen Fürsten des Reiches.

Vergebens versucht nun der Jägerndorfer durch Aufrufe einen neuen Aufstand in Schlesien und Böhmen zu erzeugen. Die Gemüther der Menschen sind gebrochen. Der Kurfürst von Sachsen, um nicht die Aussicht auf die Lausitzen zu verlieren, vollzieht die Acht gegen Jägerndorf und es kommt derselbe in hartes Gedränge. Jedoch setzt er den Kampf fort, so lange noch Aussicht ist, so lange ein Freund und Bundesgenosse ihm in der Nähe steht. Dieser ist Bethlen Gabor,

Fürst von Siebenbürgen, König von Ungarn, wie er sich nannte. Aber auch dieser Bundesgenosse verschwand. Wohl hatte sich Bethlen Gabor, nachdem Bouquoy gegen ihn gefallen, im Sommer 1621 wieder erhoben und ganz Ungarn, Presburg ausgenommen, wieder in seine Hand gebracht, so daß er Streif-Partieen bis nach Oestreich und Mähren senden konnte. Dennoch hatte er unter den letzten trüben Ereignissen und ob des zweideutigen und verrätherischen Sinnes der ungarischen Magnaten die früheren Hoffnungen aufgegeben. Schon im Herbste knüpfte er Friedens-Unterhandlungen mit dem Kaiser an, auf welche dieser natürlich auf das bereitwilligste einging. Wieder einige Versprechungen kosteten ja nichts, wenn dadurch Ungarn wiedergewonnen und ein Feind, wenn auch nur auf einige Zeit, entwaffnet ward. Am 31. Decbr. 1621 ward der Friede zwischen Ferdinand II. und Bethlen Gabor geschlossen und im Januar 1622 ratificirt. Ferdinand II. versprach den Ungarn eine allgemeine Verzeihung und genaue Beobachtung aller Gesetze und Religions-Freiheiten, namentlich des Wiener Friedens. Bethlen Gabor legte den königlichen Titel ab, empfing dagegen das Versprechen der Erhebung in den deutschen Reichsfürstenstand, der Uebergabe der beiden schlesischen Herzogthümer Oppeln und Ratibor, endlich auf seine Lebenszeit sieben Gespannschaften Ungarns. So kehrte Ungarn unter die Herrschaft des Kaisers zurück, der daselbst im Mai-Monat 1622 einen friedlichen Reichstag halten konnte. Bethlen Gabor erfüllte die gethanen Versprechungen und so endet vor der Hand der Krieg auf dieser Seite völlig. Da verzagte auch der Jägerndorfer und lößte im Januar 1622 das Heer, mit dem er noch einen Theil von Ober-Schlesien besetzt hielt, auf. Nur der junge Graf Bernhard von Thurn vertheidigte die Stadt Glatz bis zum

22. Octbr. 1622, wo auch er sie gegen freien Abzug übergeben mußte. Das Fürstenthum Jägerndorf ward von dem Kaiser eingezogen.

Gleichergestalt war Ferdinand II. auch eines andern Feindes, der ihn in seinen eigentlichen Landen noch bedrohete, ledig geworden. In einem Winkel Böhmens, über Pilsen, Tabor, Ellbogen und mehrere andere feste Schlösser und Orte, überdauerte Ernst von Mannsfeld noch geraume Zeit die Schlacht auf dem weißen Berge. Viele der aufgelößten und zerstreuten Schaaren des böhmischen Heeres und andere Heimathlose hatte der Graf an sich gezogen und war dadurch an die Spitze einer nicht zu verachtenden Macht gekommen. Die Unfälle des böhmischen Krieges schrieb der Graf besonders dem Umstande zu, daß die Söldnertruppen nicht richtig bezahlt, überhaupt armselig und dürftig gehalten worden. Darum glaubte er das Gegentheil thun zu müssen. Aber die Weise, in welcher er nun für die Soldaten sorgte, war entsetzlich und inhaltschwer. Raub und Ausschweifungen aller Art gestattete er ihnen. Andere haben die Gedanken Mannsfelds erweitert und sie in dem breitesten Maßstabe ausgeführt. Der Krieg selbst müsse den Krieg nähren und wilde Lust dürfe dem Soldaten, damit er stets gut und willig für den Kampf sei, nicht gewehrt werden. Solche Gedanken mehrerer Feldherrn haben herbeigeführt, daß der dreißigjährige Krieg eine furchtbare Geißel für Deutschland geworden, daß er so reich ist an unmenschlichen Scenen, an Raub, Mord, Brand, Nothzucht und allen Gräueln, wie sie immer Namen haben mögen. Doch allein sind die Feldherrn nicht Schuld an diesen Dingen, deren einzelne Erwähnung immer nur Ekel erregen kann. Noch ein anderer Umstand ist hinzugetreten. Die Söldnerbanden des dreißigjährigen Krieges bestehen doch größtentheils aus ehe-

maligen Landbewohnerß. Die Landbewohner Deutschlands sind nach den großen Bauernaufständen von den Fürsten und der vornehmen Welt unter einen entsetzlichen Druck genommen worden. In demselben verwildern und entmenschen sie. Und als sie nun im dreißigjährigen Kriege die Waffen in die Hände erhalten, rächen sie mit Frevel und Gräuel an dem menschlichen Geschlecht, was gegen sie gefrevelt worden ist. Denn aus dem Bösen muß sich immer das Böse gebären. Mannsfeld konnte sich indessen nur bis zum Frühling des Jahres 1621 noch in einem Winkel Böhmens behaupten.

Maximilian von Baiern trieb ihn aus, und mit etwa zwanzigtausend Streitern warf sich der Graf in die benachbarte Ober-Pfalz. Auch sie ist er nicht im Stande gegen Maximilian und Tilly, der ihm hier ebenfalls entgegentritt, zu behaupten, und fährt mit seinem wilden Heerhaufen weiter nach dem Rheine, in die untere Pfalz. Maximilian von Baiern ließ in der Ober-Pfalz sich und dem Kaiser Treue und Gehorsam schwören. Der Acht gegen Friedrich sollte die breiteste Anwendung gegeben werden, nicht allein Friedrich V., sondern auch sein ganzes Geschlecht die Kur-Pfalz verlieren. Darauf, schreibt der Baier an den Kaiser, kommt es jetzo vorzüglich an, den Protestanten eine Kurstimme zu entwinden und sie an Katholische zu bringen. Dann können auf den Reichstagen alle Dinge im Geiste des Katholicismus durchgesetzt werden. Der Kaiser erhielt nun auch Böhmen endlich frei. Indessen schien doch auch wieder eine für Friedrich V. nicht ganz ungünstige Wendung der Dinge einzutreten. Vielleicht wird er doch die untere Pfalz behaupten und den Kaiser zu einem billigen Abkommen nöthigen. Mannsfeld, welchem Tilly nachgefolgt, hält sich rüstig in der untern Pfalz. Dazu kam in einige kleinere Fürsten des Reiches das Gefühl, daß

bei den Gesinnungen und den Entwürfen der Gegner nothwendigerweise Alles untergehen müsse, wenn die Protestanten nicht zu den Waffen griffen. Daher wollten sie das Zeichen geben, daß die Union sich wieder erheben müsse. Georg Friedrich, Markgraf von Baden-Durlach, sammelte eine Schaar wilder und verwegener Söldner um sich und vereinigte sich mit dem Grafen von Mannsfeld. Vorsichtig hatte er vorher die Regierung seines kleinen Landes dem Sohne überantwortet, damit das Geschlecht nicht untergehe, wenn er unterginge. Desgleichen hatte in Niedersachsen Christian von Braunschweig, Bischof von Halberstadt, gethan, ein Mann, der seinen Grimm und Haß gegen die katholische Partei in wilden und entsetzlichen Thaten aussprach. Denn nachdem die Leidenschaften einmal aufgeregt und der Zorn entbrannt, nachdem sie gereizt durch rohe Gewalt, ließ auch die protestantische Partei, wo sie es vermochte, nicht selten ihren Grimm in blutiger That aus.

Friedrich V. hatte unter diesen Ereignissen die Niederlande verlassen und war zu Mannsfeld's Heere gekommen, das unter seinen Augen am 14. April 1622 den Feind besiegte. Indessen währte das Glück nicht lange. Die mit den Waffen aufgestandenen Fürsten blieben vereinzelt stehen und waren allein der Macht der Liga und Spaniens, auch Tilly's Feldherrntalent nicht gewachsen. Tilly faßte den Markgrafen von Baden bei Wimpfen 26. April 1622 und schlug ihn aufs Haupt. Damals geschah die große That der Bürger von Pforzheim. Um ihren Fürsten vor Gefangenschaft zu bewahren, ließen sich dreihundert Männer vom Feinde niederhauen, fechtend, bis der Fürst gerettet war. Mit den Trümmern nur seines Heeres vereinigte sich Baden wieder mit Mannsfeld, von dem er sich unvorsichtig getrennt. Christian von Braun=

schweig kam auch aus Niedersachsen herangezogen, um sich mit Mannsfeld zu vereinigen. Tilly kam der Vereinigung zuvor, faßte Christian 6. Juni 1622 bei Höchst und schlug ihn, daß auch er nur mit den Resten seines Schlachthaufens sich mit Mannsfeld vereinigen konnte.

Unterdessen hatte Jacob I. zwar nicht gehandelt, aber doch für seinen Tochtermann gesprochen und geschrieben, bald bei Spanien, bald bei dem Kaiser, gegen die Besetzung der Pfalzen protestirt, eine Vermittelung vorgeschlagen, die für Friedrich V. demüthig genug würde gewesen sein. Gegen Entsagung aller Ansprüche auf Böhmen, Fußfall und Abbitte sollte die Pfalz zurückgestellt werden. Eben so begehrt Christian IV. von Dänemark, daß eine solche Ausgleichung getroffen werde und Friedrich V. seine Pfalz wieder erhalte. In demselben Sinne hat sich Johann Georg I. von Sachsen ausgesprochen. Kaiser Ferdinand II. ist zu großer Vorsicht oder vielmehr zu großer Schlauheit genöthiget. Nur Schritt vor Schritt darf weiter gegangen werden; man muß sich hüten, die Protestanten, ehe man in der Fassung ist, ihnen tüchtig begegnen zu können, allzusehr aufzuregen. Fast alle protestantische Fürsten von Bedeutung haben noch Kriegshaufen um sich, die sich leicht an Mannsfeld anschließen könnten. Der Kaiser beschließt, das Drängen Englands, Dänemarks, Sachsens selbst nach einer friedlichen Ausgleichung zu benutzen, um Mannsfeld hinwegzubringen. Darum giebt er der Infantin-Regentin der Niederlande, Clara Eugenia Isabella von Spanien, den Auftrag, die Vermittelung vorzunehmen, wovon alle, England, Dänemark, Sachsen in Kenntniß gesetzt werden. Dadurch wird ihnen zwar nicht das förmliche und feierliche Versprechen gegeben, daß die Pfalz zurückgegeben werden sollte, was ja erst den Gegenstand der Unterhandlung selbst

bildet, aber die starke Hoffnung gemacht, daß es geschehen werde. Freilich muß sich aber Friedrich V. von der Pfalz vorher demüthigen und darf den Krieg nicht fortsetzen. Deshalb hat der Kaiser stets alle Vorbitten zurückgewiesen, weil der Kurfürst sich nicht demüthige, frechen Trotz gegen die kaiserlichen Sprüche beweise, noch immer sich mit den Waffen wehre. Also getäuscht entläßt Friedrich den Grafen von Mannsfeld und den Herzog Christian seiner Dienste, und der Markgraf von Baden-Durlach dankt ebenfalls sein Kriegsvolk ab. Friedrich selbst kehrt im Monat Juli 1622 in Erwartung der guten Dinge, die da kommen sollen, in die Niederlande zurück, nachdem er die unmittelbar unter ihm selbst stehenden Truppen, mit Ausnahme der Besatzungen von Heidelberg, Mannheim und Frankenthal, ebenfalls entlassen hatte.

Als der Zweck erreicht war, erklärte die Infantin, daß aus dem Vermittelungsgeschäft nichts werden könne, denn der Kaiser glaube in Friedrichs Sache nicht ohne Zuziehung des ganzen Reiches handeln zu dürfen. Nun werden die Menschen vertröstet auf einen Reichstag, welcher zu Regensburg gehalten werden soll. Das Ganze ist klar und offenbar weiter nichts als eine im Voraus berechnete Täuschung. Man freut sich, daß man noch Treu und Glauben finde, nicht weil man sich derer würdig machen wollte, nur weil man aus dem Mißbrauch noch viele Vortheile ziehen konnte. Mannsfeld und Christian sind unterdessen abgezogen nach den Niederlanden, wo sie kurze Zeit im Dienst der Republik sich befanden. Nicht lange von derselben festgehalten, ziehen sie sich nach Friesland, eine bessere Zeit erwartend. Nun haben die Baiern und die Spanier freie Hand in der untern Pfalz gewonnen. Tilly erobert am 17. Septbr. 1622 Heidelberg und etwa fünf Wochen darauf auch Mannheim. Herzog Maximilian I. von Baiern hatte sich in

dem Maße aller deutsch-nationalen Gefühle entkleidet, daß er schon vor der Eroberung von Heidelberg dem Pabste Gregor XV. die schöne heidelberger Bibliothek, reich besonders an Handschriften von unschätzbarem Werthe, zum Geschenk versprochen. Und nach der Eroberung säumte er nicht das fremde Eigenthum als sein Geschenk nach Rom fortschleppen zu lassen.

Die Zeit aber bis auf die Eröffnung des Regensburger Tages, der ebenfalls nur eine täuschende Vertröstung war, gedachte man wohl zu benutzen und sich in die Verfassung zu setzen, daß man die größten Dinge gewaltsam durchsetzen könnte. Stillschweigend einig war die ganze katholische Partei Deutschlands darin, daß die Reformation wieder vernichtet werden müsse. Wenige Protestanten der damaligen Zeit, aber doch einige durchschauen diesen stillschweigenden Gedanken. Eine gleichzeitige Schrift schreibt den Katholiken und besonders dem Kaiser deshalb die düstersten Entwürfe zu. Der Kaiser hat dabei immer noch seine besondern Entwürfe, die auf Macht und Größe seines Hauses liefen. Es müssen diese aber nach Möglichkeit verborgen werden; selbst den katholischen Ständen möchten sie wenig angenehm sein. Die spanischen, ligistischen und kaiserlichen Truppen suchen sich nun nach Mannsfelds Abzuge immer weiter in den Reichsstädten, in den Fürstenlanden auszudehnen. Keine Klage über die immer wilder und wilder verletzte Ordnung des Reiches wird beachtet. An schönen Worten aber, wie man zu Allem, was geschehe, genöthiget sei durch die Macht der Verhältnisse, an schönen Versprechungen, wie es dem Kaiser um weiter nichts zu thun sei, als um die Wiederherstellung der Ordnung, des Friedens im Reiche, um die Aufrechterhaltung der alten Friedens-Tractate über die Kirche, ist kein Mangel. Das Höchste, was man den Protestanten zu verstehen giebt, ist, daß sie nun

freilich wohl die erst nach dem Passauer Tractate eingezogenen Güter der römischen Kirche würden herausgeben müssen. Die schönen Worte und Versprechungen waren indessen auf weiter nichts als auf abermalige Täuschung und auf einigen Zeitgewinn berechnet.

Welcher Art sie waren, darüber konnten freilich die Thatsachen klar und unzweideutig jeden belehren, der nur überhaupt etwas sehen konnte und wollte. Maximilian I. von Baiern, der sich vom Kaiser schon das Versprechen hatte geben lassen, daß die Lande Friedrichs V. von der Pfalz sein Eigenthum werden sollten, theilte die Oberpfalz gleich nach der Eroberung in Districte, Jesuiten wurden in sie vertheilt, der protestantische Gottesdienst abgestellt, die Menschen gezwungen, wieder katholisch zu werden. Gleicherweise verfährt Kurfürst Schweikert von Mainz in der untern Pfalz, auf der Bergstraße, die er in Besitz genommen. Allenthalben ward nach Möglichkeit viel Gewalt und Druck gegen die Protestanten ausgeübt. Die Jesuiten waren zu neuen Hoffnungen und zu neuer Thätigkeit erwacht. Ordnung, Recht und Tractate galten bei ihnen natürlich nichts.

Kaiser Ferdinand II., getrieben von ihnen und von apostolischen Legaten, blieb nicht zurück. Auf zwei Puncten, auf einem kleinen und einem großen, zeigte sich seine Gesinnung und seine Thätigkeit um diese Zeit. In Graubündten hatte das Volk im Frühling 1622, durch den äußersten Druck und die äußerste Gewalt erbittert, sich erhoben, um seine politische und religiöse Freiheit wieder zu erobern. Nicht ohne Glück war im Anfange dieser Streit gegangen. Der alte Bund hatte wieder aufgerichtet werden können. Aber der für den Kaiser glückliche Krieg in Deutschland erlaubte schon im Sommer 1622 neue Schaaren nach Graubündten zu werfen.

Der unmenschliche Baldiron faßte wieder festen Fuß und sättigte mit dem Blute von Weibern und Kindern seine Wuth. Graubündten ward 30. Septbr. 1622 zu einem Tractate gezwungen, in dem es etwa den dritten Theil seines Gebietes, zwischen Mailand und Tyrol gelegen, an Oestreich abtreten mußte, ohne daß dadurch für das übrige Graubündten Ruhe und Sicherheit gewonnen worden. Gewaltsamkeit und Druck aller Art dauerten fort. In dem abgetretenen Landestheile aber wurden die Menschen in gewöhnlicher Weise vom evangelischen Glauben hinweggezwungen. Der apostolische Legat Alexander Scapi stand bei allen Gewaltthaten vorauf. Der Geist war allenthalben derselbe; nur die Verschiedenheit des Raumes bildet den Unterschied. So erscheinet freilich, was in Graubündten geschah, nur als klein und unbedeutend gegen das, was die böhmischen Lande erfuhren. Denn hier galt es die Zurücknahme und die Vernichtung einer sehr bedeutungsvollen, inhaltschweren Thatsache.

In Böhmen, gerade im Herzen Europa's, an den Markungen der deutschen Welt auf der einen Seite und der slavisch-magyarischen auf der andern, hatte sich der evangelische Katholicismus so festgesetzt, daß mehr als drei Viertheile der Menschen überhaupt zu ihm getreten, kaum noch ein Viertheil für den römischen Katholicismus übrig geblieben. Blieb die Reformation hier bestehen, so konnte sie immer noch hoffen, in Zukunft dem römischen Katholicismus das Uebergewicht in Europa abzukämpfen. Der römische Stuhl und die Jesuiten begriffen das wohl. Darum ruheten und rasteten sie nicht, bis die Reformation hier ganz vernichtet. Freilich konnte man, da der Glaube ein frei Ding ist, das durch Gewalt nicht in der Menschenbrust umgeändert werden kann, bei der herangewachsenen Generation weiter nichts als ein äußerliches

dinand II. ließ nun im Febr. 1621 eine Commission zur Untersuchung und Bestrafung der Revolution niedersetzen, welche zahlreiche Verhaftungen vornahm. Der Kurfürst von Sachsen bot dazu sehr willig die Hand. Graf Andreas Schlick, der nach Sachsen entwichen, ward ausgeliefert, ja sächsische Truppen rückten in Böhmen ein, um die Straf-Vollziehung zu sichern. Die Commission konnte mit so größerer Schärfe auftreten, als Mannsfeld unterdessen aus Böhmen sich in die Ober-Pfalz ziehen mußte. Eine Masse von Todesurtheilen kam gegen die, deren man hatte habhaft werden können. Der Kaiser soll Gewissensscrupel gehabt haben, ob er diese Todesurtheile unterschreiben könne. Die Jesuiten redeten ihm seine Bedenklichkeiten glücklich hinweg. Indessen scheinet Ferdinand die ursprünglichen Urtheile gemildert und bei vielen doch die grausame Verschärfung der Todesstrafe hinweggenommen zu haben. Am 21. Juni, nachdem die Stadt Prag durch das Einrücken sächsischer Reiterei gebändigt, ward ein großes Blutfest gehalten. Neun und zwanzig Männer, theils aus dem hohen böhmischen Adel, theils aus dem vornehmen Bürgerstande, nahmen an diesem Tage den Tod. Bei einigen war die verschärfte Todesstrafe geblieben. Dem Grafen Schlick ward erst die Hand, dem Doctor Jessenius die Zunge abgeschnitten.

Alle waren mit der größten Freudigkeit, und trotz der Bestrebungen der Jesuiten alle im protestantischen Glauben gestorben. Im Angesichte des Todes folgt der Mensch nur seiner Ueberzeugung und der Wahrheit. Am Himmel spannte sich als ein Gruß der Engel an die Scheidenden ein prachtvoller Regenbogen aus, mild das Blutgerüst umleuchtend.

Zugleich aber hatte die Commission zahlreiche Confiscationsurtheile ausgesprochen. Mehr als 600 Güter waren

bereits confiscirt. Die Confiscation war das Hauptmittel, dem alten böhmischen Adel das Herz zu brechen. Besonders mit den Confiscationen arbeiteten die Commissaire mit ungeheurem Eifer fort. Noch 728 böhmische Edle und Herren wurden von der Commission später abgeurtheilt und ihnen ihre Güter entweder ganz oder zur Hälfte oder zum Drittheil genommen. Mit dem alten, böhmischen Adel und seiner Unabhängigkeit war es nun zu Ende. Von den ungeheuren für den Fiscus eingezogenen Summen und Gütern kam indessen dem Kaiser wenig zu Gute. Die Jesuiten und Capuziner wußten sich trefflich zu bedenken und in ihre Hand fiel ein sehr großer Theil der Güter. Ein anderer kam an Günstlinge, wieder ein anderer ward um Spottpreise verschleudert.

Ganz Böhmen empfing eine andere Gestalt; es waren neue Menschen, neue Besitzer da. Die alten Stände waren nicht mehr, die Kraft des Widerstandes gebrochen, mit dem armen und kleinen Volke konnte man leicht fertig zu werden hoffen. Nun brauchte man auch den Kurfürsten von Sachsen nicht mehr, nun konnten die ihm wegen der Religion gegebenen Versprechungen umgangen und der Anfang mit der kirchlichen Reformation Böhmens und Mährens gemacht werden. Zuerst, am 13. Decbr. 1621, wurden sämmtliche calvinische Prediger aus Böhmen verbannt, die calvinischen Kirchen den Katholiken übergeben. Den Calvinisten ward in der Regierungsverordnung Schuld gegeben, daß sie die Hauptanstifter der Revolution gewesen. Man hielt wieder einige Zeit inne. Am 24. Octbr. 1622 erfolgte der zweite Schlag, auch die lutherischen Prediger wurden verbannt, die lutherischen und nunmehr alle protestantischen Kirchen geschlossen. Vergebens erhub nun Sachsen seine Stimme und mahnte an die gethanen Versprechungen und Gelöbnisse. Der Kurfürst schrieb



K. Ferdinand II. durchschneidet mit eigener Hand den von K. Rudolph II. den böhmischen Protestanten ertheilten Majestätsbrief u. verbrennt dessen Siegel.

bewegliche Briefe an Karl von Lichtenstein, an den Kaiser selbst, der den Majestätsbrief zerrissen hatte. Niemals ist die Jesuiten-Partei um Ausflüchte verlegen, mit denen sich ein früher gegebenes Versprechen umgehen läßt. Dem Kurfürsten wird geantwortet, die Prediger wären es gewesen, welche die Revolution verschuldet, darum hätten sie wohl müssen vertrieben werden. Und da hebt sich ja nun auch die Haltung des Majestätsbriefes, die erst förmlich angelobt worden. Indessen ist in Böhmen durch die Vernichtung des äußern protestantischen Kirchenthums doch immer nur erst ein Anfang gemacht.

Um die Zeit, da etwa zwei Jahre seit der Schlacht auf dem weißen Berge vergangen, hatte der Katholicismus im Allgemeinen sich wieder mächtig emporgearbeitet. Mit den Waffen war er fast auf allen Puncten siegvoll aus Kämpfen herausgeschritten. Nur der Krieg, den Spanien gegen die Republik von Nord-Niederland unternommen, hatte zu keinem günstigen Ergebniß geführt, Moritz von Oranien war im Stande gewesen, den Spaniern Stich zu halten. Indessen hatte sich Spinola der Festung Jülich 22. Januar 1622 bemeistert und auch Berg-op-Zoom würde in seine Hände gefallen sein, wenn nicht Mannsfeld nach Räumung der untern Pfalz für einen Augenblick mit fast zwanzigtausend Streitern der Republik beigestanden. Wie glücklich aber war der Katholicismus auf allen andern Puncten gewesen. Die Böhmen waren besiegt, dem Fürsten von Siebenbürgen die Waffen entwunden, der Zusammenhalt der protestantischen Fürsten und Stände gesprengt, Graubündten fast wieder niedergeworfen, in Frankreich von der katholischen Regierung die Calvinisten durch glücklichen Krieg abermals gebeugt. Darum durchwehte jetzo die katholische Welt ein kräftiges Gefühl. Fast allgemein war der Drang, die Reformation wieder zu

unterdrücken und alle Mittel werden hierfür in Bewegung gesetzt. Wenn Ferdinand II. sich besonders auf Gewalt stützt, so kennt man anderwärts auch noch andere Mittel. Der französische Hof verschwendet Geld und Gunstbezeugungen an die vornehmen Familien des Calvinismus, um sie wieder zum Katholicismus herüberzuziehen. Und bei nicht wenigen gelang es. Immer mehr und mehr lichteten sich die Reihen des französischen Calvinismus. Wohin das Glück ging, dahin wendeten sich auch die Gemüther vieler Menschen wieder. Man bemerkte, daß auch da, wo nicht mit Gewalt oder andern künstlichen Mitteln für den Katholicismus gearbeitet ward, er sich doch wieder erhob. Auch die leichte Art, in welcher das Christenthum im jesuitischen Katholicismus aufgefaßt ward, hatte nicht geringen Antheil an dem Wieder-Emporkommen desselben. Unter den vornehmen Ständen besonders mußte man diese Art ungemein bequem und behaglich finden. In Ungarn kehrten die bedeutenden Familien der Zrinyi, Forgacz, Erdödy, Balassa, Jakusith, Homonay und Thurzo allmälig zum Katholicismus zurück. Daran hatte der Jesuit und Erzbischof Pazmany den bedeutendsten Antheil. Daher lautete es auch auf den folgenden ungarischen Reichstagen anders als auf den frühern. Das Uebergewicht kehrte wieder zum Katholicismus zurück. In England, in den Niederlanden, anderwärts, bemerkte man ein Vorschreiten des Katholicismus unter den Menschen.

Unter solchen Verhältnissen, unter solchen Eindrücken eröffnete sich der Tag, den Kaiser Ferdinand II. nach Regensburg berufen. Es war kein eigentlicher Reichstag, nur ein Kurfürstentag, zu dem die Angesehensten des Reiches geladen waren. Johann Georg I. von Sachsen und Georg Wilhelm von Brandenburg waren troß der Mahnungen des Kaisers

nicht in Person erschienen, bitter über die Dinge, welche gegen Friedrich V. von der Pfalz geschehen und noch geschehen sollten. Am 1. Januar 1623 hub diese Versammlung an. Es war von Seiten des Kaisers keine Rede von Unterhandlungen wegen der Pfalz, wie sie erst, ob auch nicht gerade förmlich und ausdrücklich, versprochen worden. Die kaiserlichen Anträge gingen nur dahin, daß es bei der Acht, deren volle Gesetzmäßigkeit behauptet ward, verbleiben müsse und daß mit der Pfalz Maximilian I. von Baiern belohnt werden solle, weil er sich ritterlich und treu erwiesen.

Im Anfange finden doch selbst die katholisch-geistlichen Kurfürsten und Stände die Sache sehr bedenklich. Das gesammte Kurfürsten-Collegium entgegnet: daß den Kindern von der Pfalz, die sicher nichts dabei verbrochen, ihr Recht nicht genommen werden könne. Sachsen und Brandenburg, durch Abgeordnete vertreten, begehren noch, daß die böhmische Gegen-Reformation eingestellt werde, da der Kaiser es also versprochen, da nur die Herren vom Adel, nicht deren arme lutherische Unterthanen die Revolution gemacht. In der kaiserlichen Antwort wird die Art des Ausspruches der Acht damit entschuldiget, daß wegen der bösen Zeitläufte die Fürsten nicht erst vom Kaiser hätten befragt werden können. Stillschweigend ward die Ungesetzmäßigkeit der Acht damit zugegeben. Was die böhmische Gegen-Reformation anlange, so hätten die Böhmen durch die Revolution den Majestätsbrief verwirkt und übrigens gehöre die ganze Sache nicht hierher. Was Friedrich von der Pfalz anlange, so müsse es beim Alten bleiben.

Unterdessen wird durch Karaffa den apostolischen Legaten zuerst der Kurfürst von Mainz und durch diesen wieder Köln und Trier bestimmt, den Widerstand gegen den Kaiser und Baiern aufzugeben. Die Sache ist ja für den Katholicismus

von so großer Wichtigkeit, daß eine Kur den Protestanten entnommen wird. Es muß nur eine Auskunft getroffen werden, daß das fürstliche Wort und die fürstliche Ehre gerettet erscheint. Sie selbst haben es eben für unerhört erklärt, daß die Kurlande den ganz unschuldigen Kindern von der Pfalz und überhaupt den Verwandten genommen werden solle. Die Auskunft nun ist, daß man setzt, es sollten den Kindern und den Anverwandten ihre Rechte trotz der Uebergabe der Kur an Baiern vorbehalten bleiben. Diese Auskunft ließ sich der Kaiser und Baiern wohl gefallen, weil es auf einige Worte nicht ankam. Die Folge zeigte es, daß man damit weiter nichts als leere Worte gegeben. So erfolgte die Belehnung mit der Kur an Maximilian I. von Baiern am 6. März 1623 mit der Einschränkung, daß den Kindern und Verwandten ihre Rechte vorbehalten blieben, wie überhaupt jedes andere Recht. Es waren leere Worte und weiter nichts. Herausgeben wird man nichts, hat man einmal den Besitz. Indem das Recht auf das härteste verletzt wird, erklärt man, daß das Recht vorbehalten bleibe.

Sachsen und Brandenburg hatten sich zuletzt von Allem zurückgezogen. Die Abgeordneten behaupteten immerfort, daß die Acht, auf welcher alle diese Maßregeln beruheten, gleich vom Anfange an ungesetzlich und widerrechtlich. Auch waren sie bei der Einsetzung Maximilians nicht anwesend. Indessen findet man ein leichtes Mittel, den Kurfürst von Sachsen zu beschwichtigen. Man räumt ihm nun die Ober- und Nieder-Lausitz förmlich als Pfandschaft ein. Der Kurfürst hat erst auf das lauteste geschrien, daß alles Recht mit Füßen getreten werde, daß die Einschränkung, unter welcher die Pfalz weggegeben worden, gar nichts sei. Nach jener Gabe aber der Lausitzen wird er still. Spanien ist aus andern Gründen

unzufrieden mit der Sache. Es möchte den Preis des Sieges lieber dem Hause Habsburg als dem Hause Baiern zugetheilt wissen, hält auch die Sache deshalb für unzeitig, weil Jacob I. von England dadurch zu sehr möchte gereizt werden. Jacob I. ward damals von Spanien mit der Aussicht, eine Infantin für seinen Sohn Karl zu erhalten, geäfft. Auch das katholische Pfalz-Neuburg beklagt sich auf das bitterste, daß sein Näher-Recht so gar nicht beachtet werde. Der Pfalzgraf von Pfalz-Neuburg wird indessen auch mit dem Versprechen, daß ihm seine Rechte ja vorbehalten blieben, abgefunden. Auf dem Tage zu Regensburg aber ward weiter nichts vorgenommen. Maximilian ging nach Baiern, der Kaiser in seine Erblande.

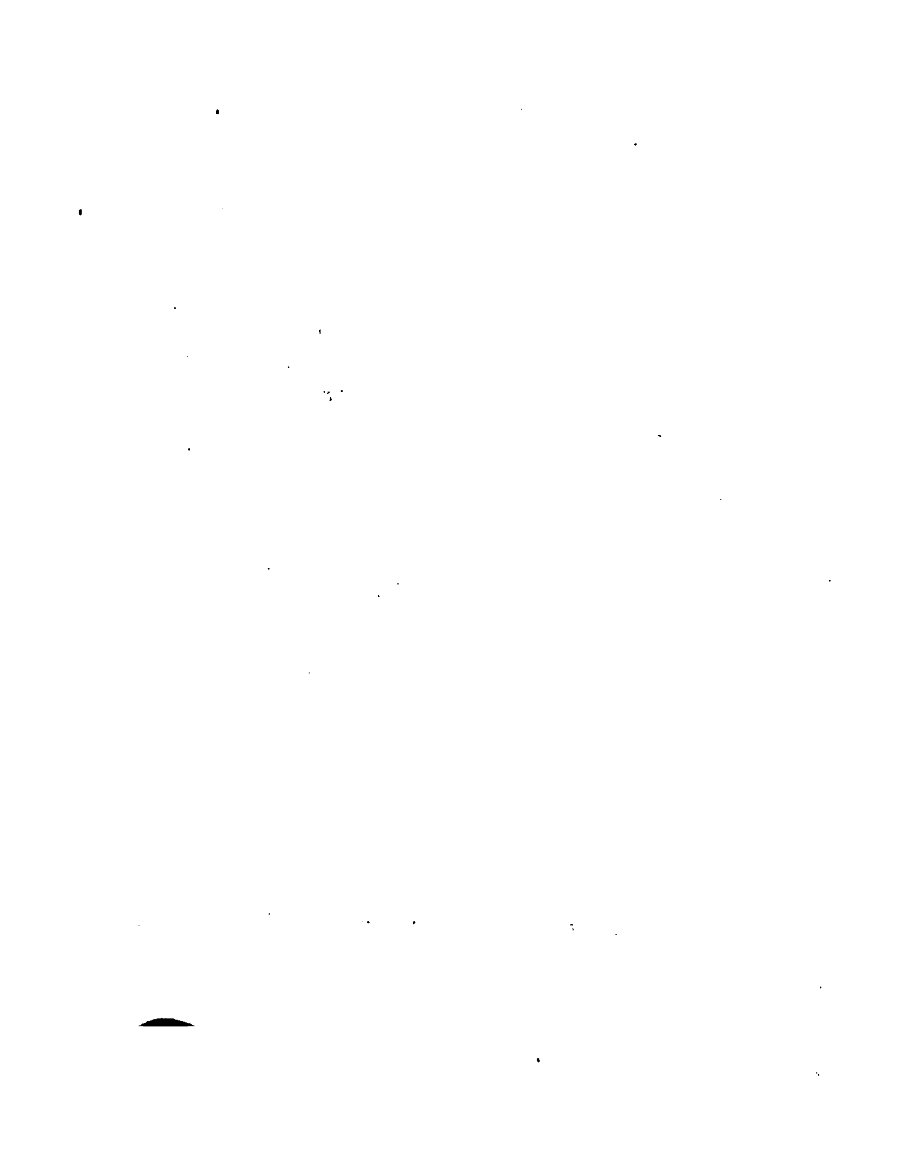
In dieselben Tage, wo zu Regensburg der Tag war, fiel noch ein anderes Ereigniß von geringerem Belange. Die Häuser von Spanien-Habsburg standen, wie bemerkt, selbst bei den katholischen Mächten in sehr üblem Geruch. Man meinte, sie wollten nur die gegenwärtigen Gelegenheiten benutzen, sich immer weiter auszudehnen. Darum waren Ludwig XIII. von Frankreich, Victor Amadeus von Savoien und Venedig zu Paris am 7. Febr. 1623 zusammengetreten. Mit bewaffneter Hand sollten die Spanier und die Oestreicher aus Graubündten getrieben und die italienischen Thäler unter Graubündtens Gehorsam zurückgebracht werden. Es war von Bedeutung, daß Frankreich die politischen Entwürfe von Spanien-Habsburg mit Aufmerksamkeit und Ernst zu betrachten begann. Indessen legte sich Pabst Gregor XV. ein, damit aus dem Streite und dem Mißtrauen katholischer Mächte nicht etwa den Ketzern Vortheil erwüchse. Er schlug vor, die italienischen Thäler von päbstlichen Truppen vorläufig besetzen zu lassen. Dieses ließen jene Mächte sich gefallen. Apostolische

Truppen besetzen nun statt der spanischen jene italienischen Thäler und Frankreich, Savoien und Venedig fühlten sich ruhiger. Es muß vom Kaiser erst weit mehr geschehen, als bis jetzt geschehen ist, ehe Frankreich sich erhebt. Oestreicher behalten noch die andern Theile Graubündtens besetzt, die sie von dem kleinen Staate gewaltsam losgerissen. Pabst Gregor XV. aber stirbt am 8. Juli 1623. Bis nach Sina, Japan und Indien verbreiteten sich unter ihm die katholischen Missionen, ohne jedoch dauernde Erfolge zu gewinnen. Urban VIII. folgte ihm auf dem apostolischen Stuhle



Lith. u. Druck v. Ed. Pönicke & C. in Dresden

Die im Jahr 1621 aus Böhmen verwiesenen Protestanten finden namentlich in Johann-Georgenstadt eine freundliche Aufnahme.



Zweites Kapitel.

Nach dem Regensburger Tage eröffnet sich eine breite, vielfach verschlungene und verwickelte Bühne von Ereignissen. Es erscheinet auf derselben und bis der Schweden-König rettend nach Deutschland kommt, der sinkende, auf den Rand des Unterganges gehende Protestantismus, eine neue Erhöhung des römischen Katholicismus besonders in dem deutschen Reiche. Hier, wo die Nation in ihrer bei weitem überwiegenden Mehrzahl sich für die Reformation entschieden, wo der evangelische Katholicismus der nationale Glaube, die nationale Ueberzeugung geworden, hat bis jetzo der römische Katholicismus nur durch Gewalt und List wieder um sich gegriffen, nur durch Gewalt und List wird er auch fürderhin sich Bahn brechen. Die damaligen Generationen und Geschlechter werden überwältiget und bezwungen. Ihren Abkömmlingen wird wieder der römische Katholicismus geprediget als die lauterste, unbedingteste und alleinige Wahrheit, jeder Laut, der aus dem evangelischen Katholicismus herüber zu ihnen tönen will, mit künstlichen Mitteln aufgefangen und weggescheucht. So ist das spätere Verhältniß geworden, in dem fast mehr als die Hälfte der Deutschen wieder als eifrig im römischen Katholicismus erscheint, und der täuschende Schein erzeugt wird, als sei eigentlich und ursprünglich der evangelische Katholicismus nicht der Deutschen nationaler Glaube und nationale Ueber-

zeugung gewesen. Auch im Aeußern würde er bis auf den heutigen Tag noch so erscheinen, das vergossene Blut, die geschehenen Gräuel würden erspart worden sein, die Söhne des Vaterlands ungespaltet, unzerrissen sein im Glauben und in der Kirche, wenn nicht Gewalt und List dazwischen getreten.

Kaiser Ferdinand II. ging von Regensburg zunächst nach Böhmen. Mehrere Jahre verlaufen, in denen er in seinen eigentlichen Landen fast völlig freie Hand hat. Sie müssen die Gewalt tragen, der Gewalt sich fügen. Der Kaiser ist mit dem festen Entschlusse gekommen, so viel er kann, den Protestantismus in diesen Landen zu vernichten. Also hat er es in seiner Jugend der heiligen Jungfrau zu Loretto gelobt. Vor diesem Versprechen müssen alle andere so menschliche als göttliche Dinge schweigen. Die Stimme des römischen Stuhles, der Bischöfe, Priester und Jesuiten, daß im römischen Katholicismus die alleinige und unbedingte Wahrheit ruhe, den auch mit Gewalt durchzusetzen, heilige Glaubenspflicht sei, gilt ihm wie göttliches Wort, wie die Stimme des Christenthumes selbst. Der römische Katholicismus nimmt nicht, wie der evangelische, an, daß diese Stimme nur aus dem Evangelio heraustöne, er läßt sie für sich auch aus der Kirche heraustönen. Die Kirche aber im engsten und höchsten Sinne ruhet in dem Pabste, in den Bischöfen und Priestern, in ihren Aussprüchen, Ansichten und Meinungen, dafern sie in rechter Form ausgesprochen sind. Schon sind alle Arten der Protestanten in Böhmen, die alten Utraquisten, Lutherische, Calvinische vielfach gepreßt und geplagt worden, schon ist das Gebot ergangen, daß ihre Lehrer und Prediger ausziehen sollten. Aber katholisch ist darum das Land noch nicht gemacht. Das ist ein langer und schwerer Weg. Noch ganz andere

Dinge sind dazu nothwendig. Der Kaiser hebt sogleich mit ihnen an, kräftig, rücksichtslos.

Ferdinand II. erfüllte zuerst das böhmische Land mit katholischen Beamten, die zum größten Theil keine Böhmen, sondern Deutsche waren. Slawata und Martiniz wurden dabei zur Belohnung ihrer Treue und ihres Eifers in den Reichsgrafenstand erhoben. Ganze Schaaren von Mönchen, Jesuiten besonders und Capuziner, wurden in das Land gezogen, und reiche Güter ihnen überantwortet. Zu Iglau und zu Znaim wurden Collegien für die vorzüglich begünstigten Jesuiten gegründet. Mit dem Verkaufen und Verschenken der eingezogenen Güter ward eifrigst fortgefahren. Die Klasse der Bevölkerung, die bedeutend war, die des Landes Sachen bis jetzt geführt, mußte gänzlich umgestaltet werden. Der Kaiser hatte es in dem Innern seiner Staaten nicht allein auf eine religiös-kirchliche, sondern auch auf eine politische Umgestaltung abgesehen. An die Stelle der Stände und Adelsmacht, welche bis dahin über Böhmen gewaltet, sollte eine nach Möglichkeit uneingeschränkte Fürstenmacht treten. Römischer Katholicismus und uneingeschränkte Fürstenmacht gingen, wie Ferdinand II., Hand in Hand, stützten sich gegenseitig. In der That und Wahrheit ist der römische Katholicismus an sich selbst eine solche Stütze der absoluten Fürstengewalt nicht. Nur unter den damaligen Umständen wird er dazu gemacht. Die neuen Besitzer in Böhmen, lange auf unsichern und schwankenden Boden stehend, können sich natürlich nicht mit der Freiheit und Selbstständigkeit der alten und eigentlichen Besitzer bewegen. Sie selbst müssen eine starke Fürstengewalt in dem Lande wünschen, damit auch sie von derselben im neuen und geraume Zeit gefährteten Besitz geschirmt würden. Auch legte der Kaiser strenge Lehnspflichten und

Lehnsleistungen auf die Güter, wie sie damals in neue Hände kamen.

Viele Menschen, vor der böhmischen Revolution unbedeutend, kamen damals rasch empor, indem sie durch kluge Benutzung der Umstände ungeheure Reichthümer gewannen. Unter ihnen ist besonders Albrecht von Waldstein oder Wallenstein zu nennen. Als die Güter der hingerichteten, vertriebenen und geächteten Böhmen um Spottpreise losgeschlagen wurden, machte Albrecht einen guten Handel. Er wendete sieben Millionen Gulden an und empfing dafür, weil um Spottpreise losgeschlagen ward, zum Theil losgeschlagen werden mußte, da Menschen von Gefühl und von Ehre solche Käufe nicht machten, das Zwie- oder Dreifache an Werth. Im Jahre 1623 besaß Wallenstein neun Städte und sieben und fünfzig Dörfer und Schlösser. Der Kaiser erhub 1622 Wallenstein in den Reichsgrafenstand, im Jahre 1623 ward er zum Fürsten erhoben, seine böhmischen Besitzungen nach der Stadt Friedland zu einem Herzogthum Friedland erhoben. Mehr als dreitausend Grundstücke ordnete der Kaiser noch obenein der Lehnshoheit des neuen Fürsten unter. Durch kluge und sorgfältige Benutzung des reichen Gewinnes, die indessen ohne Härte gegen die Unterthanen, selbst mit einer gewissen Milde gepaart ward, verstand Wallenstein seine Einkünfte beinahe ins Ungeheure hinaufzutreiben. Wallenstein erscheint zuerst als ein kluger, rechnender und zählender Mann. Eine weitere Bedeutung hat er indessen in der Welt noch nicht. Keine seiner früheren Thaten rechtfertiget einen großen und glänzenden Namen. Nur sein maßloser, auf üble Weise gewonnener Reichthum kann ihm eine gewisse Wichtigkeit geben, von der noch niemand weiß, ob er sie durch den Geist wird erhalten und bis zur geschichtlichen Bedeutsamkeit erweitern können.

Der Kaiser wird indessen genöthiget, in seinen Entwürfen auf Böhmen, besonders den kirchlich-religiösen, einen Stillstand eintreten zu lassen. Denn auf kurze Zeit drohet doch selbst auf diesem Boden wieder eine Gefahr. Im August des Jahres 1623 erhub sich Bethlen Gabor wieder gegen den Kaiser. Auch ihm waren die gethanen Versprechungen nicht erfüllt worden. Er hatte die Fürstenthümer Oppeln und Ratibor nicht erhalten. Schon seit geraumer Zeit beobachtete der Fürst die Schritte und die Bewegungen Ferdinands II. Nicht gleichgültig war ihm der Untergang des Protestantismus, mit dem der Kaiser drohete, bedenklicher noch das politische Uebergewicht der Häuser Spanien-Habsburg, durch welches er erdrückt werden konnte. Darum hatte er sich an den Hof des Groß-Türken um Hülfe und Unterstützung gewendet. Auch wurden nun Haufen von Türken und Tartaren ihm zugesendet.

Andere Protestanten, namentlich Friedrich V. von der Pfalz, nahmen an diesem Hereinziehen des alten Erz- und Erbfeindes der Christen in die Streitigkeiten der christlichen Welt unter sich keinen Antheil. Selbst in seiner gegenwärtigen großen Noth ist dem Bethlen Gabor von Friedrich erklärt worden, daß er keinem Schritte beitreten werde, der die Türken in das Herz von Deutschland führen könne. Ueberhaupt hat Friedrich V. von der Pfalz feierlich erklärt, daß er mit Konstantinopel immer nur in einem Sinne unterhandelt, nie, um sie herbeizuziehen, immer nur, um sie fern zu halten. Bedeutend ist auch diesesmal das Eingreifen der Türken in die Sachen Europa's nicht. Auf das höchste war in dem Reiche derselben der freche Uebermuth der Soldaten, der Janitscharen und Sipahi gestiegen, welche die Blödsinnigkeit Sultan Mustapha's wohl zu benutzen verstanden. Die Ulemas setzten

Mustapha endlich ab und die Janitscharen ließen es sich diesesmal gefallen, daß der Thron nicht durch ihre Säbel besetzt ward. Am 23. Aug. 1623 ward der Knabe Amurad IV. auf den Stuhl der Sultane gesetzt. Siebenzehn Jahre saß Amurad IV. auf demselben, denn er starb am 9. Febr. 1640. Aber die Waffen des Sultans, wenn er überhaupt auftritt, müssen rückwärts, in das Innere von Asien gegen die Perser gewendet werden. An den Ufern des Euphrats und des Tigris wogt der Kampf zwischen den Persern und Osmanen während der inhaltsschweren Zeit Deutschlands hin und her. Auch kommen unter Amurad IV. alle Institute, durch welche die Türken früher furchtbar gewesen, immer mehr in Verfall.

Bethlen Gabor, den Krieg gegen den Kaiser an der Spitze von achtzigtausend Streitern, unter denen viele Türken und Tartaren, eröffnend, verkündete, daß er die Waffen ergreife, weil der Kaiser weder ihm noch im Allgemeinen gehalten, was er gelobt. Er solle die des Landes verwiesenen Böhmen wieder in ihre Würden und Güter einsetzen und den Verträgen gemäß freie Ausübung des protestantischen Kirchenwesens gewähren. Weiter begehre er von dem Kaiser nichts, werde das bewilliget, so wolle er in sein Fürstenthum Siebenbürgen und die ihm abgetretenen ungarischen Gespannschaften zurückkehren. Der Graf von Thurn und der Markgraf von Brandenburg-Jägerndorf befanden sich im Gefolge Bethlen Gabors. Jedes Falls unternahm der Fürst von Siebenbürgen diese Fahrt, weil er erwartete, daß, wenn sich der Kaiser seinen Anforderungen nicht fügen, die katholische Gegen-Reformation nicht aufgeben, die Religions-Freiheit nicht von neuem bestätigen und ins Werk setzen werde, wie vorauszusehen war, daß es nicht geschehen würde, die Böhmen und Mähren sich von neuem erheben würden. Diese Erwartung

schien auch dadurch begründet zu werden, daß sich, im Jahre 1623 noch, ein Theil der böhmischen Bauern, angeführt vom Ritter Rziczan, erheben, jedoch vergeblich erheben. Bethlen Gabor mochte meinen, daß es nur seines Erscheinens bedürfe, um einen größern, einen allgemeinen Aufstand in Böhmen und Mähren hervorzurufen. Der Fürst von Siebenbürgen rückte rasch und entschlossen durch Ungarn hindurch, sendete Streithaufen nach Oestreich und bis nach Steiermark, wendete sich aber mit seiner Hauptmacht nach der mährischen Grenze. Dort stand ein kaiserliches Heer unter dem Markgrafen von Montenegro, unter dem Hieronymus Karaffa und Albrecht von Wallenstein, der diesesmal zuerst in einem großen Verhältnisse erscheint, befehligten. Das kaiserliche Heer stand bei der Stadt Göding in einer starken Verschanzung. Bethlen Gabor vermochte nicht, sie mit stürmender Hand zu nehmen, denn die Türken weigerten den Sturm. Nun verbreiteten sich seine Schaaren weit über Mähren, mordend, raubend, sengend und brennend. Selbst die Vorstädte von Olmütz und Brünn gingen in Feuer auf. Vor solchen Befreiern aber mußten die Menschen bangen und der Aufstand, auf welchen Bethlen Gabor mit Sicherheit gerechnet hatte, blieb aus. In dem verheerten Lande kann er sich nicht lange behaupten, seine eigenen Bundesgenossen, Türken und Tartaren, ängstigen ihn, er meinet nichts über den Kaiser erreichen, nur mit Ehren aus dem begonnenen Streite durch rechtzeitiges Umlenken scheiden zu können.

Kaiser Ferdinand II. hat mit gewohntem Scharfblick die Lage des Fürsten und seine Gesinnungen durchschaut und ihm durch Stanislas Thurzo Erneuerung des Friedens bieten lassen. Bethlen Gabor, der sich bereits vorher von der mährischen Grenze zurückgezogen, schloß am 8. Mai 1624 seinen Frie-

den mit dem Kaiser. Von neuem ließ er sich die beiden schlesischen Herzogthümer versprechen und Ferdinand II. verspricht sie noch einmal mit dem bestimmten Entschlusse, sie nicht zu geben, nur der Noth des Augenblickes weichend. Für das Allgemeine bedingt Bethlen Gabor nichts aus, als sei es nicht das Allgemeine gewesen, für welches er zu den Waffen gegriffen. Wenn sich nun auch das Benehmen des Fürsten zum großen Theil aus dem Umstande erklärt, daß der Aufstand in Böhmen und Mähren, auf den er gerechnet, ausbleibt, so trägt es doch auch den Stempel der Ungewißheit und Zweideutigkeit. Seitdem ihm die Hoffnung, König von Böhmen zu werden, nicht ausgegangen, hat er Haltung und Richtung verloren. Zum zweitenmale war der Kaiser in ruhigen Besitz der Theile Ungarns gekommen, die nicht an die Türken und Siebenbürgen gefallen. Ferdinand II. verstand von den Umständen immer allen Vortheil zu ziehen und sie von der rechten Seite zu fassen. Weit entfernt, auch in Ungarn schnell und schneidend wie anderwärts gegen den Protestantismus aufzutreten, weil er die zu großen Hindernisse kannte, bestätigte er die religiösen Freiheiten sogar auf dem nächsten Reichstage Ungarns, zufrieden damit, daß der Jesuit und Erzbischof Pazmany eine Protestation einlegte, wodurch die Aussicht auf die Zukunft offen erhalten ward. Die katholischen Interessen herrschten auf den Tagen der Ungarn durch den Uebertritt so vieler edler Geschlechter wieder vor. Auf dem Reichstage von 1625 ward des Kaisers ältester Sohn Ferdinand Ernst zum Nachfolger seines Vaters auf den königlichen Thron Ungarns erwählt.

Der Kaiser säumte nun nicht, so wie allmälig die Gefahr von Bethlen Gabor vorüberzog, hervorzutreten mit dem, was er für Böhmen, Mähren und Oestreich längst beabsichtiget.

Schon im Frühlinge 1624 und noch ehe der Friede mit dem Fürsten von Siebenbürgen abgeschlossen, ward befohlen, daß alle noch auf dem Lande verborgene evangelische Prediger aufgesucht und sofort aus dem Lande hinausgebracht würden. Soldaten suchten die Verborgenen auf und schafften sie hinweg. Schwere Strafen drohten dem evangelischen Prediger, der doch wagen würde, sich zu verbergen und im Verborgenen zu wirken. Es kam darauf an, die Leuchte des Evangeliums zum Lande hinauszubringen. Aller anderer als der katholische Gottesdienst ist nun aufgehoben. Die Kreishauptleute werden angewiesen, schwere Geldbußen zu erheben, wo noch eine Handlung des protestantischen Cults, Trauung, Taufe oder Abendmahl vorgenommen, der katholische Gottesdienst dagegen verabsäumt ward. Auch werden schon bürgerliche Nachtheile mit dem Protestantismus in Verbindung gesetzt. Kein Nicht-Katholischer, ward schon 1625 geboten, soll ferner das Bürgerrecht in den königlichen Städten haben. Auf dem Flachlande von Böhmen war der bei weitem größere Theil der Menschen protestantisch. Sie setzten einen hartnäckigen Widerstand entgegen, sie wollten sich nicht den römischen Katholicismus aufzwingen lassen. Die Kuttenberger Bergleute wanderten lieber nach Sachsen aus. Aber sie werden nicht alle auswandern können. Mögen die Reichen und Wohlhabenden gehen, die Armen und Kleinen werden bleiben, werden sich doch endlich fügen müssen. Was wollen sie draußen in der fremden, deutschen, polnischen oder ungarischen Welt, wo sie nicht einmal die Sprache verstehen. Und man wird sie schon überwältigen. Die protestantische Predigt ist verklungen, die Schulen sind geschlossen; die Bibeln und Erbauungsbücher, die mit der größten Sorgfalt aufgespürt worden, als wären sie schwere Criminal-Verbrechen, sind ver-

nichtet oder verbrannt, Mönche und Jesuiten haben die heranwachsende Jugend in ihre Schule genommen. Schon mit dem Jahre 1624 werden die äusserſten Maßregeln hier von den neuen, katholischen Herren, dort von der Regierung selbst ergriffen, um allenthalben wenigstens das äußere Bekenntniß des Katholicismus abzunöthigen. Indessen gewahrte man im Jahre 1626, daß alle bisherige Maßregeln noch nicht hinlänglich gezogen hatten. Darum erschien ein kaiserliches Gebot. Allen, die nicht sofort katholisch werden wollen, wird Gewerbe, Handel, Handwerk untersagt, keines nicht-katholischen Menschen Testament soll gültig sein, nicht-katholische Arme und Kranke, wenn sie nicht sogleich katholisch werden wollen, sollen aus den Hospitälern geworfen werden, wer gegen den Katholicismus redet, soll am Leben gestraft, sein Gut der Confiscation verfallen sein. Ob nun aber wohl den Protestanten durch dieses Gebot beinahe das Leben abgeschnitten ward, so konnten sich doch selbst unter so ungeheuren Beschränkungen noch Protestanten im Lande erhalten. Der Kaiser war entschlossen, mit ihnen zu Ende zu kommen. Er wußte, daß er den bei weitem größten Theil der Menschen in Böhmen und Mähren würde zwingen können, die Uebrigen mochten gehen.

Die frühere Straf- und Untersuchungs-Commission für Böhmen war bereits im Jahre 1623 aufgelößt worden. Eine neue ganz anderer Art trat nunmehr an ihre Stelle. Ueber ganz Böhmen und Mähren breitete sie sich aus. Mönche, Jesuiten, aber besonders Soldaten handhabten sie. Sie zogen von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus. Seid ihr katholisch geworden, wollt ihr katholisch werden, wollt ihr nicht katholisch werden, waren die Fragen, die sie allenthalben stellten. Wo mit nein geant-

worfet ward, wo auch nur ein Aufschub begehrt ward, weil Glaube doch auf Ueberzeugung gegründet sein müsse, schlugen die Hauptleute, unter denen sich besonders Huerda, der Spanier, durch wilde Wuth auszeichnete, und die Soldaten mit Säbeln und Knütteln zu. Die Männer sperrte man dann oft in Gefängnisse, legte den Weibern und Kindern Soldaten ins Haus, die quälten, tobten und plagten, bis der Weiber Geheul die Männer nöthigte, äußerlich katholisch zu werden, um die Qual nur zu enden. Wieder an andern Orten machte man den Prozeß noch kürzer und trieb gleich die ganze Masse mit Säbelhieben in die katholische Messe. Wer es vermochte, entrann, doch nur die wenigsten vermochten, wollten es. Es ist so schwer, den süßen Vaterboden zu verlassen, das kleine Eigenthum aufzugeben, hinauszugehen in die fremde Welt, zu Jammer, Noth, Thränen und Hunger. Auch wurde den Flüchtigen eifrig nachgesetzt und Schläge und Säbelhiebe erwarteten die Ergriffenen. Die Armen und Kleinen, besonders die Landleute, blieben und mußten bleiben. Etwas besser fuhren die Bürger der großen Städte, von denen der reiche und wohlhabende Theil auswandern durfte. Die Bürger von Lissa brannten, ehe die Reformations-Commission bis zu ihnen gelangte, ihre Stadt nieder und gingen auf und davon. Der Adel ward vor der Hand von der Härte dieser Maßregeln noch nicht getroffen.

In Oestreich waren die Maßregeln in demselben Style. Am 4. Octbr. 1624 erging über Oestreich ein scharfes landesfürstliches Edict. In den härtesten und drohendsten Ausdrücken ward dem Adel und den Städten Alles, was sie gegen Ferdinand II. gethan, jede Verbindung mit der böhmischen und ungarischen Revolution als schweres Verbrechen vorgerechnet. An allen diesen Dingen sollten die protestantischen Prediger und

Schullehrer Schuld sein. Binnen acht Tagen sollen sie daher das Land verlassen. Wer es wagen wird, sie länger zu behalten, der soll an Leib, Hab und Gut bestraft werden. Die Vollziehung wird dem Grafen von Herbersdorf, bairischen Obersten und Statthalter zu Linz, aufgetragen, denn noch ist Ober-Oestreich als eine Pfandschaft von den Baiern besetzt. Die Maßregel wird durchgesetzt und dem Protestantismus damit die fortlaufende Lehre und Unterweisung als die Quelle seines Daseins abgegraben. Katholische Pfarrer werden allenthalben aufgezwungen und zu den furchtbarsten Maßregeln geschritten, wo man sie sich etwa nicht wollte aufzwingen lassen. Herbersdorf ließ erschießen, wo sich ein Widerstand gezeigt hatte. Indessen blieben die Menschen im Herzen noch evangelisch, erbaueten sich daheim, besuchten den katholischen Gottesdienst nicht. Ferdinand II. aber bestand darauf, daß allenthalben der römische Katholicismus, wenn auch bei der gegenwärtigen Generation nur äußerlich, bekannt werde. Um den Adel und die Stände zu schrecken, ward am Anfange des Jahres 1625 eine Straf-Commission wegen der früheren Widersetzlichkeit Oestreichs angeordnet. Die Stände sollten fürchten, daß es ihnen mit Todesurtheilen und Confiscationen gehen solle wie den Böhmen. Es war aber des Kaisers Absicht nicht, hier mit derselben Gewaltsamkeit aufzuschreiten. Die Stände sollten nur in Angst gesetzt werden, damit sie in der Religions-Sache fügsamer würden. Darum ward die Straf-Commission auf demüthiges Bitten der Stände wieder aufgelößt, dabei aber erklärt, daß sich der Kaiser die freie Disposition der Religion gänzlich vorbehalte, die Stände auch ihre Rechte über Kirchen und Pfarreien an die Regierung abtreten müßten. Nun erfolgte das Gegen-Reformations-Patent am 10. Octbr. 1625: bis Ostern kommenden Jahres soll wieder

Alles katholisch geworden sein, wer es nicht werden will, hat, weil, wie seltsam hinzugesetzt wird, die Gewissen nicht beschwert werden sollen, das Recht auszuwandern. Nur für die Edlen und die Landleute, deren Vorfahren schon vor fünfzig Jahren wirkliche Landleute gewesen, wird doch noch eine Ausnahme gemacht. Es wird ihnen noch erlaubt, evangelisch zu bleiben, jedoch nur unter den größten Einschränkungen. Sie dürfen nicht einmal trauen und taufen lassen. Alle unkatholische Bücher sollen zur Vernichtung ausgeliefert werden. Eine demüthige Eingabe der Stände, daß sie doch bei ihrem evangelischen Glauben möchten gelassen werden, wird mit Strenge zurückgewiesen. Nun ward auch Oestreich von den Gegen-Reformations-Commissionen überfluthet, deren Verfahren im Ganzen genommen dasselbe war wie in Böhmen.

Mitten unter nicht geringen Gefahren hält der Kaiser an seinem Entschlusse, Alles in seinen Landen wieder katholisch zu machen, fest. Er hat eine ungeheure Freude daran, wenn er den katholischen Cult, die Messe, die Prozessionen, wieder in Gang kommen sieht, wobei es ihn nicht im mindesten zu irren scheinet, daß doch Alles nur ein äußerliches Werk des Zwanges und der Gewalt ist. Er äußert, „die Protestanten irrten sich sehr, wenn sie meinten, er hasse sie, er liebe sie nur und aus Liebe zwinge er sie. Wenn er sie nicht liebte, würde er sich gar nicht um sie kümmern, deß sei Gott ihm Zeuge." Der Kaiser verkannte, daß jeder seine religiöse Ueberzeugung für eine Wahrheit hält, die er ausgebreitet zu sehen wünscht, jeder seinen Nächsten liebt oder lieben soll, und weil und wenn er ihn liebt, wünscht, daß seine Ueberzeugung und seine Wahrheit zu diesem Nächsten komme. Wollte nun jeder meinen, gerade diese Liebe mache es ihm zur Pflicht, den Nächsten selbst mit Zwang, Gewalt, Todesgefahr und Tod

zu sich herüber zu nöthigen, so müßte sich die Welt, da die religiösen Ueberzeugungen, die Auffassungsweisen des Christenthums einmal verschieden, mit Nothwendigkeit in einen ungeheuren und gegenseitigen Kampf, in gegenseitigen Zwangs- und Vernichtungs-Krieg auflösen.

Jene Gefahren aber kamen für den Kaiser aus mehreren Ereignissen her, die beinahe zu gleicher Zeit ihm entgegentraten. Weil in Oestreich wie in Böhmen die Menschen auf das äußerste gequält wurden, weil man gegen sie vergaß, was der Mensch von dem Menschen zu begehren hat, vergaßen auch sie es. In der zweiten Hälfte des Maimonats 1626 brach zuerst im Hausruckviertel Oestreichs ein gefährlicher Bauern-Aufstand los, der sich mit Schnelle weiter verbreitete. Bald waren ihrer auf 16,000 zusammen. Mit grausamer Wuth fielen sie auf die fürstlichen Pfleger, auf katholische Priester und Mönche, ihre Plager und Dränger. Die Hände der aufgestandenen Bauern blieben nicht rein von Blut und Mord. Doch erboten sie sich gleich beim Beginn des Aufstandes zu gebührendem und demüthigem Gehorsam unter den Landesfürsten zurückzukehren, die Waffen niederzulegen, wenn ihnen das Evangelium wieder gestattet und ein General-Pardon bewilliget werde. Der größte Theil des Adels nimmt beim Ausbruch dieses Aufstandes eine passive Stellung an und scheint zu erwarten, ob das Erheben des Volkes zu etwas führen werde. Der Statthalter Graf von Herbersdorf eilt sogleich mit bewaffneter Macht aus Linz, hoffend die Bauern leichtlich niederzuschlagen. Aber der Kampf, den er gegen sie bestand, lief sehr unglücklich ab. Die Bauern umringten sein kleines Heer und brachen mit solcher Wuth ein, daß Herbersdorf nur mit traurigen Resten desselben sich nach Linz zurückretten konnte. Kaiser Ferdinand II. entbietet darauf und weil der

Aufstand immer gefährlicher zu werden drohet, Baiern und Salzburg um Hülfe; doch sollen sie vor der Hand an der Grenze stehen bleiben, denn er will erst noch eine Unterhandlung mit den Bauern eröffnen. Es ist ihm gerade jetzo der Ausbruch eines solchen Kampfes höchst ungelegen, da er eben, wie bald wird berichtet werden, auch von Bethlen Gabor wieder bedroht ist. Freiherr Karl Fuchs, Niclas von Grünthal und Martin Hefner werden an die Bauern als fürstliche Commissaire gesendet. Die Bauern hatten sich unterdessen in Stephan Fadinger, einem entschlossenen Manne, ein Haupt gegeben und das Hausruck- und Traun-Viertel, über welche sich der Aufstand ausgedehnt, förmlich organisirt. Lärmzeichen und Versammlungsorte, je nachdem die Seite, von welcher man angegriffen würde, waren bestimmt. Mehr als zwanzigtausend Männer stehen unter den Waffen. Die kaiserlichen Commissaire sicherten sogleich allgemeine Verzeihung des Geschehenen zu, wenn die Bauern die Waffen niederlegten. Beschwerden könnten sie durch einen Ausschuß beim Kaiser anbringen. Man wünscht, den Aufgestandenen die Waffen zu entwinden. Sie sollen sie niederlegen, ohne zu fragen, was dann aus ihren Beschwerden werden wird. Die Bauern aber, die damals ihren Mittelpunkt in der Stadt Wels haben, wollen darauf nicht, wohl aber auf die gütliche Verhandlung eingehen. Die Bauern setzten ihre Beschwerden auf. Sie begehrten vor allen Dingen die Freiheit des Evangelii in der Weise, wie sie unter Kaiser Matthias Statt gefunden, Entfernung der Baiern, der Söldner und der Jesuiten, einheimische Beamte und einen allgemeinen Pardon. Die Bauern dachten nicht allein an sich, sondern auch an den Adel. Die verbannten Herren wären zurückzurufen, ihre eingezogenen Güter ihnen wiederzugeben.

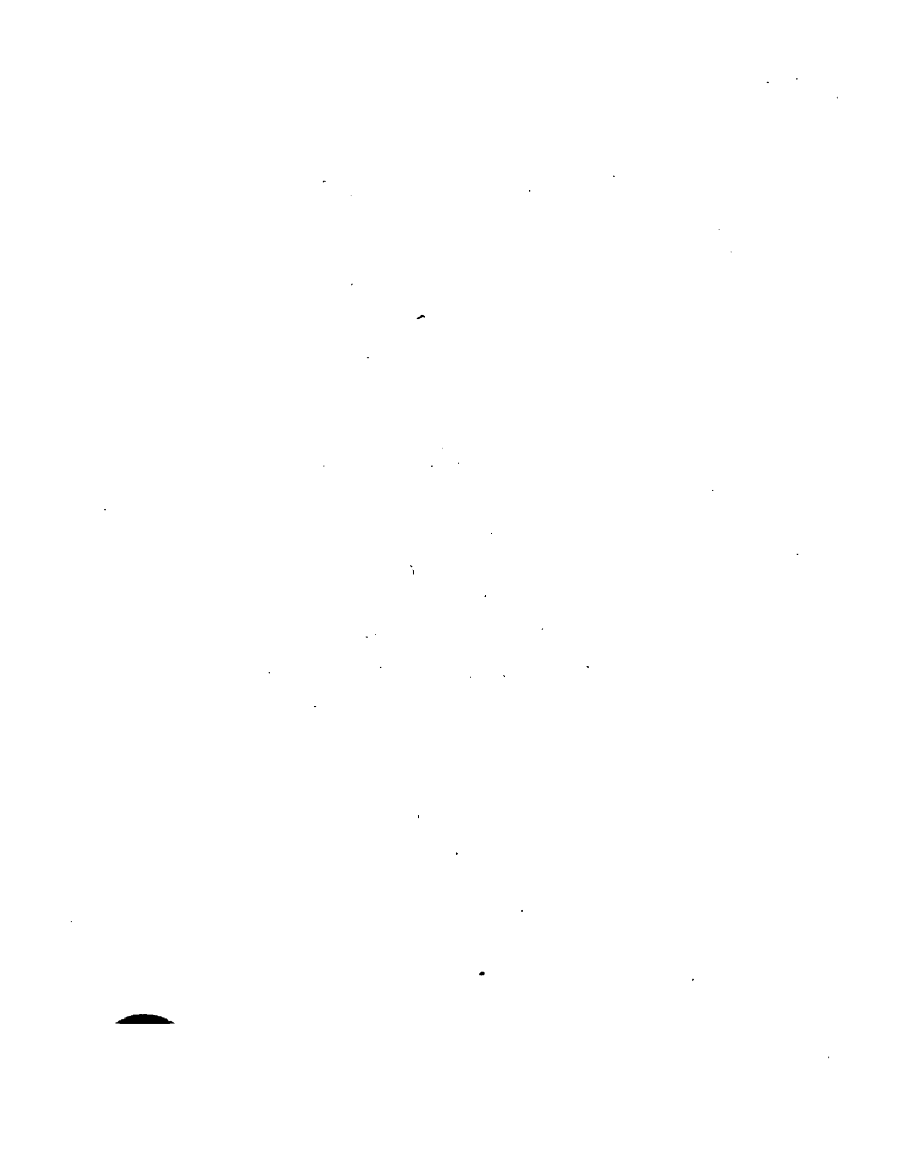
Mit diesen Anforderungen ging ein Ausschuß aus allen vier Vierteln erkiesen, zum Kaiser nach Wien. Die Bitten wurden gehört, aber lange keine Antwort gegeben, bis Stephan Fadinger sah, daß auf diesem Wege keine Auskunft zu gewinnen sei. Er erkannte, daß die religiöse Concession von dem Kaiser nicht zu gewinnen sei. Auf dem Kampfschauplatze war unterdessen Waffenstillstand gewesen, der jedoch von beiden Theilen übel gehalten ward. Die Bauern haben selbst die kaiserlichen Commissaire zu Steyer in Haft gesetzt und der Kampf ist, noch ehe der Ausschuß der Bauern zurückkommt, von neuem ausgebrochen. Vor Linz findet Stephan Fadinger den Tod 29. Juni 1626, ohne daß die Bauern durch seinen Fall erschüttert werden. Sie stellen Achatius Wiellinger als Feldhauptmann auf. Zwar vermögen nun die Bauern nicht Linz mit stürmender Hand zu erobern, wie sie oft versuchen, aber im Lande selbst breitet sich der Aufstand eher weiter aus, als daß er sich gemindert. Wenn die Ernte vorüber ist, wollen sie selbst in Nieder-Oestreich einbrechen, wohin der Aufstand sich noch nicht ausgebreitet. Die zu Linz versammelten Stände aber haben den früheren hohen Muth nicht mehr. Nur zu demüthiger Unterwerfung rathen sie den Bauern.

Unterdessen hat aber auch Maximilian von Baiern frische Truppen gesendet und der Kaiser ist im Stande unter Löbel und Weickhardt ebenfalls Verstärkung in die aufgestandenen Districte zu werfen. Nun, erst im Monat August, kam die kaiserliche Antwort auf die Beschwerden der Bauern. Sie sollen die Waffen auf der Stelle niederlegen, im Uebrigen können sie ihre vermeintlichen Beschwerden dem Kaiser abermals durch einen Ausschuß zu Wissen thun. Doch wird im Voraus bemerkt, daß die freie Ausübung des protestantischen Glaubens nicht werde bewilliget werden. Doch sollten die



Lith. u. Druck v. Ed. Pietzsch & Co. in Dresden.

Die oesterreichischen Bauern vor Linz.
Fedinger, ihr Anführer, fällt durch eine feindliche Kugel. (1626).



Abgaben für die Auswanderer ermäßiget, auch Niemand mit Gewalt von seinem Glauben abgenöthiget werden, dafern er nur regelmäßig die katholischen Kirchen besuche und die katholischen Sacramente nehme. Hier muß man zweifeln, ob man eine wahre Meinung des Kaisers vor sich hat oder nur eine Wendung, die er nimmt, um den Aufstand zu beschwichtigen. Letzteres ist doch wohl das Wahrscheinlichere. Oder hatte der Kaiser ganz und gar genug daran, wenn nur die äußern Ceremonien der Kirche gethan wurden, kam es ihm auf den Glauben und die Ueberzeugung gar nicht an, wollte er die Menschen zu Heuchlern machen!

Die Bauern indessen schienen zu erschrecken vor allen den Anstalten, die gegen sie getroffen wurden. Sie unterzeichneten vor neuen kaiserlichen Commissairen einen demüthigen Revers, bekannten sich darin der größten Frevel schuldig, überließen sich des Kaisers Gnade, gelobten die Waffen niederzulegen und auseinanderzugehen. Von der kirchlich-religiösen Freiheit sprechen sie kein Wort mehr. Einige Tage vorher war ein Waffenstillstand mit den Bauern geschlossen worden. Es ist ihnen versprochen worden, daß die Truppen da stehen bleiben sollen, wo sie sind. Aber ein neuer Haufe Söldner, den der Herzog von Holstein für den Kaiser geworben, kommt doch in das Land. Nun meinen die Bauern, daß sie getäuscht werden, daß sie mit Gewalt niedergeschlagen werden sollten. Noch einmal erheben sie sich und führen nun eine andere Sprache: nicht eher würden sie die Waffen niederlegen, als bis ihnen die freie Ausübung des protestantischen Glaubens bewilliget worden, darauf wollten sie Gut und Blut setzen. Der Kaiser, in diesem Augenblicke auch von anderen Gefahren noch umgeben, verzweifelte daran mit seinen Mitteln auszukommen. Er wendete sich an Maximilian den Baiern.

Dieser fehlte nun ja nirgends, wo es galt, den nationalen Glauben Deutschlands zu vernichten und an die Stelle des evangelischen Katholicismus wieder den römischen zu bringen. Das undeutsche Handeln ist die Lust und die Freude seines Lebens. Durch baierische Hülfe, die Pappenheim anführt, gelingt es endlich im Spätherbste des Jahres 1626 des östreichischen Bauernaufstandes ganz Meister zu werden. Der Kaiser giebt den Bauern, jedoch nur unter der Bedingung, daß sie katholisch würden, Pardon. Zuerst aber acht von den Anführern, unter denen auch Achatius Wiellinger, der Feldhauptmann, später noch sieben andere Männer starben den Tod auf dem Blutgerüst. In Ober-Oestreich werden nun die härtesten Maßregeln ergriffen, selbst gegen den Herrn- und Ritterstand; nur die Wahl zwischen Auswanderung und Annahme des römischen Katholicismus wird ihnen gelassen. In Nieder-Oestreich behält wenigstens der Adel die Gewissens-Freiheit noch auf einige Zeit. Ein großer Theil des östreichischen Herrn- und Ritterstandes wanderte aus, und ließ sich in protestantischen Städten und Ländern nieder. Das arme und kleine Volk aber mußte wohl auf dem Vaterboden bleiben und sich den Gewalt-Maßregeln fügen, welche getroffen wurden. Mit der ängstlichsten Sorgfalt ward nun in den nächsten Jahren jede Spur des evangelischen Gottesdienstes vernichtet, jede Spur ausgetilgt, daß hier der evangelische Katholicismus fast ausschließlich einst geherrscht. Die neu heranwachsende Generation besonders ward in die genaueste Absicht genommen. Von der Protestation gegen den römischen Katholicismus erfuhr sie weiter nichts, als daß sie verwerflich und abscheulich sei.

In der Zeit einer großen Gefahr hatte Ferdinand II. gegen die Bauerschaft von Oestreich sich standhaft erwiesen, niemals

etwas nachgelassen von seinen Entwürfen, immer nur Zeit zu gewinnen gesucht und Zeit zu gewinnen verstanden. Die katholische Gegen-Reformation in Deutschland ist vorzüglich das Werk feiner und schlauer Berechnungen. Der Krieg mit den Bauern hat den Kaiser nicht allein bedrängt, schneller würde er sonst mit ihnen fertig geworden sein. Noch von einer andern Seite her war er gleichzeitig bedroht gewesen. Seit dem Frieden, den er 1624 mit dem Kaiser geschlossen, ist Bethlen Gabor, der Fürst von Siebenbürgen, stets voll Angst und Besorgniß gewesen. Die Briefe, welche von Bethlen Gabor, nachdem der Krieg zwischen ihm und dem Kaiser abermals ausgebrochen, sowohl an den König von England als auch die Nord-Niederländische Republik geschrieben, geben alle seine Gedanken, Befürchtungen und Annahmen, die zum großen Theil als sehr begründet erscheinen, zu erkennen. Die Häuser Spanien-Habsburg, meint er, hätten es keinesweges allein auf die Herrschaft des Katholicismus abgesehen, sondern auch auf eine Ausbreitung ihrer politischen Macht, so weit sie nur reichen könnten. Solchen Bestrebungen müsse man einen allgemeinen Bund nicht allein der protestantischen, sondern auch der römisch-katholischen Mächte entgegensetzen, Frankreich, Savoyen und Venedig namentlich hierfür gewinnen. Der Fürst, welcher von allen Zuständen und Vorgängen in Konstantinopel sehr genau unterrichtet sein konnte, behauptet sogar auf das bestimmteste, daß Spanien-Habsburg sich alle Mühe gegeben, die Pforte auf ihre Seite zu ziehen, sie ihren Entwürfen geneigt zu machen, ihre Mitwirkung zu gewinnen. Wenn das Haus Spanien-Habsburg rede und schreie, sagt er, so geschehe es nur um des Scheines der Christlichkeit und Gottseligkeit willen. Sehr gern würde es die Hülfe der Türken nehmen, wenn sie nur zu erlangen wäre. Bethlen Gabor

ist überzeugt, daß ein allgemeiner politischer und religiöser Druck von Spanien-Habsburg beabsichtiget werde. Darum, weit mehr darum, als weil ihm die Bedingungen des Friedens von 1624 abermals nicht erfüllt wurden, hat er wieder an Wehr und Waffen gedacht, ist mit England, Schweden, Dänemark und Nord-Niederland in Verbindung getreten. Im Jahre 1626 scheint sich die protestantische Partei in dem deutschen Reiche überhaupt wieder ermannen und erheben zu wollen. Es ist wieder eine nicht kleine Bewegung, von der indessen hier nur ein Theil und so weit sie in den eigentlichen Staaten des Kaisers spielt, seine Gegen-Reformation verzögert, erfaßt und dargestellt werden kann.

Im Frühling 1626 eröffnete Bethlen Gabor wieder den Krieg gegen den Kaiser und drang abermals in Ungarn ein, wie er sich eben mit Katharina, Schwester Georg Wilhelms, Kurfürsten von Brandenburg, vermählt. Murtazan, Pascha von Ofen, hatte von der Pforte Befehl empfangen, Bethlen Gabors Beginnen zu unterstützen. Der Fürst meinte, daß man zum Dienste der guten Sache die Hülfe des alten Erz- und Erbfeindes wohl nehmen könne. Bei dem Einbruche in Ungarn konnte nun nicht mehr wie früher, nicht in demselben Maße auf die Ungarn selbst gerechnet werden. Es waren so viele große Geschlechter wieder zum Katholicismus zurückgekehrt und Bethlen Gabor selbst hatte den Krieg gegen den Kaiser so oft, wenn auch nicht ohne Glück, doch ohne Ausdauer geführt. Wer von den Ungarn sollte sich noch zu ihm stellen, da der Fürst die gebotene und genommene Krone wieder abgelegt. Sollte man sich des Kaisers Feindschaft aussetzen, wenn Bethlen Gabor noch einmal zurücktreten wird. Auch scheint diesesmal die Bewegung der Ungarn für Bethlen Gabor sehr unbedeutend gewesen zu sein. Das Gelingen des dies-

maligen Unternehmens ist besonders darauf berechnet, daß der Graf von Mannsfeld mit einem bedeutenden Heer sich mit Bethlen Gabor in Verbindung setzen sollte. Mannsfeld hatte sich indessen nur mit schweren Verlusten durchschlagen können. Nur etwa achttausend Streiter konnte er nach Ungarn bringen, und es war auf mehr als zwanzigtausend gerechnet worden. Wallenstein, der damals seine größere Rolle als kaiserlicher Feldherr, die in diesen Jahren nicht hier, sondern im deutschen Reiche ihre Hauptbedeutung hat, begonnen, stand dem Fürsten und dem Grafen von Mannsfeld mit mehr als 60,000 Streitern entgegen, verstand indessen nicht seine große Uebermacht zu brauchen, zeigte zuweilen sogar auffallendes Ungeschick in der Führung dieses Krieges.

Wenn die ganze Gefahr, die Bethlen Gabor gedroht, für den Kaiser bald vorüberging, so war es nicht Wallensteins, sondern der Umstände Verdienst. Bethlen Gabor sah, daß die große Vereinigung der protestantischen Mächte, auf die er gedrungen, ausblieb, er von ihnen weitere Unterstützung nicht erwarten konnte, daß sich die Gesinnungen der Menschen in Ungarn geändert, daß in Böhmen, Mähren und Oestreich den Gegnern des Kaisers bereits das Herz gebrochen, er selbst und allein nicht kräftig und mächtig genug dastehe, um ihnen wieder Muth zu machen. Seine eigenen Bundesgenossen, die wilden Mannsfelder und die noch wildern Türken waren ihm verhaßt geworden. Die letzteren waren so wild, daß Pascha Murtazan einst vor seinen eigenen Leuten zu Bethlen Gabor flüchten, dieser sie durch ungarische Waffen zur Ordnung bringen mußte. Es schmerzte den Fürsten der Vorwurf, den er oft hören mußte, daß Ungarn durch ihn verwüstet, ja fast vernichtet werde. Da nun jetzo einmal nichts zu erreichen war, wollte er sich diesen bittern Vorwurf nicht machen lassen und

verfahren werden. Dabei ward aber auch gesagt, daß der Majestätsbrief, der einst ertrotzte und abgezwungene, cassirt, und fortan ungültig sei. Beiläufig ward auch mit erwähnt, daß, weil die Revolution aus der Verschiedenheit des Glaubens hervorgegangen, fernerhin nur noch römisch-katholischer Glaube im Reiche Böhmen solle geduldet werden. Beinahe zu gleicher Zeit erschien noch eine „verneuerte Landesordnung für das Erbkönigreich Böhmen." Denn die von dem Kaiser schon früher aufgestellte Behauptung, daß Böhmen seines Hauses Erbe sei, ward jetzo, da Niemand mehr wagen durfte zu widersprechen, glücklich durchgesetzt. Die Landesordnung bestimmte nun, daß die Stände sich künftighin nur auf den regelmäßigen Landtagen und anders nicht versammelen dürften, daß ein solcher Landtag nur noch auf königliche Vorladung gehalten werden könne. Die Stände verloren auch die früher entscheidende Stimme über Gesetze, Krieg, Bündnisse, Frieden, Domainen und blieben auf die Steuerbewilligung beschränkt. Auch empfing der geistliche Stand nun das Recht auf den Landtagen zu erscheinen, und der Kaiser legte sich das Recht bei in den Herrn- und Ritterstand zu erheben. Böhmen hat nebst Mähren, wohin 1628 dieselben Maßregeln ausgedehnt wurden, hiermit eine durchaus veränderte politische Gestaltung empfangen. Aus einem Reiche, in dem der König nicht viel mehr als in Polen bedeutete, die Stände beinahe Alles waren, hatte es sich umgestaltet in eine Monarchie, darin der König fast Alles, die Stände beinahe nichts mehr bedeuteten.

Wie lieb aber auch dem Kaiser die Erhöhung seiner politischen Gewalt sein mochte, sie lag ihm doch immer weniger am Herzen als die religiös-kirchliche Umgestaltung des Landes. Es war darin noch immer nicht genug gethan, der Protestantismus erhielt sich noch immer trotz aller Verfolgungen. Be-

sonders bedurfte es noch eines großen Schlages auf den alten böhmischen Adel. Im Febr. 1627 setzte der Kaiser eine neue, aus sechs Personen bestehende Commission zur Vernichtung der sogenannten Ketzerei nieder. Diese ward mit der unbedingtesten Gewalt ausgerüstet. Ferdinand II. opferte sogar einstweilen einen Theil seiner Landeshoheit auf, indem er Appellationen von den Aussprüchen der Commission an sich selbst, den Kaiser, zu thun verbot. Die Commission, welche ihr Werk in Prag anhebt, wo noch immer die Bürgerschaft nicht vom evangelischen Katholicismus weichen will, ergreift sehr zweckmäßige Mittel, die Menschen zum Katholicismus zu zwingen. Welche sich standhaft weigern katholisch zu werden, deren Hab und Gut wird sofort confiscirt und verkauft. Was wollten da die Armen und Kleinen thun. Sie mußten in die katholische Messe gehen, ihre Kinder in die katholischen Schulen senden! Durch Sendboten und Abgeordnete verbreitet und verzweigt sich die Commission über das ganze Land. Es ward confiscirt, gedrängt, gepreßt, geschlagen, zuweilen auch geschmeichelt und überredet, aber in der Regel nicht getödtet, damit der Protestantismus keine Märtyrer, keine Blutzeugen seiner Wahrheit empfange, die in Andern Hingebung und Begeisterung erwecken könnten. Freilich fehlte es an Blut auch nicht. Auf mehreren Puncten Böhmens, seit dem Jahre 1626 mehr als einmal, waren die Bauern aufgestanden. In der Umgegend von Prag und im Kaurzimer-Kreise hatte ihnen 1628 die Verzweifelung die Waffen wiederum in die Hände genöthiget. Aber die früheren vereinzelten Aufstände hatten sich stets an der militairischen Macht gebrochen. Der letzte Aufstand böhmischer Bauern hatte auch dasselbe Schicksal. Nicht weniger als fünfhundert der Armen wurden erbarmungslos niedergeschossen. Die ungeheuren Maßregeln bezwangen so all-

mälig das eigentliche Volk, den Bauer- und Bürgerstand, daß er zum römischen Katholicismus zurücktrat. Tausende und abermals Tausende behielten freilich den Protestantismus noch lange im Herzen; in nicht wenigen Familien pflanzte er sich selbst bis auf die neuern Zeiten in tiefer Stille fort. Aber die Mehrzahl der Nation war verloren für den Protestantismus. Die neuheranwachsende Generation ward zu sorgfältig bewacht.

Die Revolution aber, welche damals in Böhmen vorging, als der Protestantismus gewaltsam vernichtet und wieder in den römischen Katholicismus verwandelt ward, war nicht allein eine religiös-kirchliche. Sie hatte noch vielfach andere Gestalt. Böhmen verlor einen großen Theil seiner alten und eigentlichen, seiner ächt-böhmischen Bewohner. Bei dreißigtausend Hausväter und Familien wanderten aus, zum Theil mit Zurücklassung aller ihrer Habe, um nur den theuren Glauben zu erhalten. Deutsche traten an die Stelle der Geflüchteten und Deutsche wurden geraume Zeit allenthalben begünstiget und vorgezogen. Böhmisch war fast gleichbedeutend mit ketzerisch geworden. Die Jesuiten vertilgten mit fanatischer Wuth alle böhmische Bücher, deren sie habhaft werden konnten. Böhmen ward von nun an weit mehr, als das früher der Fall gewesen, ein dem deutschen Wesen sich annäherndes Land.

Etwas besser als dem eigentlichen Volke ist es dem alten böhmischen Adel, dem Herrn- und Ritterstande, ergangen. Gegen ihn besonders, dem man bis jetzo noch nicht so recht hat beikommen können, erscheint das kaiserliche Patent vom 31. Juli 1627. Ferdinand II. redet darin seine gewöhnliche Sprache. Es ist nicht allein seine Königs-Pflicht, sondern auch seine Gewissens-Pflicht zu sorgen, daß nur ein Glaube, der allein seligmachende Glaube Roms, in seinen Landen herrscht.

Darum werden auch die Herren und Ritter angewiesen, sich inner der nächsten sechs Monate im katholischen Glauben unterrichten zu lassen und denselben anzunehmen. Nun kann aber gegen den Adel nicht wie gegen die Armen und Kleinen mit Prügeln und Schlägen verfahren werden. Auch ist es noch immer bedenklich, andere sehr gewaltsame Dinge gegen denselben in Bewegung zu setzen. Er möchte sich sonst verzweifelungsvoll erheben und sich an die Spitze des innerlich noch so bewegten Volkes stellen. Darum fügt das Patent hinzu, daß, wenn der Adel binnen der gesetzten Frist die Ueberzeugung von der katholischen Wahrheit nicht gewonnen und also nicht katholisch werden will, er seine Güter binnen wiederum sechs Monaten an Katholische verkaufen und ohne Abzug und Nachsteuer mit gesammten Habe und Eigenthume das Land verlassen kann. Am Schlusse sagt Ferdinand II. noch, daß er nur ungern die alten edlen Geschlechter verlieren würde. Darum möchten sie doch ihre Wohlfahrt bedenken und sich mit ihrem Gewissen berathen. So wird dem Adel ein Ausweg eröffnet, der wenigstens den vollen Untergang nicht in sich schließt, den vollen Untergang, dessen Gefahr sie zum Verzweifelungs-Kampfe treiben könnte.

In der Berechnung, daß der böhmische Adel bei diesem eröffneten Auswege keinen Schritt der Verzweifelung wagen werde, täuscht sich der Kaiser nicht. Es ist nun allenthalben demüthiger und schweigender Gehorsam. Die Erwartung aber, wenn er sie überhaupt gehabt, daß der römische Katholicismus vom Adel nun würde allgemein angenommen werden, erfüllt sich nur in einem sehr geringen Grade. Nur der kleinere Theil des alten böhmischen Adels nimmt, um nicht von dem theuren Vaterboden weichen zu müssen, den römischen Katholicismus an. Der größere Theil wandert aus. Slawata selbst

berichtet, daß einhundertfünfundachtzig böhmische Herrn- und Rittergeschlechter, mehrere tausend Personen umfassend, indem manch Geschlecht vierzig, funfzig Mitglieder gezählt, Böhmen geräumt haben. Zwar wird der Auswanderungstermin bis zum Mai 1628 verlängert, sonst aber sucht man den Abziehenden, die durch schnellen und erzwungenen Verkauf ihrer liegenden Gründe so gewiß ungeheuren Verlust erlitten, noch allen möglichen Schaden zuzufügen. Im Jahre 1628 wird verordnet, daß katholische Schuldner den Abziehenden solche Capitalien, die während der Revolution aufgeborgt, gar nicht, von allen andern nur die Hälfte wiederzuzahlen brauchten. Durch den Krieg, die Hinrichtungen, die Verbannung ist der größte Theil des alten böhmischen Adels entweder vernichtet oder doch aus dem Lande geschafft. Er zerstreut sich in die protestantischen Länder, nach Siebenbürgen, Sachsen, Brandenburg, Preußen, Holland, Dänemark und Schweden. Unter den schwedischen Heeren der folgenden Jahre erscheinen nicht wenige böhmische Namen. Deutsch-katholischer Adel trat an die Stelle des böhmisch-protestantischen. Vornehme Bürger, Künstler und Gelehrte hatten Böhmen ebenfalls in bedeutender Anzahl verlassen. Slawata selbst klagt, daß dadurch Böhmens Blüthe gebrochen, seine Kraft und zum Theil sogar sein Reichthum auf protestantische Lande übertragen worden sei.

Wenn der Kaiser statt der vertriebenen Protestanten die Judenschaft Böhmens sehr begünstigte, sie gegen eine jährliche Zahlung von 40,000 Gulden von allen andern Staatslasten und Staatsabgaben befreiete, ihnen liegende Gründe zu besitzen, Handwerke zu treiben und Freiheit des Verkehrs gestattete, so konnte das wohl immer noch eher als ein Bestreben, Böhmen wieder emporzubringen, betrachtet werden, als wenn alle geistliche Güter, die für andere Zwecke einge-

zogen worden, wieder zu der todten Hand der Kirche gebracht, dem römischen Stuhl eine Abgabe von jedem Sacke Salz, das in Böhmen aus= oder eingeführt wurde, zugesprochen ward.

Indessen frug Kaiser Ferdinand II. nach solchen, wie es ihm schien, irdischen Sachen, wenn Böhmen vertrocknete und das Leben daselbst unter der Leitung des Jesuitismus versumpfte, nicht. Denn er meinte, doch wenigstens das Himmlische gerettet zu haben, nicht erwägend, daß ein Vertrocknen und Versumpfen des Irdischen gerade beweißt, daß es auch mit dem Himmlischen nicht zum Besten bestellt sein kann. Nicht selten ist versucht worden, Ferdinand II. wegen der Gewaltsamkeit, mit der er die Menschen seines Reiches, so weit er kann, zu seinem Glauben zwingt, durch einen Grundsatz zu rechtfertigen, der damals allerdings auch von protestantischer Seite gehandhabt ward. Dieser Grundsatz sagte, daß Unterthanen desselben Glaubens sein müßten, wie der Landesherr. In mehr als einem seiner Religions=Edicte beruft sich Ferdinand II. auch selbst auf diesen in dem deutschen Reiche zum Recht gewordenen Grundsatz. Die Vertheidigung sagte daher und sagt noch, der Kaiser habe am Ende weiter gar nichts gethan, als sich eines damals ziemlich allgemein anerkannten Rechtes bedient. Sittlich aber kann Ferdinand II. dadurch nicht gerechtfertiget werden. Die von Menschen gemachten und willkührlich zu Recht erhobenen Grundsätze sind an sich selbst gar nichts. Jeder ist gehalten, wenn er das Wahre und Göttliche in seiner Brust nicht schon hat untergehen lassen, vor einem Grundsatze zurückzutreten, der nur mit Jammer, Thränen und Blut zu einer Thatsache gemacht werden kann. Ein höheres, sittliches, von der Gottheit in die Brust gesenktes Gefühl, das mit unverwüstlicher Kraft in dem reinen Menschen stets laut, stets wachsam ist, dessen Stimme man

nur gewaltsam und zu eigenem Schaden übertönen kann durch eine andere irdischer, frevelvoller Entstehung muß hoch über solchen Grundsätzen und ihrer Ausführung stehen.

Im Uebrigen war zwischen der Ausführung des Grundsatzes von evangelischer und der Ausführung ebendesselben von katholischer Seite ein ungeheurer Unterschied. Die Protestanten hatten den Grundsatz zuerst aufgestellt, weil in ihren Landen nur Einzelne waren, die frei beim Katholicismus verharrten, und gegen diese ward, nur England und sehr wenig andere Beispiele ausgenommen, nicht mit blutiger Gewalt vorgeschritten. Ferdinand II. aber stellte sich einer ganzen Nation gegenüber und führte den Grundsatz in einer Weise hinaus, von welcher selbst andere Mönchsorden, den sich mit diesen Bekehrungen brüstenden Jesuiten gegenüber, sagten, daß sie weiter gar nichts als zufahrende Gewalt gewesen, daß die Jesuiten durch solche Bekehrungen keinen Beweis von der Kraft des katholischen Glaubens gegeben. Mit demselben Eifer wie in Böhmen und Oestreich verfolgte der Kaiser den protestantischen Glauben, wo er es nur konnte. Nur waren ihm in Schlesien die Hände dazu viel mehr gebunden, und er konnte nicht in demselben Maße durchdringen. In den Fürstenthümern Breslau, Liegnitz, Brieg, Oels und Wohlau konnte die Gegen-Reformation fast gar nicht, in den andern Theilen Schlesiens nur theilweise durchgesetzt werden.

Ganz anders als in Böhmen, in Oestreich und in seinen andern Erbländern mußte Kaiser Ferdinand II. in dem übrigen deutschen Reiche verfahren. Zwei Dinge sind es stets, um welche alle seine Gedanken laufen, in denen seine ganze Seele lebt. Begründung des römischen Katholicismus, wie er jetzo von den Jesuiten gebildet und gestaltet worden, Erweiterung seiner politischen Macht heißen diese beiden Dinge. Aber er mag

an das Eine denken oder an das Andere, in dem Reiche, wo die Fürsten und Stände ihm entgegenstehen, ist in einer ganz anderen, vorsichtigern, langsamern Weise zu verfahren als in den Erblanden. Wie viele Rücksichten sind doch hier, was Glauben und Kirche anlangt, zuerst auf die Fürsten und Stände selbst zu nehmen, die doch noch eine Kraft des Widerstandes besitzen, die nicht plötzlich aufgeregt und aufgeschreckt werden dürfen, denen die Gefahr des Unterganges des Protestantismus gar nicht klar und unzweideutig gezeigt werden darf, damit sie sich nicht ermannen, damit die Verzweifelung sie nicht vereinige, sie nicht zum entschlossenen Widerstande treibe. Wie viele Rücksichten sind ferner nicht zu nehmen auf die ausheimischen protestantischen Mächte, auf England, Dänemark und Schweden! Nur schrittweise wird sich im glücklichsten Falle der Reformation beikommen, nur allmälig wird sie sich zerstören lassen, will man nicht in der Mitte der Bestrebungen aufgehalten werden durch einen Kampf, der leicht den Erfolg wieder sehr zweifelhaft machen kann. Darum ist Kaiser Ferdinand II. hier langsam und vorsichtig aufgeschritten, nie wenigstens schneller als die Umstände es zu erlauben schienen. Und dabei hat er durch Worte seinen eigentlichen Absichten, die klar und unzweideutig auf die Vernichtung der ganzen Reformation gehen, nach Möglichkeit zu verschleiern gesucht. Er wollte den Stand der Dinge wieder herbeiführen, der zur Zeit des Abschlusses des Religionsfriedens vom Jahre 1555 gewesen, das war das Einzige, was er heraussagte, was er eingestand als seinen Plan und was doch weiter nichts als der Anfang seines großen und eigentlichen Entwurfes war.

Wenn der Kaiser an diesem Entwurfe allein festhalten wird, so wird er viele und treue Bundesgenossen finden. Darwider wird keine katholische Macht sein, nicht einmal

Frankreich, das sonst mit so eifersüchtigen Augen Spanien-Habsburg beobachtet. Aber Spanien, der Pabst, alle katholische Stände Deutschlands werden mit dem größten Eifer auf der Bahn des Kaisers gehen. Unter den letzteren besonders Maximilian I. von Baiern. Der Baier ist damals in demselben Sinne beschäftiget wie der Kaiser. In seinem alten Baiern, wo die Stimme des Protestantismus vor der Gewalt schon lange verklungen, baut er die Jesuiten für die obern, die Kapuziner für die untern Stände an. Freigebig war das Mittelalter für die Kirche gewesen, viel freigebiger, freigebig bis zur maßlosen Verschwendung ist Maximilian gegen Kirchen und Klöster. Mit ungeheurem Eifer arbeitet er, den Staat um seine Kräfte, das Leben um seine Mittel und seine Bewegung zu bringen. In der Ober-Pfalz aber verfuhr Maximilian I. wie Ferdinand II. in Böhmen. Verbannung und Gewalt auf die Menschen, Brand und Vernichtung auf die evangelischen Bücher, die Blüthen des Geistes. Wenn tausend redliche Unterthanen zu Jammer und Noth entwichen, wenn Gewerb und Verkehr vor seiner hartherzigen Weise, die er Frömmigkeit nannte, flohen, wenn die Heiterkeit des Lebens erstarb, es kümmerte Maximilian I. nicht, tönte nur die Klosterglocke wieder über die Flur, stand das Heiligenbild nur wieder. Diese Männer, Ferdinand II. und Maximilian I., wenn sie es vermocht, würden Deutschland zurückgestoßen haben in einen Zustand, der viel finsterer noch als das 14. oder 15. Jahrhundert geworden. Sie hätten, indem sie dem Himmel zu dienen wähnten, die Welt und das Leben verdorben. Wie Maximilian I. waren von den katholischen Fürsten und Ständen des Reiches, wo nicht alle, doch viele. Nur Hülfe, treue Hülfe hatte der Kaiser von ihnen zu erwarten, hielt er an diesem einen Entwurfe fest. Und sehr bedeutend war diese

Hülfe. Gewaltig und sieggekrönt stand ja das Heer der katholischen Liga unter Tilly da.

Aber es war anders; nicht diesen Gedanken allein trug der Kaiser in der Brust, er trug einen zweiten noch darin auf die Mehrung seiner irdischen Macht und Hoheit. Dieser wollte mit noch viel größerer Vorsicht als der erstere gehandhabt sein. Bei der Ausführung desselben war nur auf eine Hülfe zu zählen, auf die Hülfe des stammverwandten Spaniens. Sonst war auf weiter nichts zu rechnen als auf Gegner. Weder Frankreich, noch dem Pabste selbst, noch sonst einer katholischen Macht ist Vergrößerung der Macht von Spanien-Habsburg genehm. Ja sie würden eine solche als das größte Unglück ansehen, weil sie fürchten, später dann auch noch verschlungen zu werden. Dieselbe Furcht wird auch die katholischen Fürsten und Stände des Reiches, und je kleiner sie sind, in desto größerem Maße bewegen. Mit großer Vorsicht und Schlauheit wird Kaiser Ferdinand II. die Sachen anstellen müssen, wenn er nicht seine Bundesgenossen verlieren, ja sie in Gegner umwandeln will. Die katholischen Fürsten und Stände müssen die Hände reichen zu Vernichtung des Protestantismus nicht allein, sondern auch der protestantischen Fürsten, eben weil sie protestantische sind. Sie dürfen es dabei nicht bemerken, oder es doch nur so spät als möglich bemerken, daß es dabei auf noch etwas Anderes als auf den Protestantismus, daß es dabei auch auf die kaiserliche Macht abgesehen ist.

Um die Zeit aber des Tages von Regensburg konnte der Kaiser kaum daran denken, hochfliegenden politischen Entwürfen nachzugehen. Seine eigenen Heere waren nothwendig, um Bethlen Gabor zu bewachen, Bauernaufstände niederzudrücken, den Katholicismus aufzuzwingen. In dem nur eben

erst wieder eroberten Böhmen und Oestreich war allenthalben durch militairische Gewalt zu wachen und zu sorgen, daß Gehorsam und Unterwürfigkeit bliebe. Auch waren diese eigenen Heere nicht eben bedeutend; um so weniger konnte Ferdinand II. sogleich an solche Unternehmungen denken, die ganz frei und selbstständig von ihm geleitet und berechnet sein mußten. Es ließen sich zuerst nur die kirchlichen Entwürfe verfolgen, in denen auf die kräftigste Wirkung der katholischen Partei und ihres Heeres, der ligistischen Arme unter Tilly, gezählt werden konnte. Wie der Tag von Regensburg so viele thöricht gefaßte und gehegte Hoffnungen zerstörte, stand die katholische Heeresmacht, aus Spaniern und dem Heere der Liga bestehend, eben so übermächtig als übermüthig da. Nichts mehr von Ordnung, Recht und Gesetz ward geachtet. Wider gelobte Verträge legte man Besatzungen in Städte und Landschaften, schrieb Steuern und Contributionen aus, marterte und quälte, frug dabei am allerwenigsten nach den Landesfürsten, wenn sie kleine und unbedeutende waren oder wenn man sie niedergeschlagen hatte. Ein deutscher Fürst klagt es selbst in einem Schreiben: es sehe aus als wolle man Alles ruiniren, Alles an den Bettelstab bringen. So handelten Spanien und Baiern, die vom Kaiser Reichs-Executoren genannt wurden. In der That war ein geheimes, stillschweigendes Uebereinkommen unter ihnen, Alles so weit abzumartern und abzumüden, bis es sich den römischen Katholicismus würde gefallen lassen.

Tilly ist dabei nach Möglichkeit wach, daß sich nicht ein größerer und geschlossener Widerstand bilden möge. Die niedersächsischen Kreisstände, unter denen die Häuser Braunschweig und Mecklenburg die Hauptrolle spielten, hatten schon das Erscheinen der Spanier auf deutschem Boden mit bangem Miß-

trauen gesehen und mehrere Kreistage deshalb gehalten. Sie waren, wie Alle, mit guten Worten getröstet und getäuscht worden. Noch während des Regensburger Tages, als die Entwürfe der katholischen Partei immer klarer zu werden beginnen, hat der niedersächsische Kreis beschlossen, sich auf den Vertheidigungs-Fuß zu stellen. Schon jetzo mögen Besprechungen zwischen dem Kreise und zwischen Nord-Niederland, England und besonders Dänemark andererseits gehalten worden sein, ohne daß es jedoch zu etwas Festem und Bestimmten kommt. Die Fürsten und Stände lassen sich durch Versprechungen des Kaisers, die theils mittelbar, theils unmittelbar gegeben werden, daß der niedersächsische Kreis nicht mit Heeresgewalt überzogen oder sonst geschädiget werden solle, hinhalten.

Da erscheinet plötzlich wieder auf niedersächsischem Boden jener Christian aus dem Hause Braunschweig, der Kampfgenosse des Grafen von Mansfeld, der für Friedrich V. von der Pfalz jüngst die Waffen genommen. Er kommt aus Nord-Niederland wieder, wohin er sich früher zurückgezogen hatte. Christian dringt keck an die Weser vor und erläßt ein Schreiben an die niedersächsischen Stände: alle Versprechungen des Kaisers und der katholischen Partei, meint er, wären trügerisch, man solle ihnen nicht Macht und Zeit mehr lassen, täuschen zu können, man solle zu den Waffen greifen, es sei das einzige Mittel den Protestantismus vom Untergange zu retten, er biete dazu alle seine Hülfe dar. Deutlich ist der Zweck des Briefes, die niedersächsischen Kreisstände wieder zu einem männlichen Entschluß emporzuheben.

Christian fand aber hier nicht die Gesinnung, welche er erwartet hatte. Zuweilen scheint der kleinen protestantischen Fürsten sich auch ein kleinliches Wesen zu bemeistern. Sie

scheuen jede Gefahr, sie denken nicht an das Allgemeine, sondern nur an sich und wenn ihnen etwa von dem Kaiser wieder einmal versichert wird, daß gerade sie leer und gut ausgehen sollten, lassen sie die Hände im Schooße ruhen, als ob das allgemeine Schicksal des Protestantismus sie nicht angehe. Der Kaiser läßt es auch gegenwärtig nicht an schönen Worten fehlen. Und so siehet sich Christian von Braunschweig bald selbst in der Gefahr, daß der Kreis sich mit dem ligistischen Heere vereinigen und beide auf ihn fallen würden. Selbst bei seinem eigenen Hause von Braunschweig findet er keine günstige Gesinnung. So beschließt er Nieder-Sachsen zu verlassen und sich nach Westphalen zu wenden. Tilly, der immer gedroht hat in den niedersächsischen Kreis einzubrechen, wenn man den Braunschweiger nicht hinausschaffe, folgte und faßte ihn am 6. Aug. 1623 bei Stattlo an der Weser. Tilly erfocht einen bedeutenden Sieg. In seinem Schlachtberichte rühmt er sich, daß mehr als sechstausend Feinde die Wahlstätte mit ihren Leichen bedeckt hätten. Christians ganzes Heer scheint zerstreut und vernichtet worden zu sein. Mit Mühe rettet er sich selbst auf das Gebiet der Nord-Niederländischen Republik.

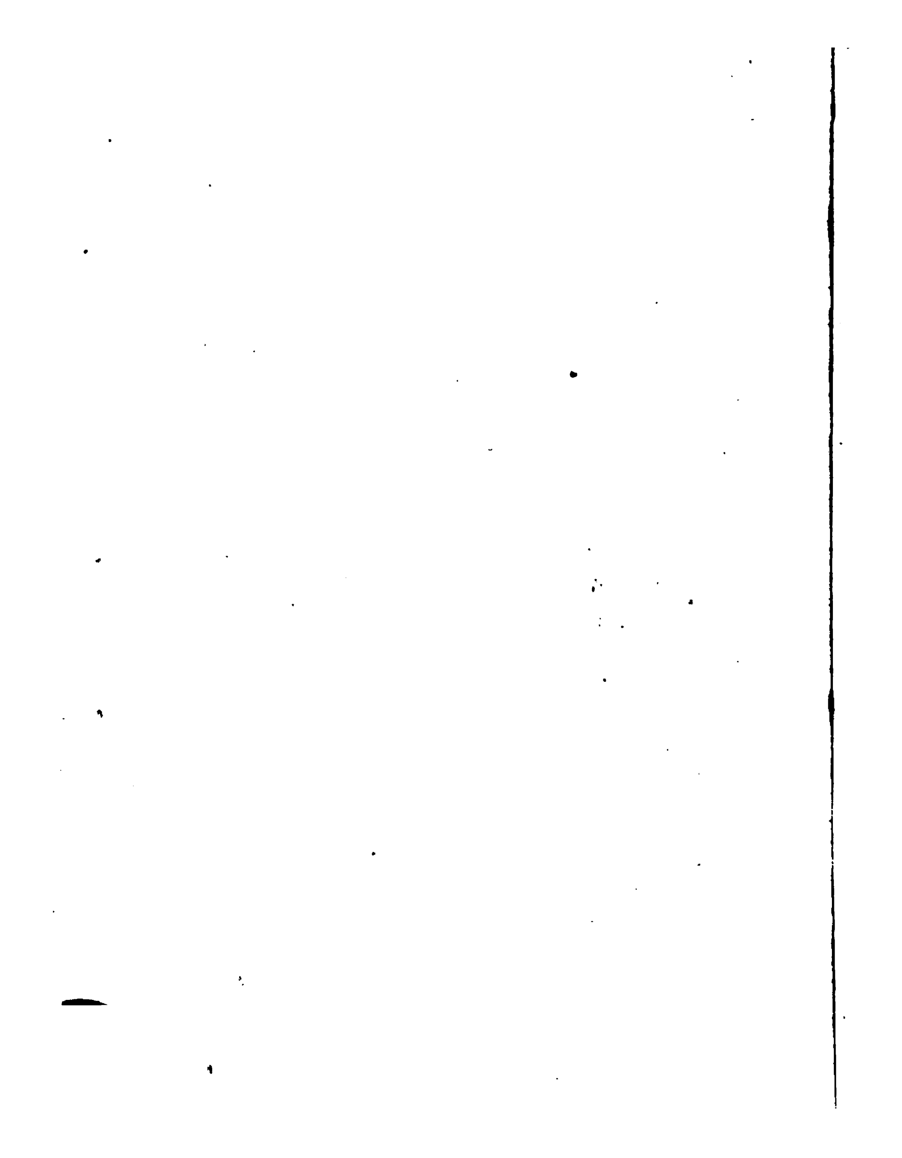
Mansfeld, der sich bei dem Ganzen seltsam und zweideutig beweißt, zu dieser Zweideutigkeit aber wohl auch durch die Ungewißheit der protestantischen Fürsten und Stände genöthiget war, ist in Friesland stehen geblieben. Der Kaiser hat, wie Christian in Niedersachen steht, die früher über Mansfeld ausgesprochene Acht zurückgenommen, damit er durch diese Milde bewogen werden sollte, sich mit Christian von Braunschweig nicht zu vereinigen. Nachdem dieser besiegt, wird er ebenfalls gefaßt und sein kleines Heer zerstreut. Auch Mansfeld muß sich auf das Gebiet der Republik flüchten. Leicht



Nach van Dyk.

TILLY.

Lith. u. Druck v. Ed. Pietzsch & Comp. in Dresden.



hätte diese Bewegung, da sie mit Bethlen Gabors Schild-erhebung zusammentraf, zu etwas führen können, wenn es nicht fast allenthalben an Umsicht, Muth, Entschlossenheit und Begeisterung gefehlt.

Im Süden des deutschen Reiches war die katholische Gegen-Reformation in voller Thätigkeit, Tilly stand mit dem Heere der Liga theils an den Grenzen des nördlichen Theiles desselben, theils war er schon selbst in ihm eingebrochen. Man konnte die Hoffnung fassen, die protestantischen Fürsten und Stände, die ruheten und rasteten, theils weil sie betäubt und erschreckt waren, theils weil sie die ganze Größe der drohenden Gefahr nicht würdigten, nicht übersahen, einzeln zu übermannen, wenn ihnen nur von außen her keine Hülfe komme. Dann sollte durch eine Waffengewalt, durch bloßen Zwang, wie in Böhmen, zuerst das äußere Gebäude des römischen Katholicismus wieder aufgerichtet werden. Dabei läßt das kaiserliche Haus auch schon in Schriften, in denen man vor der Hand freilich nur Privat-Ansichten verbreitet, zu verstehen geben, daß Oestreich nunmehro durch Verjährung das Erbrecht auf den deutschen Thron gewonnen habe. Die protestantischen Fürsten und Stände beachten doch schon solche Aeußerungen, die mit offenbarer Absichtlichkeit verbreitet werden, als sollten die Gemüther auf große Veränderungen, die über das Reich kommen sollen, vorbereitet werden. Indessen, wenn auch die Fürsten und Stände anfingen große Befürchtungen zu hegen, so war die Furcht doch noch nicht stark genug, um zu so kühnen und kräftigen Entschlüssen zu treiben, wie die Verhältnisse, die Schlauheit, ja die Verwegenheit der Gegner sie erforderte. Die vielen kleinen Herrnthümer, welche in dem deutschen Reiche bestanden, machten auch ein kräftiges Aufschreiten und ein kräftiges Zusammenhalten zu einer ungemein